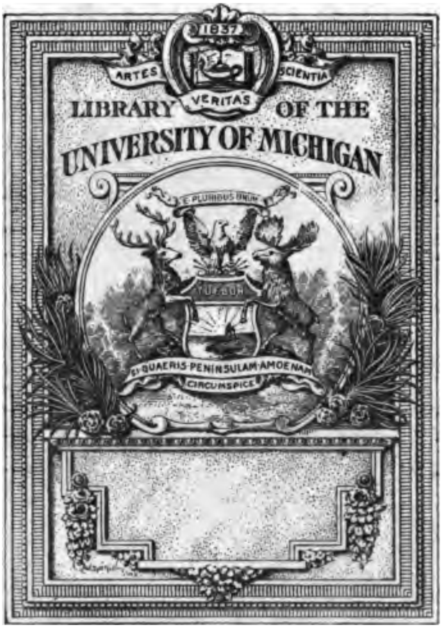

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1890.

Siebenter Band.

Stuttgart.

Verlag der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft

(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Inhalts-Verzeichniß des siebenten Bandes.

Der Moorhof.

Roman

von

Ferdinand Hermann.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Der im ersten Stocke des Herrenhauses von Gollnow gelegene sogenannte Salon, ein großes, dreifensteriges Gemach von überladener, geschmackloser Einrichtung, war seiner Geräumigkeit wegen von dem Untersuchungsrichter zum Verhörzimmer ausersehen worden. Dorthin wurde Armbrecht unmittelbar nach seiner Ankunft von einem Polizeibeamten geführt, während die jungen Damen höflich ersucht worden waren, bis auf Weiteres in einem Nebenraume Platz zu nehmen.

Der auf die Anzeige von dem Morde sofort mit der Führung der Untersuchung betraute Landrichter Holleben war ein älterer Herr von gewinnenden weltmännischen Manieren, dessen mildes, leutseliges Wesen auch in dem tiefen Ernst der gegenwärtigen Situation in sehr wohl-

thuender Weise zur Geltung kam. Er hatte mit seinem Protokollführer vor einem Tische Platz genommen und begrüßte den eintretenden Rittergutsbesitzer mit gemessener Höflichkeit.

„Ich darf jedenfalls voraussetzen, Herr Armbrecht, daß Ihnen die traurige Thatsache, welche die Veranlassung Ihres und meines Hierseins bildet, bereits bekannt ist," sagte er. „Der Gutsbesitzer Kreuzkamp ist in dieser Nacht auf der Landstraße von Schönheide nach Gollnow todt aufgefunden worden, und alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß er das Opfer eines Verbrechens geworden ist. Sie waren, wie ich höre, mit dem Verstorbenen befreundet, oder Sie standen zu ihm doch in engen geschäftlichen Beziehungen. Vielleicht sind Sie deshalb in der Lage, uns irgend einen Fingerzeig zu geben, der auf die Spur des Mörders führen kann. Ist Ihnen bekannt, daß Kreuzkamp einen Feind hatte, welchem ein solches Verbrechen zuzutrauen wäre?"

„Ich kann die schwere Verantwortung, welche mit einer Bejahung dieser Frage verbunden wäre, nicht auf mich nehmen, Herr Landrichter. Kreuzkamp mag manchen Gegner gehabt haben, und vielleicht ist mir auch der eine oder der andere von ihnen bekannt, aber es ist mir unmöglich, einen Namen zu nennen, da es nur in Verbindung mit einer so verhängnißvollen Bezichtigung geschehen könnte."

„Diese Zurückhaltung mag aus sehr ehrenwerthen Beweggründen entspringen, aber im Interesse der Wahrheit und der Gerechtigkeit, welche eine Sühne des verübten Verbrechens verlangt, sollten Sie es für Ihre Pflicht er-

achten, dieselbe aufzugeben. Doch davon später! Halten wir uns zunächst an die Thatsachen. Ihr Freund Kreuzkamp brachte die letzte Nacht bei Ihnen zu?"

„Er befand sich unter meinen Gästen auf einem von mir veranstalteten Feste."

„Sie nahmen bei dieser Gelegenheit nichts an ihm wahr, das Ihnen vielleicht die Vermuthung eines Selbstmordes nahelegen könnte?"

Armbrecht verneinte mit großer Entschiedenheit. „Eine solche Vermuthung ist ganz und gar ausgeschlossen, Herr Landrichter. Kreuzkamp lebte in ausgezeichneten Vermögensverhältnissen, erfreute sich einer sehr guten Gesundheit und" — die unvermeidliche Mittheilung kam mit sichtlichem Widerstreben über seine Lippen — „hatte erst gestern seine Verlobung mit meiner Nichte Helene Dörenberg gefeiert."

Der Untersuchungsrichter konnte sein Erstaunen nicht ganz verbergen.

„Er hatte sich verlobt? Trotz seiner vorgeschrittenen Jahre? Sollte darin etwa eine Andeutung liegen über die Richtung, welche unsere Nachforschungen einzuschlagen haben? Hatte er vielleicht einen Nebenbuhler?"

Armbrecht zog die Schultern in die Höhe und schwieg. Der Richter aber nahm eine ernstere Miene an als zuvor, schob seine Brille auf die Stirn hinauf und sagte in einem sehr eindringlichen Ton: „Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, Herr Armbrecht, daß Sie nicht nur vor Ihrem Gewissen, sondern auch nach dem Buchstaben des Gesetzes die Pflicht haben, Alles zu sagen, was zu

einer Aufklärung des Thatbestandes dienen kann. Jede andere Rücksicht muß dahinter zurücktreten."

„Nun wohl, Herr Landrichter, mir ist nichts von einem solchen Nebenbuhler bekannt. Auf eine leere Vermuthung hin, für die mir jeder eigentliche thatsächliche Anhalt fehlt, werde ich niemals einen Namen nennen."

„So werden wir gezwungen sein, die Dame selbst zu vernehmen. Sie ist Ihre Hausgenossin?"

„Ja. Und sie hat mich hierher begleitet."

„Um so besser! Nur einige Fragen noch, deren Beantwortung Ihnen, wie ich hoffe, weniger Bedenken bereiten wird. In welcher Verfassung befand sich Kreuzkamp, als er Sie verließ? Ich meine, ob Sie etwa Spuren eines Rausches oder dergleichen an ihm bemerkten."

„Durchaus nicht. Er war vielleicht etwas angeregt, aber keineswegs betrunken. Wenn er beim Abschied einige Mühe hatte, sein Pferd zu besteigen, so trug wohl weniger der genossene Wein, als die Wirkung eines Streites, welchen er unmittelbar vorher gehabt, die Schuld daran."

„Eines Streites? Mit wem?"

„Mit einem Herrn aus der Nachbarschaft, der übrigens nicht zu meinen Gästen gehörte."

„Können Sie ihn nicht genauer bezeichnen, mir nicht seinen Namen nennen?"

„Es war Herr Gerhard Freising, der Besitzer des Moorhofes."

„Des Moorhofes? In dessen unmittelbarer Nähe das Verbrechen verübt wurde? Was war es mit diesem Streite? Sind Sie Zeuge desselben gewesen?"

„Nein, man hat mir nur davon berichtet, und ich erinnere mich der Einzelheiten nicht, weil mich der Zwischenfall wenig interessirte. Aber meine Nichte Helene wird Ihnen darüber genauere Auskunft geben können, denn sie war, wie ich hörte, die unschuldige Veranlassung des Wortwechsels.“

Der Landrichter winkte einen im Zimmer anwesenden Polizeibeamten zu sich heran und flüsterte ihm einige Worte zu, welche Armbrecht trotz angestrengter Aufmerksamkeit nicht verstehen konnte. Erst als der Beamte hastig das Gemach verlassen hatte, wandte sich Holleben wieder an den Zeugen. „Um welche Zeit verließ Kreuzkamp Ihr Haus?“

„Ich vermag es nicht auf die Minute anzugeben; aber ich denke, es wird um zwei Uhr Nachts gewesen sein.“

„Er war allein?“

„Nein. Er ritt in Begleitung des Grafen Ramin, der indessen höchst wahrscheinlich nur bis an die Einmündung der Gollnower Landstraße in seiner Gesellschaft geblieben sein wird.“

„Der Graf Ramin? Wer ist das?“

„Ein russischer Kavalier und ein Freund des Ermordeten.“

„Weshalb vermuthen Sie, daß dieser Herr nur bis zu dem bezeichneten Punkte in Kreuzkamp's Gesellschaft geblieben sei?“

„Weil er ein Landhaus unmittelbar vor der Kreisstadt bewohnt und sich deshalb an der anderen Seite des Moors halten mußte.“

„Der Graf Ramin ist darnach vermuthlich der Letzte gewesen, der mit dem Ermordeten gesprochen hat. Daß er etwa selber der Thäter sein könnte, erscheint Ihnen ausgeschlossen?"

Armbrecht lächelte beinahe mitleidig.

„Ich bin meiner eigenen Unschuld nicht sicherer als der seinigen, Herr Landrichter. Auch wenn ich nicht das Vergnügen hätte, den Grafen persönlich zu kennen, würde ich doch wissen, daß Niemand ein größeres Interesse an dem Leben Kreuzkamp's hatte, als gerade er. Er stand im Begriff, geschäftliche Abmachungen von großer Tragweite mit dem jetzt Verstorbenen zu treffen, und er wird darum durch seinen jähen Tod ganz besonders schmerzlich getroffen."

„Lassen Sie den Grafen Ramin zu morgen früh in die Kreisstadt laden," wies der Untersuchungsrichter seinen Gehilfen an. „Sein Zeugniß ist jedenfalls von Wichtigkeit. Haben Sie mir sonst noch aus freien Stücken irgend eine Mittheilung zu machen, Herr Armbrecht?"

„Nicht daß ich wüßte."

„So werde ich Sie morgen noch einmal um Ihr Erscheinen ersuchen müssen. Vielleicht haben Sie sich bis dahin entschlossen, Ihre allzu vorsichtige Zurückhaltung aufzugeben."

Er drückte auf eine vor ihm stehende Glocke.

„Fräulein Helene Dörenberg!" befahl er dem eintretenden Polizisten, demselben, welcher die Damen hereingeführt hatte.

Armbrecht, der durch eine leichte, verabschiedende Verbeugung entlassen worden war, zögerte noch zu gehen.

„Ich bitte um die Erlaubniß, bei der Vernehmung meiner Nichte zugegen zu bleiben,“ sagte er jetzt mit einiger Ueberwindung.

„Weshalb wünschen Sie das?“

„Das junge Mädchen ist so erschüttert von dem furchtbaren Ereigniß und überdies seiner ganzen Natur nach so schüchtern, daß ich fürchte, es möchte in der Verwirrung und Aufregung Aussagen machen, die einer sofortigen Berichtigung bedürfen.“

Der Untersuchungsrichter runzelte ein wenig die Stirn. Das Benehmen Armbrecht's gefiel ihm durchaus nicht.

„Zu solchen Berichtigungen wird auch später noch Zeit genug sein, da die junge Dame hier nicht in Eid genommen wird. Ich bedaure deshalb, Ihr Ersuchen abschlagen zu müssen.“

Zornig preßte der Schloßherr von Schönheide die Lippen zusammen. Als jetzt Helene eintrat, schien er Willens, zu ihr zu sprechen, der Untersuchungsrichter aber warf ihm einen Blick zu, welcher unmöglich mißzuverstehen war, und so verließ er denn, in seinem Selbstbewußtsein empfindlich verletzt, das Verhörzimmer.

In einem fast väterlich milden und ermuthigenden Ton lud der Gerichtsbeamte das junge Mädchen ein, näher zu treten und vor dem Tische Platz zu nehmen. Mit leiser, hier und da von Thränen halberstickter Stimme, doch ohne Zögern und Verwirrung, beantwortete Helene seine ersten Fragen. In ihren dunklen Augen brannte noch immer jene namenlose Angst, von der sie hierher getrieben worden war, im Uebrigen aber rechtfertigte ihr

Verhalten keineswegs die Befürchtungen, denen Armbrecht soeben Ausdruck gegeben hatte.

„Seien Sie versichert, mein Fräulein,“ sagte der Richter, „daß ich das innigste Mitgefühl mit Ihrem schweren Geschick empfinde und Ihren Schmerz vollauf zu würdigen weiß. Es ist mir unter diesen Umständen doppelt peinlich, Sie mit meinen Fragen behelligen zu müssen; aber es ist nun einmal meine traurige Pflicht, mit möglichster Beschleunigung Alles zu ermitteln, was für die Entdeckung des Mörders irgendwie von Belang sein kann. Und auch Sie müssen ja den Wunsch haben, eine That bestraft zu sehen, von der Sie so schwer betroffen worden sind. Erklären Sie sich also bereit, mir wahrheitsgemäß Antwort und Auskunft zu geben?“

„Zu diesem Zweck kam ich hierher, mein Herr. Was ist es, das Sie von mir zu erfahren wünschen?“

„Die Thatsache, daß der Ermordete im Besitze seiner sämmtlichen Werthgegenstände gefunden wurde, scheint von vornherein die Annahme auszuschließen, daß das Verbrechen aus Gewinnsucht verübt worden sei, und es muß sich die Vermuthung aufdrängen, daß den Thäter andere Motive geleitet haben. Unter allen Leidenschaften aber, denen wir Kriminalisten als Ursachen solcher schweren Verirrungen zu begegnen gewöhnt sind, ist keine so häufig und keine so furchtbarer Steigerung fähig, als die Eifersucht. Gab es nun Ihres Wissens irgend Jemanden, der einen Grund hatte, auf Herrn Kreuzkamp eifersüchtig zu sein?“

In Thränen ausbrechend, blieb ihm Helene die Er-

wiederung schuldig, und Holleben war mitleidig genug, seine Frage nicht zu wiederholen. Nach einigen beruhigenden Worten versuchte er auf anderem Wege zu seinem Ziele zu gelangen.

„Ihr Oheim Armbrecht wußte von einem Streite zu erzählen', welcher in dieser Nacht zwischen Ihrem Verlobten und einem Herrn Gerhard Freising stattgefunden hat. Sind Sie bei diesem Wortwechsel zugegen gewesen, mein Fräulein, und wollen Sie mir etwas Näheres darüber berichten?"

Das war die furchtbare Frage, vor welcher Helene gezittert hatte, und auf die sie doch ihrem eigenen Gedankengange nach am ehesten gefaßt gewesen war. Und sie war entschlossen, die volle Wahrheit zu sagen, auch wenn sie damit gegen sich selbst die schwerste Anklage erheben mußte.

„Herr Freising ist mein Jugendfreund," sagte sie leise, „und ich habe ihn nach langer Trennung erst kürzlich infolge eines Zufalls wiedergesehen. Als ich nun in dieser Nacht halb wider meinen Willen durch Herrn Kreuzkamp veranlaßt worden war, mich mit anderen Gästen meines Onkels in die Nähe der Brandstätte zu begeben, sah ich, daß Gerhard — daß Herr Freising mit todesmuthiger Selbstaufopferung einen Menschen aus dem brennenden Hause rettete, und als er dann ganz in unserer Nähe vorüberging, konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, ihm ein Wort des Dankes zu sagen, obgleich ich wohl hätte einsehen müssen, daß dies unter den veränderten Verhältnissen ungeschickt und unpassend sei. Aber ich war

so aufgeregt, daß ich gar nicht an meinen Verlobten und an seine Gegenwart dachte. Ich eilte Gerhard nach, und da ich zu meinem Schrecken erkannte, daß er verwundet sei, wollte ich ihn bewegen, mit mir in das Haus meines Onkels zu kommen. Wahrscheinlich habe ich in der Herzensangst meine Worte dabei sehr schlecht gewählt, denn Ger— Herr Freising, welcher nichts von meinem Verlöbniß wissen konnte, gab ihnen eine falsche Deutung, und so war es ganz allein meine Schuld, wenn ihn wenige Augenblicke später mein Verlobter mit heftigen Vorwürfen wegen seiner Vertraulichkeit gegen mich überschütten durfte. Mein Jugendfreund verbat sich die Einmischung, die er meinem eigenen Benehmen nach nur für eine unberechtigte halten konnte, und so kam es um meinetwillen zu einer sehr heftigen Scene, die indessen sofort zu Ende war, als ich Gerhard über seinen Irrthum aufgeklärt hatte. Er entschuldigte sich und ging ohne Weiteres davon. Ich aber, mein Herr, habe das Bedürfniß gefühlt, Ihnen dies Alles der Wahrheit gemäß zu erzählen, damit Sie es nicht entstellt und übertrieben von Anderen vernehmen, die erst später auf das Geschrei des Herrn Kreuzkamp dazu kamen, und die meinem Freunde vielleicht eine größere Schuld beimessen wollen, weil sie den wahren Hergang nicht kennen. Wenn er sich für einen Augenblick vergaß, so trug weder ein alter Haß gegen meinen Verlobten, noch die Eifersucht die Schuld daran. Er verstand nur seine heftige Einmischung nicht und konnte sie auch nicht verstehen. Herr Kreuzkamp erschien ihm als berauscht, und wie einen zudringlichen Berauschten hat er ihn dann auch behandelt.

Sein ruhiges Fortgehen, sobald die Aufklärung erfolgt war, ist doch gewiß der beste Beweis dafür. Und nicht wahr, mein Herr, es ist unmöglich, daß man um dieses zufälligen Wortwechsels willen einen entsetzlichen Verdacht gegen Gerhard Freising erheben kann, es ist unmöglich, daß man ihn für den Mörder meines Verlobten hält!"

Mit fast übermenschlicher Anstrengung hatte sich Helene zu einer klaren und zusammenhängenden Darstellung des nächtlichen Ereignisses gezwungen; in ihren letzten Worten aber war all' die qualvolle, entsetzliche Herzensangst, von der sie verzehrt wurde, um so heftiger zum Ausbruch gekommen.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit hatte ihr der Untersuchungsrichter zugehört. Der Ausdruck des Mitleids auf seinem gütigen Gesicht trat noch lebhafter hervor, denn der erfahrene Menschenkenner las in diesem gepeinigten Mädchenherzen wie in einem offenen Buche. Aber ihr Bemühen, den Mann zu vertheidigen, dessen Schicksal ihr Fühlen und Denken offenbar viel mehr in Anspruch nahm, als das tragische Ende ihres Verlobten, konnte darum nur um so weniger den Argwohn entkräften, der im Haupte des Kriminalisten bereits sehr bestimmte Formen anzunehmen begann.

„Es steht mir nicht zu, Ihnen auf diese Frage schon jetzt eine bestimmte Antwort zu geben, mein liebes Fräulein," sagte er, „aber wenn Ihre Zuversicht eine berechtigte ist, wird es Herrn Gerhard Freising ohne Zweifel sehr leicht werden, sich von jedem etwa gegen ihn auftauchenden Verdachte zu reinigen. Und Sie können dazu

vielleicht noch mehr beitragen, wenn Sie mir auf zwei oder drei weitere Fragen ebenso offen und rückhaltlos antworten wie auf jene erste. Haben zwischen Ihnen und Ihrem Jugendfreunde jemals Beziehungen bestanden, die ihn zu einer Hoffnung auf Ihre Hand berechtigen konnten?"

„Niemals."

„Ich weiß nicht, ob Sie mich vollkommen verstehen. Sie würden sich ja selbstverständlich nicht mit Kreuzkamp verlobt haben, wenn Sie sich vorher schon nach einer anderen Seite hin gebunden hätten. Aber eine junge Dame ist doch wohl im Stande, auch ohne besondere Erklärungen aus dem allgemeinen Verhalten eines Freundes zu schließen, ob seine Wünsche etwa über die Grenzen einer bloßen Freundschaft hinausgehen. Haben Sie in Bezug auf Herrn Freising jemals eine derartige Wahrnehmung gemacht?"

„Als wir uns trennten, war ich ein Kind, und er selber war kaum in das Jünglingsalter eingetreten. Dann haben wir uns vor dieser letzten Nacht nur ein einziges Mal wiedergesehen, und gerade seine gemessene Zurückhaltung war es, welche mich bei diesem Wiedersehen betrübte."

Keine Gewalt der Erde würde sonst im Stande gewesen sein, ihr dies Geständniß abzunöthigen. Vor dem heißen Verlangen aber, ein furchtbares Geschick von dem Haupte des Geliebten abzuwenden, verstummte selbst ihre spröde, mädchenhafte Scheu. Ernst und forschend ruhte das Auge des Richters auf ihrem plötzlich tief erglühten Antlitz.

„Sprachen Sie denn nicht vorhin von einer Vertraulichkeit, die den Unwillen Ihres Verlobten herausgefordert

habe? Wie läßt sich das mit Ihrer letzten Erklärung vereinigen?"

„O, ich weiß kaum noch, wie dies Alles geschah! Die tödtliche Angst um sein Leben und die Bewunderung für sein heldenmüthiges Beginnen hatten mich hingerissen. Ich war nicht mehr Herrin meines Thuns und meiner Worte. Vielleicht nur aus Mitleid war er in dieser Nacht so freundlich gegen mich."

Es wurde an die Thür geklopft, und der eintretende Polizeibeamte näherte sich dem Untersuchungsrichter.

„Der Buchhalter Wendland meldete sich soeben bei mir mit der Bitte, noch einmal vorgelassen zu werden. Er wolle etwas aussagen, das ihm erst soeben eingefallen sei."

„So führen Sie ihn herein! Ich kann vorläufig darauf verzichten, Fräulein Dörenberg, ein förmliches Protokoll über Ihre soeben abgegebenen Mittheilungen aufzunehmen; aber ich bitte Sie, noch bis auf Weiteres hier im Hause zu verweilen. Vielleicht habe ich später doch noch einige Fragen an Sie zu richten."

Schweigend leistete Helene der freundlichen Aufforderung Folge, und an ihrer Stelle trat mit einer seiner ungeschicktesten Verbeugungen der alte Wendland vor den Tisch des Richters hin. Er hatte seine gewaltige Erregung noch immer nicht völlig überwunden. Seine welken Hände zitterten, und Holleben mußte ihn wiederholt zur Ruhe und Fassung mahnen, ehe er fähig war, eine leidlich zusammenhängende Aussage abzugeben.

„Sie wünschen mir noch eine Mittheilung zu machen,"

kam ihm der Untersuchungsrichter zu Hilfe, „etwas, das zu den Vorgängen dieser Nacht in unmittelbarer Beziehung steht?“

„Ja! Und ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß es mir überhaupt entfallen konnte. Herr Kreuzkamp hatte, als er sich zu dem Feste des Herrn Armbrecht begab, sehr viel mehr Geld bei sich, als den kleinen Betrag, welcher heute in seiner Börse und in seiner Brieftasche gefunden worden ist. Es waren dreiunddreißigtausend Mark in Reichskassenscheinen, welche er mit sich genommen hatte.“

Das war in der That eine überraschende Neuigkeit.

„Sie sind dessen ganz gewiß?“ fragte der Richter.

„So gewiß, als man nur einer Sache sein kann!“ versicherte Wendland. „In meiner Gegenwart zählte er am Abend das Geld noch einmal durch und barg es in seiner Brieftasche, ehe er zu Pferde stieg.“

„Aber wie kam er dazu, eine so große Summe zu sich zu stecken, wenn es doch nur seine Absicht war, sich zu einer Festlichkeit zu begeben? Entsprach es etwa seiner Gewohnheit, derartige Beträge bei sich zu führen?“

„Keineswegs. Aber dies Geld hatte einen bestimmten Zweck. Es sollte zur Erledigung eines Geschäftes dienen.“

„Eines Geschäftes? Mit wem? Mit Herrn Armbrecht etwa?“

„Nein! Doch ich weiß nicht, ob ich es sagen darf. Herr Kreuzkamp wünschte es als geheime Angelegenheit behandelt zu sehen.“

„Soweit sie den ermordeten Kreuzkamp betreffen, gibt es keine geheimen Angelegenheiten mehr, mein Freund!

Sie müssen Alles sagen, was Sie wissen; denn Sie werden später unter Ihrem Zeugeneide zu wiederholen haben, daß Sie nichts verschwiegen."

„Nun denn: er wollte dies Geld an den Grafen Ramin zahlen gegen einen Check auf die Bank von England über achtzehnhundert Pfund Sterling."

„Sind Ihre Angaben ganz zuverlässig, Herr Wendland? Für den von Ihnen bezeichneten Zweck hätte es doch eines Betrages von etwa sechsunddreißigtausend Mark bedurft."

Der Buchhalter rieb verlegen seine knochigen Hände.

„Allerdings. Aber die fehlenden dreitausend Mark waren eben die Provision."

„Ah! Waren Kreuzkamp's Geschäfte von solcher Art? Wissen Sie überhaupt etwas Genaueres von diesem Grafen Ramin?"

„Nein. Ich weiß nur, daß er ein sehr vornehmer Herr ist, welcher häufig mit Herrn Kreuzkamp verkehrte. Dieser hatte ihm mehrere Wechsel auf ein Pariser Bankhaus diskontirt. Von etwaigen anderen Geschäften habe ich nichts in Erfahrung bringen können, denn während ich bei anderen Unterredungen meist angewiesen wurde, im Nebenzimmer zu horchen, mußte ich mich beim Erscheinen des Herrn Grafen gewöhnlich von meiner Arbeit entfernen."

„Dies Alles wirft ein recht eigenthümliches Licht auf das geschäftliche Gebahren Kreuzkamp's; doch wir wollen darüber nicht von der Hauptsache abkommen. Die dreiunddreißigtausend Mark, welche sich bei dem Todten nicht

mehr vorfanden, sind also aller Wahrscheinlichkeit nach von Kreuzkamp selbst im Verlaufe des Abends an den Grafen Ramin gezahlt worden, und ihr Fehlen wäre damit ja hinlänglich erklärt."

„Sehr wohl, Herr Richter. Nur müßte dann der Check vorhanden sein, zu dessen Erwerbung sie gedient; der Check oder wenigstens eine Quittung, denn ohne vollständige Sicherheit würde mein Prinzipal eine solche Summe niemals aus der Hand gegeben haben."

Der Untersuchungsrichter öffnete eine verschlossene Schatulle, welche neben ihm auf dem Tische stand. Sämmtliche bei dem Todten vorgefundenen Papiere und Werthsachen lagen in derselben. Aufmerksam prüfte Holleben jedes einzelne Zettelchen; dann sagte er mit einem Kopfschütteln: „Es ist nichts derartiges darunter. Was wollen Sie daraus folgern?"

„Daß ihm entweder der Check oder das Geld gestohlen worden ist. Ich bin dessen ganz gewiß!"

Nachdenklich stützte Holleben den Kopf in die Hand. Er war nach der Vernehmung Helenens fest überzeugt gewesen, sich bereits auf dem rechten Wege zu befinden, und nun rief diese überraschende Aussage des alten Buchhalters von Neuem allerlei gewichtige Zweifel in ihm wach.

„Wir werden den Grafen Ramin noch heute über diesen Punkt vernehmen müssen," sagte er zu dem Protokollführer. „Fertigen Sie sofort die Vorladung für ihn aus. Von Ihnen aber, Herr Wendland, möchte ich noch hören, wie Sie Herrn Gerhard Freising, den Besitzer des Moorhofes, antrafen, als Sie denselben um Aufnahme

der Leiche ersuchten, und wie er sich Ihren Mittheilungen gegenüber verhielt?"

„Ich fand alle Thüren unverschlossen, und da ich auf wiederholtes Klopfen keine Antwort erhielt, trat ich in ein zu ebener Erde befindliches Wohnzimmer. Da lag Herr Freising mit verbundenem Kopfe und in seinen Kleidern, die ganz beschmutzt und zum Theil sogar zerrissen waren, auf dem Sopha. Ich wollte ganz erschrocken zurückweichen, denn sein Gesicht war so verändert, daß ich ihn gar nicht erkannte, aber er sprang bei meinem Anblick auf und fragte mich nach meinem Begehr. Da erkannte ich ihn denn an der Stimme und faßte mir wieder ein Herz, obwohl sein Benehmen so merkwürdig war, daß ich den ersten unheimlichen Eindruck gar nicht wieder los werden konnte. Es währte lange, bis ich mich ihm verständlich machen konnte, denn er wurde sehr heftig, als ich ihm nur den Namen meines Herrn genannt hatte, und sprach allerlei wirres, unzusammenhängendes Zeug, das ich nicht verstanden und nicht behalten habe. Plötzlich aber schien er sich zu besinnen. Er entschuldigte sein zerfahrenes Wesen mit der Aufregung, welche er in dieser Nacht bei einer Feuersbrunst durchgemacht habe, sprach sein Erstaunen und seine Entrüstung über das an meinem Herrn verübte Verbrechen aus, und stellte uns sein Haus wie seine Dienste bereitwillig zur Verfügung. Er versuchte dann auch wirklich, uns beim Hereinschaffen der Leiche behilflich zu sein; aber er wurde dabei von einem Schwindel befallen und mußte sich zurückziehen. Nachher habe ich ihn nicht mehr gesehen."

„Hatten Sie denn nun im Großen und Ganzen den Eindruck, daß die Angaben Freising's über die Ursachen seiner merkwürdigen Erregung der Wahrheit entsprachen? Oder kam Ihnen, auch nachdem Sie ihn erkannt hatten, noch einmal der Argwohn, daß er irgend etwas mit dem Verbrechen zu schaffen haben könne?"

„Wie wäre das möglich gewesen? Herr Freising ist ein achtbarer Mann. O nein, er sieht wahrhaftig nicht aus wie ein Mörder."

„Aber in dieser Nacht hatte er doch nach Ihrer eigenen Erzählung das Aussehen eines solchen. Sie sagten ja, daß Sie vor ihm erschraken."

Wendland strich mit zitternden Händen durch sein dünnes weißes Haar.

„Mein Gott, wenn es dennoch so wäre! Sie sind niemals gute Freunde gewesen, Freising und Herr Kreuzkamp! Aber ich kann es nicht glauben — ein so tüchtiger und ehrenwerther junger Mann!"

„Welche Ursachen hatte die Feindschaft, von der Sie da sprechen?"

„Ich weiß es nicht. Aber Herr Kreuzkamp bediente sich immer sehr giftiger Ausdrücke, wenn zufällig in seiner Gegenwart Freising's Name genannt wurde. Ich denke, es muß einmal ein Streit oder ein Zerwürfniß zwischen ihnen stattgefunden haben."

Der Untersuchungsrichter stellte keine weitere Frage, sondern er diktirte dem jungen Referendar das Protokoll, welches Wendland's nachträgliche Angaben zusammenfaßte.

Wenn durch die Erwähnung der fehlenden Geldsumme

vorhin die Wage ein wenig zu Gunsten Freising's gestiegen war, so brachten diese letzten gewichtigen Aussagen sie nur zu schnell wieder zum Sinken.

— — — — — — — — — — — —

Unterdessen harrte Armbrecht mit seinen beiden Damen in einem der unteren Zimmer höchst übellaunig auf die weiteren Verfügungen des Richters. Mit gefurchter Stirn und auf dem Rücken zusammengelegten Händen schritt er auf und nieder, hier und da etwas von Willkür und unerhörter Behandlung vor sich hin murmelnd. Helene stand regungslos am Fenster, unverwandt mit thränenleeren, brennenden Augen auf den Wirthschaftshof hinausstarrend, wo Knechte und Mägde mit theilnahmlosen Gesichtern ihren Verrichtungen nachgingen, als wäre nichts geschehen. Sie sprach nicht und hatte selbst mehrere Fragen, welche Hertha an sie gerichtet, unbeantwortet gelassen, weil ihre Gedanken offenbar bei ganz anderen Dingen als bei ihrer nächsten Umgebung weilten.

Plötzlich kam es wie ein leiser Aufschrei von ihren Lippen; sie wandte sich mit einer raschen Bewegung zur Thür und blieb dann doch zaudernd mitten im Zimmer stehen.

Und die Ursache ihres seltsamen Benehmens wurde schnell genug offenbar. Draußen erklangen die Schritte zweier Männer, welche das Haus betreten hatten, und eine Minute später stand Gerhard Freising's breitschulterige Gestalt neben derjenigen des Polizisten, welcher vorhin von dem Landrichter Holleben mit einem besonderen Auftrage fortgeschickt worden war, in der geöffneten Thür.

Nur die schmale schwarzseidene Binde, welche seine Stirn umschlang und die etwas bleichere Farbe seines Gesichts erinnerten in Freising's äußerer Erscheinung an die Ereignisse der letzten Nacht. Seine körperliche Kraft und Elastizität schienen vollständig zurückgekehrt, denn seine Haltung war aufrecht und straff wie an dem Tage, da ihn Hertha um Beistand für ihre hilflose Base angesprochen hatte.

Mit raschem Blicke hatte er das Zimmer überflogen. Der ernste Ausdruck seines hübschen Gesichts wurde fast finster, als er erkannte, mit wem ihn die Fügung der Umstände hier zusammengeführt. Er nahm seinen Hut ab und machte Miene, mit stummem Gruß das Gemach zu durchschreiten. Da aber Helene regungslos in ihrer Stellung geblieben war, mußte er hart an ihr vorüber, und nun streckte sie ihm bittend beide Hände entgegen.

„Gerhard!“ sagte sie mit kaum vernehmlicher Stimme, und eine Welt von Schmerz und Bangen war in dem einzigen Wort.

Er blieb vor ihr stehen; aber er ergriff die dargebotenen Hände nicht, und seine düsteren Mienen blieben unverändert.

„Ich spreche Ihnen mein Bedauern aus über den schweren Verlust, von welchem Sie betroffen wurden, Fräulein Dörenberg,“ erwiederte er kalt und gemessen, als wäre er ihr völlig fremd. „Ihr Verlobter zählte nicht zu meinen Freunden; aber um Ihretwillen hätte ich ihm von Herzen ein langes Leben gewünscht. Es thut mir leid, daß ich dazu auserseхen war, ihm noch eine seiner letzten Daseinsstunden zu verbittern.“

Ihre schönen dunkeln Augen hatten unverwandt auf seinem Gesicht geruht und ihm die Worte fast von den Lippen getrunken. Das seltsame, hoffnungsvolle Aufleuchten auf ihrem Grunde konnte er freilich nicht verstehen.

„Sie haben ihn nicht gehaßt, Gerhard — nicht wahr? Und Sie hatten nicht den Wunsch, sich an ihm zu rächen?"

Mit einer Bewegung stolzen Befremdens wich er einen Schritt von ihr zurück.

„Mich an ihm zu rächen? Welchen Beweggrund hätte ich dafür haben sollen, mein Fräulein? Ich verachtete den Mann, weil er mir als unbarmherziger Wucherer bekannt war; doch habe ich selber niemals eine geschäftliche Berührung mit ihm gehabt. Und irgend eine andere Veranlassung, ihm zu zürnen, war für mich ja nicht vorhanden."

Sie konnte nicht tiefer gedemüthigt werden, als durch diese letzten Worte, deren kalt abweisende Bedeutung nur sie allein zu begreifen vermochte. Aber in ihrem Herzen war jetzt nicht Raum für eine Regung mädchenhaften Stolzes und beleidigten Selbstgefühls. Ihr klang aus seiner Erwiederung nichts als die beseligende Gewißheit entgegen, daß er keinen Antheil habe an Kreuzkamp's Tode, daß er nicht sein Mörder sei! Und über dieser erlösenden Empfindung vergaß sie alles Andere, vergaß sie die Trostlosigkeit ihrer eigenen Lage und den Schmerz der Wunde, welche ihr Gerhard's bittere Entgegnung zugefügt.

Sie faltete die Hände und sagte mit bebenden Lippen: „Gott sei Dank, dann ist ja Alles gut! Und ich hoffe,

Gerhard, Sie werden früher oder später dahin gelangen, auch mir zu verzeihen."

Der herbe männliche Stolz, mit welchem er sich gegen die Freundin seiner Jugend gewappnet hatte, drohte kläglich zusammenzubrechen vor der rührenden Innigkeit in dem Klange ihrer fast kindlichen Stimme und vor dem lieblichen Zauber ihrer tiefen Augen. Aber die Enttäuschung dieser letzten Nacht wirkte doch noch zu mächtig in Gerhard Freising's Herzen nach. Gerade so hatte sie vor ihm gestanden, als er sie, von seinem warmen Empfinden überwältigt, an sich gezogen hatte, und als Kreuzkamp aus dem Dunkel aufgetaucht war, um mit frecher Zuversicht ältere bessere Rechte geltend zu machen.

Wie konnte er ihrer süßen Stimme und ihren dunklen Augen Glauben schenken, nachdem sie ihn einmal so schändlich betrogen?

Eine einzige Sekunde unschlüssigen Zauderns hatte hingereicht, seine wankende Festigkeit auf's Neue zu stählen.

„Ich habe Ihnen weder irgend etwas zu verzeihen, mein Fräulein, noch weiß ich, worauf sich Ihr Dank gegen Gott bezieht. Und es thut mir leid, Sie nicht um eine nähere Erklärung bitten zu können, da mich die Herren vom Gericht wahrscheinlich bereits erwarten."

Er grüßte sie mit einer kurzen Verbeugung und ging, von dem Polizisten gefolgt, durch die andere Thür des Zimmers. Kaum aber hatte er sich entfernt, als Armbrecht, der während der kurzen Scene sichtlich nur mit Mühe an sich gehalten, heftig auf seine Nichte zutrat.

„Ich halte dies unerhörte und unbegreifliche Benehmen

Deiner heutigen Erregung zugute, Helene, denn Du wußtest soeben wohl kaum, was Du gesprochen. Aber Du mußt vor der Gefahr bewahrt bleiben, Dich zum zweiten Mal auf eine ähnliche Weise bloßzustellen. Wir werden auf der Stelle nach Hause zurückkehren. Mag dieser Herr Untersuchungsrichter sich zu mir bemühen, wenn er noch etwas Weiteres zu erfahren wünscht."

Helene rührte sich nicht; furchtlos blickte sie in das harte Gesicht, das ihr sonst jederzeit Angst und Grauen eingeflößt.

„Ich werde noch nicht gehen, Onkel," sagte sie ohne Trotz, doch mit desto größerer Bestimmtheit, „aber ich bitte Dich, auf mich keine Rücksicht zu nehmen, wenn Du heimzufahren wünschest."

„Das ist sehr gütig. Ich glaube indeß, mich deutlich genug ausgedrückt zu haben. Wir werden fahren und Du wirst die Herablassung haben, uns zu begleiten. Oder ist es etwa Deine Absicht, mir in aller Form den Gehorsam zu kündigen?"

Er war mit drohender Miene dicht vor sie hingetreten, und da Helenens Züge ihren festen, fast starren Ausdruck auch jetzt nicht verändert hatten, wäre eine weitere Steigerung der peinlichen Scene wohl unvermeidlich gewesen, wenn nicht Hertha ihren Einfluß auf den Vater zu Gunsten ihrer Base geltend gemacht hätte.

„Wenn der Richter Dich und Helene noch einmal zu sprechen wünschte, Papa, so ist es doch einfach eine Pflicht der Höflichkeit, zu bleiben," sagte sie in der beinahe befehlenden Art, welche nur sie allein Armbrecht gegenüber

wagen durfte. „Gerade weil er Dir nichts zu gebieten hat, solltest Du diese Rücksicht auf ihn nehmen. Mir selber ist der Aufenthalt in diesem schrecklichen Hause ganz gewiß nichts weniger als angenehm; aber ich möchte doch lieber einige Langeweile ertragen, als mich für unhöflich und unerzogen verschreien lassen."

Sie wußte genau, welches ihres Vaters verwundbare Seite war und wovor er sich in seinem brennenden Ehrgeiz, eine angesehene Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, am meisten fürchtete. Gerade weil er von geringer Herkunft war und eine sehr mangelhafte Erziehung genossen hatte, wurde er beständig von der Besorgniß gepeinigt, sich durch irgend eine Ungeschicklichkeit zu verrathen, und mehr als einmal hatte Hertha durch einen Hinweis auf solche Möglichkeit seinen Widerstand gegen einen ihrer Wünsche zu beseitigen gewußt.

Auch jetzt machte ihn ihre eindringliche Vorstellung schwankend, und nach einem Blick auf seine Taschenuhr brummte er verdrießlich: „Nun wohl, ich werde noch eine halbe Stunde warten. Doch dann auch nicht eine Minute länger! Ich denke wohl, damit wäre den Pflichten der Höflichkeit vollauf Rechnung getragen."

Wenn Hertha erwartet hatte, daß Helene ihr wenigstens durch einen dankbaren Blick diese erfolgreiche Einmischung lohnen werde, so sah sie sich getäuscht, denn das junge Mädchen kehrte an seinen vorigen Platz am Fenster zurück und versank in dasselbe theilnahmlose Grübeln, das sie vor dem Erscheinen Gerhard Freising's so ganz gefangen genommen hatte.

Und die Geduld des Herrn Armbrecht sollte allem Anschein nach bis zum Grunde erschöpft werden. Minute auf Minute verging, ohne daß eine Botschaft von dem Untersuchungsrichter gekommen wäre, welche seiner freiwilligen Gefangenschaft auf die eine oder die andere Weise ein Ende gemacht hätte. Die halbe Stunde, welche er sich selber als Frist gesetzt hatte, war nahezu verstrichen, als endlich das Geräusch näherkommender Schritte eine Befreiung aus der peinlichen Lage anzukündigen schien. Mit gespannter Aufmerksamkeit blickte er nach der Thür, und die ärgerlichste Enttäuschung malte sich sehr deutlich in seinen Mienen, da er abermals Gerhard Freising mit seinem polizeilichen Begleiter eintreten sah.

Während der verhältnißmäßig kurzen Dauer seiner Vernehmung mußten dem jungen Besitzer des Moorhofes sehr aufregende Dinge widerfahren sein, denn sein Gesicht war bis über die Stirn hinauf tief geröthet, und seine Augen sprühten wie in mühsam verhaltenem heftigen Zorne. Sein Blick suchte Helene, und mit raschen Schritten trat er auf sie zu, unbekümmert darum, daß Armbrecht Miene machte, sich ihm in den Weg zu stellen.

„Jetzt glaube ich allerdings den Schlüssel für Ihre Worte von vorhin gefunden zu haben, mein Fräulein," sagte er, und die Stimme kam gepreßt aus seiner schnell athmenden Brust. „Sie erweisen mir also die Ehre, mich für den Mörder Ihres Verlobten zu halten?"

Noch ehe Helene antworten konnte, war Armbrecht zwischen sie und Freising getreten.

„Ich muß Ihnen erklären, mein Herr, daß ich die

Art Ihres Verkehrs mit meiner Nichte für eine durchaus unpassende halte, und daß ich die Fortsetzung dieser Unterhaltung nicht gestatten werde."

Freising warf den Kopf zurück und lächelte bitter.

„Ihre Besorgnisse sind sehr überflüssig; denn Fräulein Dörenberg hat von mir wahrlich nichts zu fürchten. Aber da ich nicht wissen kann, ob ich noch einmal Gelegenheit haben werde, es vor Ihrer Nichte auszusprechen, möchte ich doch diese letzte zufällige Begegnung benutzen, um ihr zu sagen, daß sie sich in einem Irrthum befand, als sie den Untersuchungsrichter auf den Gedanken brachte, in mir den Meuchelmörder zu suchen. Es ist möglich, daß ich in dieser Nacht Kreuzkamp für meinen Todfeind hielt und ihn in meinem Herzen beschuldigte, mir das köstlichste Glück geraubt zu haben; nach der Erfahrung aber, welche ich in dieser Stunde machen mußte, kann ich nur noch über meine blinde Thorheit lächeln. Aus dem Gefängniß wird man mich ja wohl oder übel wieder entlassen müssen; von der Menschenverachtung aber, welche die letzten vierundzwanzig Stunden mich gelehrt haben, dürfte ich nicht sobald wieder genesen. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herrschaften! — Kommen Sie, mein Herr, ich bin bereit, mich Ihrer Führung zu überlassen."

Mit einem gellenden Aufschrei warf sich Helene vor ihm nieder.

„Gerhard — Du in's Gefängniß? Nein — nein, es ist ja nicht möglich! Und ich bin schuldig, daß man Dich verdächtigt? O höre mich an — nur ein einziges Wort!"

Aber er hörte sie nicht und durfte sie nicht mehr hören, denn der Beamte hatte sichtlich nur mit Widerstreben diese Unterhaltung geduldet. Helenens flehentliche Bitte war umsonst, und ohne daß ihr noch ein Wort oder ein Blick von ihm zu Theil geworden wäre, verließ Gerhard Freising mit seinem Begleiter, dessen Gefangener er jetzt geworden war, das Zimmer.

Um einem neuen Zornesausbruch ihres Vaters zuvorzukommen, beugte sich Hertha über die Knieende und suchte sie sanft emporzurichten.

„Muth, liebe Helene, Muth!" sagte sie mit freundlicher Eindringlichkeit. „Wenn hier wirklich ein Mißgriff oder ein Irrthum vorliegt, so wird er sich bald genug aufklären, denn es ist ja unmöglich, daß ein so schwerer Verdacht lange auf einem Unschuldigen ruhen kann. Aber Du hättest meinen Rath befolgen und nicht hierher gehen sollen; es war zu viel für Deine Kraft, und Du brauchst jetzt vor Allem Ruhe und Einsamkeit, um Dich von den Aufregungen dieses Tages zu erholen. Glaube mir, schon morgen wird Dir Manches in einem anderen, tröstlicheren Lichte erscheinen."

Helene hatte sich erhoben, und für eine kurze Zeit ließ sie das schwere, fieberheiße Haupt an der Brust der Freundin ruhen.

„Du bist so gut gegen mich, Hertha, so gut wie eine Schwester! Ich wollte, daß ich jemals im Stande wäre, es Dir zu vergelten."

„Nun, wer weiß, wie bald sich eine Gelegenheit dazu findet! Aber Du wirst jetzt mit uns kommen, nicht wahr,

mein Herz? In Deinem Stübchen bist Du sicherlich besser aufgehoben, als an dieser traurigen Stätte, wo man unserer doch nicht mehr bedarf. Und wenn Du Dich vor dem Alleinsein fürchtest, will ich Dir gern Gesellschaft leisten, so lange Du es nur immer wünschen magst."

Sanft machte sich Helene aus der Umarmung ihrer Base los. Mit wehmüthigem Ernst, doch ohne Unsicherheit und ohne Zagen erwiederte sie: „Nein, Hertha! Ihr müßt ohne mich nach Schönheide zurückkehren! Zürne mir nicht und frage mich nicht, ich könnte Dir doch keine andere Antwort geben, als daß es mir unmöglich ist, des Onkels Haus noch einmal zu betreten."

„Hast Du etwa die Absicht, Deinem sauberen Freunde bis in das Gefängniß nachzulaufen?" brauste Armbrecht in brutalem Unwillen auf. „Ich habe jede erdenkliche Rücksicht auf Dich genommen, doch jetzt bin ich der Kindereien satt, und es ist genug an der Schande, die durch Dich bereits über mein Haus gekommen ist. Hüte Dich, meine Geduld noch härter auf die Probe zu stellen!"

„Aber Vater, ich bitte Dich!" suchte Hertha ihn zu beschwichtigen; doch Helene wies ihren Beistand mit überraschender Entschiedenheit zurück.

„Der Unwille des Onkels kann meinen Entschluß nur befestigen," sagte sie. „Ich will nicht noch einmal hören, daß ich es gewesen bin, welche Schande über sein Haus gebracht hat. Irgendwo in der Welt wird sich schon eine Gelegenheit für mich finden, mir durch ehrliche Arbeit mein Brod zu verdienen."

„Genug!" fiel ihr Armbrecht rauh in die Rede. „Der

Wagen ist vorgefahren, und Du wirst ihn mit uns besteigen. Ueber das Weitere werden wir in Schönheide miteinander reden!"

Er erfaßte ihren Arm, um sie halb gewaltsam mit sich fortzuziehen; doch Helene machte sich energisch los und ein hoheitsvoller Blick traf ihn aus ihren dunklen Augen.

„Wovon sollten wir noch sprechen, Onkel? Ist es nicht genug, wenn ich Dir sage, daß ich lieber sterben will, als länger den Schutz eines Hauses genießen, in welchem man sich für die Wohlthaten, die man mir gewährte, mit Beschimpfungen meines unglücklichen Vaters bezahlt macht? Nur um den Preis der Selbstachtung könnte ich solche Almosen künftig annehmen, und dieser Preis, Onkel Armbrecht, ist mir zu hoch. Wenn mir nur die Wahl bleiben soll zwischen Deinem Wohlwollen und meiner kindlichen Liebe, so kann ich nicht zweifeln, wofür ich mich zu entscheiden habe."

In maßlosem Staunen sah Hertha auf ihre Base, die ihr wie durch ein Wunder verwandelt schien.

Der Rittergutsbesitzer aber verschränkte die Arme über der Brust und sagte, sich zu höhnischer Ruhe zwingend: „Du hast mehr Anlage zur Schauspielerin, als ich jemals hinter Deiner bescheidenen Einfalt gesucht hätte. Aber Du solltest wissen, daß man mit leeren Redensarten auf mich keinen Eindruck macht. Wenn Du in Bezug auf Deinen ehrenwerthen Herrn Vater wirklich so überaus empfindlich bist, wie in aller Welt hast Du es denn fertig gebracht, bis heute unter meinem Dache zu bleiben und

unbedenklich die Wohlthaten anzunehmen, von denen Du plötzlich mit so viel Geringschätzung sprichst? Die Enthüllungen über meinen biederen Schwager, zu denen Du selbst mich gezwungen hattest, liegen doch schon eine ganze Reihe von Tagen hinter uns."

„Und Gott allein weiß, was ich während dieser Tage gelitten habe. Aber so lange Kreuzkamp lebte, gab es für mich eine Hoffnung, an der ich mich festklammern und aufrichten durfte. Allein um jener Hoffnung willen habe ich bis heute zu ertragen gesucht, was doch beinahe unerträglich war."

„Natürlich! Kreuzkamp war ja ein reicher Mann! Ich glaube diese bewunderungswürdigen Motive vollauf zu verstehen."

„Nein, Onkel, Du verstehst sie ganz und gar nicht, wenn Du meinem Handeln solche Deutung zu geben vermagst. Und jetzt, da der einzige Mensch todt ist, der es vielleicht ehrlich mit mir meinte, jetzt, wo ich meine Hoffnungen nicht mehr auf einen treuen Freund, sondern nur noch auf eine wunderbare Fügung Gottes setzen darf, jetzt habe ich auch keine Veranlassung mehr, Dir die Wahrheit zu verschweigen. Ich willigte in die Verlobung mit einem Manne, der meinem Herzen fremd war, weil dieser Mann mir feierlich versprochen hatte, daß er mit Hilfe von Beweismitteln, die sich in seinen Händen befänden, das Andenken meines unglücklichen Vaters wieder zu Ehren bringen und die Unwahrheit der schrecklichen Beschuldigungen darthun wollte, welche Du gegen ihn erhoben. Darum brachte ich das Glück meines Lebens zum Opfer, und

darum gewann ich es über mich, Onkel, bis heute unter Deinem Dache zu verweilen!"

Die Züge des reichen Spekulanten verzerrten sich zu einer Grimasse der höchsten Wuth. Selbst Hertha erschrak vor diesem unheimlich wilden, grausamen Ausdruck, und sie trat an ihres Vaters Seite, um Helene im äußersten Fall schützen zu können. Der unerschrockene Muth, den dies zierliche, sonst so schüchterne Wesen jetzt an den Tag legte, war ihr ebenso unbegreiflich, wie der Inhalt der heftigen Worte, welche da gewechselt wurden. Und unbegreiflich vor Allem war ihr die Entgegnung, die in abgebrochenen, zischenden Lauten aus Armbrecht's Munde kam.

„Eine förmliche Verschwörung also hattet ihr gegen mich angezettelt — einen niederträchtigen Anschlag gegen meine Ehre! Und diesen Schurken, den nur ein wohlverdientes Schicksal ereilt hat, wenn er auf der Landstraße umkommen mußte wie ein Hund — ihn hielt ich für meinen Freund! Ah, ich hätte mir vorher sagen sollen, welches mein Dank dafür sein würde, daß ich die Tochter eines Betrügers und Fälschers aufnahm und sie hielt wie mein eigenes Kind! Doch nun ist es genug und übergenug! Jetzt bin ich es, der Dir verbietet, Deinen Fuß noch einmal über die Schwelle meines Hauses zu setzen!"

„Vater!" rief Hertha angstvoll aus. „Du bist außer Dir; Du weißt nicht, was Du sprichst!"

„Schweig'!" herrschte sie Armbrecht an. „Du hast mit dieser Ehrvergessenen nichts mehr zu schaffen, und Du wirst von diesem Augenblicke an aufhören, sie als ein

Glied unserer Familie anzusehen. Hier ist ein Betrag" — und er riß mit nervöser Hast einige Kassenscheine aus seiner Brieftasche — „welcher hinreichen wird, mich gegen den Vorwurf zu schützen, daß ich Dich hilflos dem Verderben überliefert hätte. Deine Kleider und was Du sonst an Geschenken von uns erhalten hast, werde ich durch Friedrich nach dem Bahnhofe schaffen lassen. Wohin Du Dich wendest, verlange ich nicht zu wissen, wie ich mir auch für die Zukunft alle Briefe und Mittheilungen verbitte. Wir haben nach Deinem schamlosen Geständnisse keine Gemeinschaft mehr miteinander!"

Jedes seiner Worte zeugte von einem wilden Hasse gegen das schutzlose Mädchen, und seinem schrankenlosen Zornesausbruch gegenüber wagte auch die sonst so muthige Hertha nicht mehr, offen für ihre Base einzutreten. Doch als Armbrecht nun das Zimmer verließ, eilte sie auf Helene zu und sagte hastig: „Deine Verschlossenheit gegen mich trägt die Schuld daran, daß ich jetzt nicht im Stande bin, Dir beizustehen. Ich kann ja nur dunkel ahnen, um was es sich handelt. Doch was es auch sei, ich werde zu Dir halten, so weit ich es vermag. Du mußt mir auf der Stelle schreiben, sobald Du eine Zuflucht gefunden hast, denn nach dieser Scene scheint es mir selbst am besten, daß Du nicht sogleich mit uns zurückkehrst. Meiner Freundschaft darfst Du unter allen Umständen sicher sein."

„Wo bleibst Du, Hertha? Warum zögerst Du noch?" schallte Armbrecht's harte, befehlende Stimme von der Schwelle her. Und da sie fürchtete, daß Helene ihren

Ungehorsam würde entgelten müssen, beeilte sich Hertha, seinem Rufe zu folgen.

„Auf Wiedersehen!“ flüsterte sie der Regungslosen zu. „Denke an das, was ich Dir soeben sagte!“

Bleich und unbeweglich wie ein Marmorbild verharrte Helene auf ihrem Platze, bis das Rollen des Wagens, welcher ihren Oheim von dannen führte, in der Ferne verhallt war. Dann hob sie mit einem tiefen Aufathmen ihre gefalteten Hände empor, als habe sie ein Gelöbniß oder eine stumme Bitte an den Himmel zu richten. Erst auf ein von der Thür herkommendes Geräusch ließ sie die Arme sinken. Der Landrichter Holleben war es, der in Hut und Ueberrock vor ihr stand.

„Ich habe um Entschuldigung zu bitten, mein Fräulein, daß Sie ohne Noth so lange hier zurückgehalten wurden. Ich konnte nicht voraussehen, daß Ihre nochmalige Vernehmung sich als überflüssig erweisen würde.“

Der ernste, schmerzlich vorwurfsvolle Blick, den sie auf ihn richtete, setzte den alten Kriminalisten fast in Verlegenheit.

„Sie haben der Gerechtigkeit heute einen schlimmen Dienst erwiesen, Herr Richter,“ sagte sie, ohne auf seine Worte zu achten, „denn Sie haben einen Unschuldigen statt des wirklichen Mörders verhaftet.“

Der Untersuchungsrichter zeigte sich nicht beleidigt und entrüstet, sondern er trat noch einen Schritt näher und erwiederte mit mildem Ernst: „Ich habe gethan, mein liebes Fräulein, was Pflicht und Ueberzeugung mir geboten. Mein Gewissen würde mich freisprechen, auch wenn

sich etwa herausstellen sollte, daß ich mich infolge seltsamer Zufälle in einem Irrthum befunden hätte. Und um Ihretwillen würde es mich sogar von ganzem Herzen freuen, wenn ich an die Möglichkeit solchen Irrthums glauben dürfte."

„Ich hoffe, Sie davon bald zu überzeugen. Und darf ich Sie bitten, mir einen großen Dienst zu erweisen?"

„Was ich zu thun vermag, soll gern geschehen, mein Fräulein."

„Mein Onkel Armbrecht, der bereits nach Schloß Schönheide zurückgekehrt ist, hat diese Geldsumme hier vergessen. Wollen Sie die Güte haben, ihm dieselbe auf irgend einem sicheren Wege wieder zukommen zu lassen?"

Sie reichte ihm die zerknitterten Kassenscheine, welche bis dahin unberührt auf dem Tische gelegen hatten; doch Holleben zögerte noch, sie anzunehmen.

„Wäre es nicht das Einfachste, Fräulein Dörenberg, wenn Sie selbst die Rückgabe besorgten?"

„Nein, das ist unmöglich, denn ich — ich bin eben im Begriff, eine kleine Reise anzutreten."

In ihren Augen schimmerten Thränen, und jetzt glaubte der Landrichter, sie zu verstehen. Ohne weitere Einwendung nahm er das Geld aus ihrer Hand.

„Ich werde die Zustellung nach Ihren Wünschen bewirken, und da Sie mich einmal insoweit Ihres Vertrauens gewürdigt haben, werden Sie mir vielleicht auch eine gut gemeinte Frage verzeihen. Sind Sie eines Schutzes, eines väterlichen Beistandes bedürftig, mein Fräulein?"

Helene schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich danke Ihnen, mein Herr. Meine Reisepläne sind festgestellt, und ich habe Alles, dessen ich zu ihrer Ausführung bedarf.“

„Um so besser. Aber es wird mich freuen, wenn Sie sich meiner erinnern, falls Ihnen Rath oder Hilfe wünschenswerth werden sollten.“

„Ich weise dies gütige Anerbieten nicht ein- für allemal zurück. Doch ich kenne noch nicht einmal Ihren Namen.“

„Landrichter Holleben. Wie ich vermuthe, wollen Sie sich nach der Kreisstadt begeben. Darf ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbieten?“

Auch diese Einladung nahm Helene nicht an.

„Ich habe noch eine Besorgung in der Nähe, und es ist wohl nicht schwer, später einen Wagen zu erhalten.“

Holleben hatte keinen Grund, an der Aufrichtigkeit ihrer Erklärung zu zweifeln, und nach einem freundlichen Abschiedswort ging er davon. Helene aber hatte ihm dennoch die Unwahrheit gesagt. Sie besaß in diesem Augenblick nichts als die Kleider, welche sie an sich trug, und einen Geldbetrag, der zu geringfügig war, um für mehr als wenige Tage ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Wie hätte sie unter diesen Umständen einen bestimmten Plan für ihre Zukunft fassen können?

Sie trat in das rauhe, mitleidslose Getriebe des Lebens hinaus wie ein Kind, das ahnungslos über die schwankende, berstende Eisdecke eines Flusses schreitet, unbekümmert darum, daß ihm vielleicht schon die nächste Sekunde Tod und Verderben bringt. Sie wußte nicht, woher sie die

Mittel nehmen sollte, fernerhin ihr Dasein zu fristen. Das unwiderstehliche, leidenschaftliche Verlangen, sich aus der Gefangenschaft in ihres Onkels Hause zu befreien, hatte ihre Handlungsweise bestimmt; aber es war das Beginnen einer Nachtwandlerin gewesen, dem wohl nur zu bald das furchtbare Erwachen am Rande des Abgrundes folgen mußte.

Fast ohne daran zu denken, wohin ihr Weg sie führen würde, schlug Helene die Landstraße nach der Kreisstadt ein. Ihr Kopf war schwer und wüst wie im Beginn einer ernsten Erkrankung, und ihre Glieder schmerzten. Aber ihr mächtiger Vorsatz hielt sie aufrecht, und wie in einem Traume ging sie mechanisch weiter und weiter, der dunkel verhüllten, unbekannten Zukunft entgegen.

Zehntes Kapitel.

Unter den Briefen, welche zwei Tage später die Vormittagspost für Armbrecht gebracht hatte, befand sich ein geschäftsmäßig aussehendes Schreiben, welches ihn augenscheinlich ganz besonders interessirte. Er durchlas es wiederholt, und seine Züge, die seit dem tragischen Abschluß des glänzenden Einweihungsfestes zumeist einen recht verdrießlichen Ausdruck gezeigt hatten, erhellten sich zusehends.

„Ich habe es nicht anders erwartet," murmelte er. „Nichts als leeres Gerede und Altweibergeschwätz! Dieser Kreuzkamp war denn doch zu schlau, um sich mit einem Industrieritter einzulassen."

Den offenen Brief in der Hand haltend, öffnete er die

Thür seines Arbeitszimmers, um sich nach den Wohnräumen hinüber zu begeben, wo er Hertha vermuthen durfte. Aber bei dem ersten Schritt, welchen er auf den Gang hinaus that, stieß er auf den alten Wendland, der vielleicht schon seit geraumer Zeit in dem dunklen Winkel neben der Thür gestanden.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Armbrecht; aber wenn ich wagen dürfte, Ihre kostbare Zeit nur für wenige Minuten in Anspruch zu nehmen —“

Es war gut, daß der Buchhalter bei dieser Anrede seine Augen beharrlich auf seinen Hut geheftet hielt, dessen abgegriffenen Rand er nervös zwischen den Fingern drehte; denn er würde sicherlich schon viel früher in dem sorgsam vorbereiteten und hundertmal im Stillen wiederholten Satze stecken geblieben sein, wenn er nur einen einzigen Blick auf das Antlitz seines ehemaligen Brodherrn geworfen hätte.

Armbrecht hatte beim Erkennen des Alten die Hand erhoben, als sei er Willens, ihn in eigener Person aus seinem Hause hinauszuwerfen; dann aber stieß er die Thür zu seinem Arbeitszimmer wieder auf und sagte mit harter Stimme: „Treten Sie ein!“

Zitternd folgte Wendland dem Befehle, der so wenig Ermuthigendes hatte, und ganz nahe der Schwelle blieb er stehen.

„Es ist sehr gütig, daß Sie mich anhören wollen, Herr Armbrecht,“ stammelte er, „ich habe ja auch alle meine Hoffnungen auf Ihre Großmuth gesetzt. Durch den jähen Tod meines Herrn, Ihres verewigten Freundes —“

In seiner ganzen stattlichen Größe hatte sich Armbrecht vor ihm aufgerichtet, und seine scharfen Augen schienen den armen Alten durchbohren zu wollen.

„Haben Sie die Absicht, mich zu verhöhnen?" donnerte er ihn an. „Sie wissen besser als irgend Jemand auf der Welt, daß Kreuzkamp mein Freund nicht war, und ich bewundere die Kühnheit, mit welcher Sie mir noch einmal unter die Augen treten."

„Aber, Herr Armbrecht — Sie müssen sich in einem Irrthum befinden — ich weiß wahrhaftig nicht --"

„Sie wissen nichts? Nun, so erlauben Sie, daß ich Ihrem Gedächtniß oder Ihrem Verständniß ein wenig zu Hilfe komme. War Kreuzkamp ein so mitleidiger Mann, daß er Ihnen aus reiner Barmherzigkeit Lohn und Brod gab, obwohl Sie bei Ihrer Unbrauchbarkeit doch wahrhaftig keins von beiden mehr verdienen? Oder hatte er Sie angestellt, weil er hoffte, Sie würden ihm früher oder später behilflich sein können, gegen mich zu intriguiren? Wie? Ist es Ihnen gefällig, mir darauf eine Antwort zu geben?"

„Ich schwöre Ihnen, Herr Armbrecht, daß ich niemals die Absicht hatte, Ihnen einen Schaden zuzufügen."

„Sie hatten nicht die Absicht, aber unter dem Druck zwingender Verhältnisse würde Ihnen eben keine andere Wahl geblieben sein — nicht wahr? Oder wollen Sie leugnen, daß Kreuzkamp durch Sie von geschäftlichen Vorkommnissen unterrichtet worden war, deren Kenntniß Sie während Ihrer Thätigkeit in meinem Dienste erlangt hatten? Wollen Sie leugnen, daß Sie mich um Ihres Vortheils willen in aller Form an ihn verrathen hatten?"

„Sie beurtheilen es zu hart, wahrhaftig, viel zu hart! Ich bin ein unglücklicher Mensch, und wenn Sie wüßten, wie das Alles kam, würden Sie dennoch Nachsicht mit mir haben!“

„Nun, ich bin sehr begierig, Ihre Rechtfertigung zu hören!“

„Nach meiner Rückkehr in die Heimath und nach dem Tode meines armen Weibes kam ich buchstäblich dem Hungertode nahe, denn alle meine Versuche, eine Stellung oder eine Beschäftigung zu erlangen, blieben ohne Erfolg. Schon hatte ich den Entschluß gefaßt, meinem Leben freiwillig ein Ende zu machen, wenn auch die nächsten vierundzwanzig Stunden keine Erlösung brächten, da wurde ich zufällig auf ein Zeitungsinserat aufmerksam, in welchem Herr Kreuzkamp auf Gollnow einen Buchhalter und Privatsekretär suchte. Ich meldete mich, und da eine Angabe der früheren Beschäftigung gewünscht worden war, erwähnte ich in dem Bewerbungsschreiben auch meine einstige Thätigkeit in Ihrem Hause. Tags darauf schon erhielt ich die Aufforderung, mich persönlich vorzustellen. Ich mußte meine letzte Habe verkaufen, um die Kosten der Fahrt nach Gollnow zu bezahlen, und als ich das Herrenhaus betrat, konnte ich mich kaum noch auf den Füßen erhalten, denn seit nahezu achtundvierzig Stunden war kein Bissen über meine Lippen gekommen. Herr Kreuzkamp war sehr freundlich gegen mich und nöthigte mich, mit ihm eine Flasche Wein zu trinken. Es ist nicht schwer, einen ausgehungerten, zum Tode ermatteten Menschen betrunken zu machen, und noch leichter ist es, einen Menschen,

der den Untergang vor Augen sieht, in solchem Zustande dahin zu bringen, daß er Alles thut, was man von ihm verlangt. Niemals zuvor war auch nur ein einziges Wort von dem, was ich in Ihrem Hause erfahren, aus meinem Munde gekommen, aber in jener Stunde, wo der Wein und die Todesangst gleichzeitig auf mich einwirkten, vergaß ich mein Versprechen. Ich weiß nicht mehr, wie es kam und wie Kreuzkamp's Fragen lauteten; aber mit einem Male wurde ich mir bewußt, daß ich wider meinen Willen mein Geheimniß preisgegeben hatte. Da haben Sie das unumwundene Bekenntniß meines Verschuldens, Herr Armbrecht! Ich habe mein Wort gebrochen, das ist wahr; aber ich that es in einem Augenblick der Unzurechnungsfähigkeit. Und es war wohl nicht einmal Kreuzkamp's Absicht, meine Mittheilungen über Friedrich Dörenberg's Bankerott zu Ihrem Schaden auszunutzen. Jedenfalls hat er sie für sich behalten und nun, da er für immer verstummt ist, kann Ihnen mein damaliges Beginnen ja ohnedies keinen Schaden mehr bringen. Wollen Sie da nicht einem armen alten Manne, der sich am Rande des Grabes noch einmal dem Elend überliefert sieht, verzeihen?"

Bittend faltete der alte Mann die knochigen Hände und schwere Thränen rollten über seine welken Wangen. Aber es schien, als habe Armbrecht ihn nur deshalb ungehindert ausreden lassen, um sich an seiner tiefen Erniedrigung zu weiden. Die Hände gemächlich auf dem Rücken zusammenlegend, sagte er mit schneidendem Hohn: „Und Sie sind kindisch genug, mich mit diesem Gewinsel

erweichen zu wollen? Vielleicht haben Sie mir die Geschichte nur erzählt, damit ich aus Furcht, Sie könnten noch einmal in eine ähnliche Versuchung gerathen, nun selber die Sorge für Ihre Zukunft übernehme. Das wäre immerhin eine neue Art von Erpressung, nicht mit dem Revolver, sondern mit Thränen und gerungenen Händen. Aber Sie haben sich verrechnet, mein Lieber, sehr gründlich verrechnet, und Sie müssen sich eine sehr unvollkommene Erinnerung an mich bewahrt haben, wenn Sie auch nur einen Augenblick an den Erfolg Ihres Manövers glauben konnten. Ich fürchte Ihre angeblichen Enthüllungen nicht; denn Alles, was Sie Nachtheiliges über mich erzählen können, ist eben von Anfang bis zu Ende erlogen."

Wendland erhob den weißen Kopf, und es war mehr Erstaunen als Furcht, was seine Mienen in diesem Augenblick widerspiegelten.

„Erlogen?" wiederholte er mit zitternder Stimme. „Nein, es war nichts als die lautere Wahrheit, was Kreuzkamp von mir erfuhr, und noch nicht einmal die ganze Wahrheit."

„Sie haben ihm also gesagt, daß mein Schwager Dörenberg unter Hinterlassung bedeutender Schulden und nachdem er meinen Namen auf mehreren Wechseln gefälscht hatte, flüchtig geworden sei, und daß ich großmüthig genug war, unter den schwersten persönlichen Opfern ein Arrangement mit seinen Gläubigern zu Stande zu bringen? War es das, was Sie ihm sagten?"

„Nein, das war es nicht, Herr Armbrecht; denn das

wäre eben nicht die Wahrheit gewesen. Wir Beide wissen ja, daß Ihr Schwager —"

„Nichts wissen wir!" fiel ihm Armbrecht schneidend in's Wort. „Und wenn Sie sich jemals einfallen lassen sollten, irgendwo eine fabelhafte, in Ihrem eigenen närrischen Schädel entstandene Geschichte zu erzählen, welche diesem Sachverhalt nicht entspricht, so lasse ich Sie entweder in's Gefängniß oder in's Irrenhaus sperren! Merken Sie sich das, mein Herr! Ihr vortrefflicher Kreuzkamp hat recht wohl gewußt, warum er von Ihren Mittheilungen keinen Gebrauch machte. Meine Stellung in der Gesellschaft und in der kaufmännischen Welt ist glücklicherweise fest genug. Um sie durch irgend eine wahnwitzige Anschuldigung zu erschüttern, muß man Beweise in der Hand haben — Beweise, nicht haltlose Fabeleien eines entlassenen Buchhalters. — Und nun gehen Sie! Ich hätte Sie auf der Stelle hinauswerfen lassen können; aber es reizte mich, zu erfahren, wie weit Ihre Unverschämtheit gehen würde. Und vielleicht war es auch in Ihrem eigenen Interesse nicht überflüssig, Ihnen diese letzte Mahnung mit auf den Weg zu geben."

Völlig niedergeschmettert und in seiner Bestürzung mühsam nach Worten ringend, starrte ihn der Buchhalter an.

„Ich — ich sollte — Sie stoßen mich von sich — ohne Beistand — ohne Hilfe? Sie überliefern mich dem Elend und dem Verderben?"

„Haben Sie es etwa besser um mich verdient? Danken Sie dem Himmel, daß ich Sie nicht für jene Verleum-

dungen dem Richter überliefere! Und nun genug! Besser, Sie finden den Ausweg allein, als daß ich meinen Diener beauftragen muß, Ihnen denselben zu zeigen."

Trotz dieser unzweideutigen Aufforderung schien Wendland in seiner Verzweiflung noch einen letzten Versuch wagen zu wollen; da wurde draußen das Rollen eines Wagens vernehmlich, und nachdem Armbrecht einen Blick durch das Fenster geworfen hatte, schlug er heftig auf die Glocke.

„Schaffen Sie diesen Menschen da hinaus!" befahl er dem eintretenden Friedrich. „Und führen Sie den Herrn Grafen Ramin ohne vorherige Anmeldung herein. Ich sei hocherfreut, ihn zu begrüßen."

.Der alte Buchhalter wartete das Aeußerste nicht ab. Ehe der hochmüthige Diener Hand an ihn legen konnte, schlich er stille hinaus, und erst als Schloß Schönheide weit hinter ihm lag, warf er sich in das Gras, drückte das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich.

— — — — — — — — — — — —

Bis in die Vorhalle ging Armbrecht seinem vornehmen Besucher entgegen, der sich von seinem langbeinigen Diener beim Verlassen des Wagens unterstützen ließ. Als er dann auf den Schloßherrn zukam, bemerkte dieser, daß Graf Ramin ein wenig hinkte, obwohl er bemüht schien, es zu verbergen. Natürlich stellte Armbrecht nach der ersten herzlichen Begrüßung eine diesbezügliche Frage, und der Graf erwiederte mit seinem angenehmen verbindlichen Lächeln: „Eine ganz unbedeutende Sehnenzerrung, die ich mir zuzog, als ich neulich vom Pferde sprang.

Das Unglück bei der Sache besteht lediglich darin, daß ich für einige Tage verhindert sein werde, in den Sattel zu steigen."

„Sie gestatten doch, daß ich Sie sogleich bei den Damen einführe, Herr Graf? Ich bin sicher, denselben da einen hochwillkommenen Gast zu bringen."

„Ihre Güte beschämt mich. Aber — um ehrlich zu sein — mein heutiger Besuch war zunächst Ihnen zugedacht, Herr Armbrecht. Wenn ich Sie nicht eben in dringenden Geschäften störe, möchte ich Sie wohl um eine Unterredung unter vier Augen bitten."

„Natürlich stehe ich Ihnen ganz und gar zur Verfügung. Friedrich, eine Flasche Rauenthaler! Und ich bin bis auf Weiteres für Niemand zu sprechen."

Die Unterredung unter vier Augen war von ziemlich langer Dauer; denn nach Verlauf einer halben Stunde mußte Friedrich eine zweite Flasche Rauenthaler bringen, und auch diese war bis auf den letzten Tropfen geleert, als Armbrecht seinen Besucher wieder hinausgeleitete.

Das Ergebniß der Besprechung mußte beide Theile vollauf befriedigt haben, denn das Antlitz des Schloßherrn leuchtete in seinem lebhaftesten Roth, und auch auf dem blassen Gesicht des Grafen lag ein Ausdruck unverkennbarer Genugthuung.

„Sie wollen also wirklich gehen, ohne meine Tochter zu begrüßen?" fragte Armbrecht mit freundlichem Vorwurf. „Fürchten Sie nicht, daß sie Ihnen das gewaltig verübeln werde?"

„Ich rechne in diesem Fall wie in jedem anderen auf

Ihre väterliche Fürsprache," gab Ramin zurück. „Sie haben mich durch Ihre Zusage unaussprechlich glücklich gemacht; aber gerade weil mir das Herz so voll ist, möchte ich jetzt nicht vor Fräulein Hertha hintreten. Die Umstände würden mich zwingen, eine gleichgiltige Unterhaltung zu führen, und dazu wäre ich, wie Sie begreifen müssen, kaum im Stande."

„Nun, wie Sie wollen. Mit einem Verliebten ist ja nichts anzufangen. Aber Sie müssen darauf bedacht sein, sich zu schonen, damit Sie bald ganz wieder hergestellt sind. Ein Verehrer, der hoch zu Rosse dahergesprengt kommt, macht immer eine ritterlichere Figur, als einer, der in bequemem Wagen vorfährt."

Obwohl er nicht zweifeln konnte, daß die Mahnung scherzhaft gemeint sei, schien Graf Ramin doch peinlich berührt.

„Ah, die kleine Verletzung ist wirklich nicht der Rede werth. Es ärgert mich fast, daß Sie überhaupt etwas davon bemerkten."

„Sie haben Recht, lieber Freund, ich sollte wenigstens nicht darüber spotten. Für morgen also darf ich Sie meiner Tochter ankündigen?"

„Für morgen und für jeden folgenden Tag, wenn der heißeste Wunsch meines Lebens in Erfüllung geht," versicherte Graf Ramin, indem er mit einer etwas theatralischen Geberde die Hand auf das Herz legte. „Alle meine Hoffnungen und Träume sind im Bannkreis Ihres Hauses gefangen."

Er wies diesmal die Unterstützung Duffek's zurück und

stieg leicht und elastisch in den Wagen, wie wenn er nicht das geringste körperliche Unbehagen spürte. Aber er preßte dabei die Zähne zusammen, und sein Gesicht verfärbte sich vor der Heftigkeit des Schmerzes, den er mit aller Anstrengung unterdrückte.

„Ein Gentleman!" sagte Armbrecht vor sich hin, während er dem davonrollenden Wagen noch zwei oder drei Sekunden lang nachschaute. „Kreuzkamp hatte Recht: wenn er ein Abenteurer ist, so ist er wenigstens ein aristokratischer Abenteurer. Man kann Staat mit ihm machen." —

In dem kleinen runden Thurmzimmer, welches Frau Armbrecht besonders bevorzugte, fand der Schloßherr Frau und Tochter hinter halb herabgelassenen Fenstervorhängen.

„Schon wieder im Dunkeln wie die Eulen?" spottete er. „Du wirst Dir Deine Migräne ein wenig abgewöhnen müssen, meine Liebe, denn voraussichtlich werden wir jetzt täglich einen Gast haben, der heitere Mienen und helle Beleuchtung beanspruchen darf."

„Einen täglichen Gast?" fragte Hertha. „Etwa den Grafen Ramin?"

„Ei der Tausend, wie gut Du zu rathen verstehst, mein Kind! Aber ich werde ein scharfes Auge auf Dich haben müssen, denn Dein Ahnungsvermögen erscheint mir einigermaßen bedenklich."

„Es war wohl nicht allzu schwer, die Ursache Deiner guten Laune zu errathen, Papa. Du hast also mit dem Grafen über jene — jene Verleumdungen gesprochen?"

„Dessen bedurfte es gar nicht mehr, mein mißtrauisches Fräulein. Vor zwei Stunden empfing ich die Antwort

auf eine an meinen zuverlässigsten Geschäftsfreund in der Hauptstadt gerichtete Anfrage. Der Mann muß sich seine Nachrichten merkwürdig schnell verschafft haben, und sie lauten ganz so, wie ich es erwartet hatte. Der Graf ist in der Hauptstadt aufgetreten, wie es seinem Stande und seinem gesellschaftlichen Range zukam; von irgend welchen unehrenhaften Handlungen aber kann auch nicht im Entferntesten die Rede sein."

„Und wenn sich Dein Geschäftsfreund dennoch in einem Irrthum befindet? Ist eine solche Möglichkeit vollständig ausgeschlossen?"

„Wie ich den Mann und seine Gewissenhaftigkeit kenne — ja! Aber nach dem Tone Deiner Frage könnte man wahrhaftig glauben, es wäre Dir lieber gewesen, wenn Dein unbekannter Warner Recht behalten hätte."

Hertha verschmähte es, auf diese letzte Bemerkung eine Antwort zu geben. „Kann ich den Brief mit der Auskunft sehen, Papa?" fragte sie ernst.

„Du bist vorsichtig wie ein alter Geschäftsmann," lachte Armbrecht. „Nun meinetwegen, da ist er!"

Hertha trat nahe an das Fenster, las aufmerksam das Schreiben durch und sagte, indem sie es ihrem Vater zurückreichte: „Es bliebe also nur noch die Möglichkeit, daß Ramin schon in der Hauptstadt die Leute über seine Person und seine Verhältnisse getäuscht hätte."

Halb ärgerlich und halb belustigt schlug sich Armbrecht auf das Knie.

„Nun wird es mir aber doch zu bunt! Verlangst Du etwa, daß Dir der Graf seinen Geburtsschein und polizei-

lich beglaubigte Führungsatteste vorlege, ehe Du aufhörst, ihn für einen Betrüger zu halten? Vielleicht genügt es Dir aber zu hören, daß er thatsächlich vor zwei Tagen eine solche Prüfung, und zwar vor der hohen Obrigkeit selbst, zu bestehen hatte. Lächelnd erzählte er mir soeben, daß ihn der Landrichter Holleben zwei Stunden lang vernommen habe, als ob er selber verdächtig wäre, Kreuzkamp's Mörder zu sein. Bei dieser Gelegenheit hat er sicherlich Rede und Antwort stehen müssen über Alles, was Dich jetzt mit so hartnäckigen Zweifeln erfüllt, und ich denke, wenn ein Untersuchungsrichter damit zufrieden war, könntest Du es auch sein."

Hastig wandte sich ihm Hertha zu und strich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie da auch den letzten Schatten eines häßlichen Gedankens entfernen.

„Man hat ihn also verleumdet! Nun wohl, ich werde wissen, wie ich mich zu verhalten habe, wenn man es wagen sollte, den Versuch zu wiederholen."

„Das ist endlich vernünftig gesprochen! Der Graf wird also ein freundliches Gesicht finden, wenn er sich morgen einstellt?"

„Ich bin ihm wohl einige Genugthuung schuldig für das Unrecht, das ich ihm in meinen Gedanken zugefügt habe."

Armbrecht näherte sich seiner Tochter und klopfte liebkosend ihre weiche Wange.

„Du wirst ihn damit sehr glücklich machen, mein Liebling! Ich darf leider nicht aus der Schule schwatzen, sonst könnte ich Dir von allerlei Geständnissen erzählen, die mir ein gewisser junger Aristokrat soeben abgelegt."

„Papa!“

„Nein — nein! Fürchte nicht, daß ich Dich um das Vergnügen bringen werde, sie aus seinem eigenen Munde zu vernehmen. Es ist mir ja genug, zu wissen, daß er keine Abweisung zu besorgen hat.“

„Scheint Dir das so sicher? Noch hat Graf Ramin nichts gethan, sich meine Liebe zu gewinnen.“

„Er wird es daran nicht fehlen lassen. Schreibe ihm nur getrost die Proben vor, die er bestehen soll, um sich Deiner würdig zu erweisen.“

In seiner behaglichen Laune hätte er das Thema unzweifelhaft noch lange festgehalten, wenn ihn nicht Hertha daran verhindert hätte, indem sie fragte: „Und Du hast noch immer nichts von Helene gehört, Papa? Ich mache mir unaufhörlich die bittersten Vorwürfe, daß ich sie in meiner ersten Bestürzung auf Gollnow so schmählich im Stich lassen konnte.“

Armbrecht zog die Brauen zusammen und wandte sich sogleich zum Gehen.

„Sprich mir nicht von ihr, Hertha! Sie ist Deiner Theilnahme nicht werth, denn ihre geheimen Pläne waren darauf gerichtet, mit Kreuzkamp's Hilfe uns Alle zu verderben.“

„Ach, das ist ein thörichtes Märchen, an welches ich niemals glauben werde!“ rief Hertha unwillig, und selbst Frau Armbrecht, die sonst schon durch die bloße Anwesenheit ihres Gatten der Fähigkeit zu sprechen beraubt zu werden schien, raffte sich zu einer Entgegnung auf, die mit zitternder Stimme von ihrem Schmerzenslager her ertönte:

„Du thust dem Kinde Unrecht, lieber Armbrecht. Sie wäre einer solchen Schlechtigkeit niemals fähig gewesen. Und wie hätte sie es denn auch anfangen sollen, einen so unmöglichen Vorsatz auszuführen?“

„Ich habe keine Lust, mich darüber in lange Auseinandersetzungen mit euch einzulassen. Helene Dörenberg ist als eine Unwürdige aus meinem Hause verstoßen worden, und wir haben keine Gemeinschaft mehr mit ihr, das muß euch genügen.“

Er hatte die Thürklinke schon in der Hand, und es war wohl nur das Erstaunliche des unerhörten Vorganges, das ihn zurückhielt, als seine Gattin jetzt zum ersten Male einen wirklichen und offenkundigen Widerspruch wagte.

„Aber sie ist meines Bruders Kind, Armbrecht, und sie hat auf der ganzen weiten Welt keinen Schutz und Beistand, als uns. Du hättest so nicht an ihr handeln dürfen, ohne mich zu hören; denn mir hatte sie mein unglücklicher Bruder an's Herz gelegt, und ich werde das Schicksal seines Kindes zu verantworten haben, wenn ich ihn wiedersehe, sei es nun hier auf Erden oder jenseits des Grabes.“

„Ich hätte Dich um Deine Zustimmung befragen sollen? Wirklich? Ist das im Ernst Deine Meinung? Diese hartnäckige Migräne scheint Deine Gedanken ein wenig zu verwirren, meine Liebe. Oder hast Du vergessen, wie theuer ich es bezahlen mußte, als ich wirklich einmal närrisch genug war, auf Dich zu hören? Es wird heilsam sein, Dich daran zu erinnern, damit derartige Anwandlungen im Keime erstickt werden.“

„Armbrecht!“ flehte die arme Frau und ihr weißes Gesicht wandte sich ihm aus dem Halbdunkel mit bittendem Ausdruck zu; aber er war nun einmal entschlossen, ihr für alle Zukunft die Lust zu so unerhörter Auflehnung zu benehmen.

„Geschah es nicht auf Deinen Rath und auf Deine Bitten, daß ich Deinen leichtfertigen Bruder mehr als einmal mit meinem sauer erarbeiteten Gelde aus seinen selbstverschuldeten Bedrängnissen befreite? Und trägst Du nicht die Verantwortung dafür, daß ich mich endlich dazu verstehen mußte, seine gefälschten Wechsel einzulösen, nur um zu verhindern, daß Dich die Leute auf der Straße fragen könnten: wie befindet sich denn Ihr Herr Bruder im Zuchthause? Ich denke, nach solchen Erfolgen hättest Du ein- für allemal das Recht verwirkt, Dich um meine Handlungen zu kümmern, am wenigsten, wenn es Deines Bruders Sippschaft ist, welche sie betreffen.“

Er ging hinaus und warf die Thür dröhnend hinter sich in's Schloß. Leise weinend hatte Frau Armbrecht ihr blasses Gesicht auf das Kissen zurücksinken lassen. Hertha kniete an ihrer Seite nieder und umschlang die gebrechliche Gestalt in einem Ausbruch leidenschaftlicher Zärtlichkeit mit beiden Armen.

„Meine liebe — liebe Mutter!“ schluchzte sie. „O, daß Du solche Mißhandlungen ertragen mußt!“

Hastig trocknete die Leidende ihre Thränen.

„Still, mein Kind, still! So darfst Du nimmermehr sprechen. Dein Vater ist ein strenger Mann, und die Gerechtigkeit geht ihm über Alles, selbst über seine Liebe

zu mir. Darein muß ich mich fügen, denn er ist der Herr, und was er thut, das ist wohl gethan!“

„Nein, nein und hundertmal nein! Es ist nicht wohl gethan, sondern es ist herzlos und grausam und schlecht! Ich war feige und selbstsüchtig, als ich die arme Helene aus Furcht vor des Vaters Zorne ihrem Schicksale überließ; aber ich will nicht auch feige zusehen, wie er Dich zu Tode quält. Jetzt weiß ich, welche Liebesprobe ich von dem Grafen verlangen werde, und wenn er bereit ist, sie zu bestehen, so will ich ihn heirathen, gleichviel, ob es Liebe ist oder nicht, was ich für ihn empfinde.“

Sie sprang auf und eilte davon, weil ihr das kleine dunkle Zimmer zu eng wurde für den Sturm leidenschaftlicher Empfindungen, welchen die letzte Scene in ihrem Herzen entfesselt hatte.

Frau Armbrecht aber faltete die Hände und betete voll Inbrunst: „O Herr, mein Gott, wenn es eines Opfers bedarf, um mein geliebtes Kind vor dieser Heirath zu bewahren, so nimm mich noch heute hinweg. Um ihres Friedens willen sterbe ich ja gern!“

Elftes Kapitel.

Am Rathhausplatze in der Kreisstadt stand eine Reihe uralter, verwitterter und baufälliger Häuser, die vor vielen Jahrzehnten, da man noch nichts von den wunderbaren Zauberkräften des Dampfes und der Elektrizität ahnte, manchem vornehmen Fremden als Absteigequartier gedient haben mochten. Ueber der Thür des einen Gebäudes, des

ältesten und unansehnlichsten von allen, hing noch an verrosteter Stange das alte Wirthshausschild mit dem naturgeschichtlich höchst merkwürdigen himmelblauen Löwen, dessen Umrisse freilich unter der Jahrzehnte langen Einwirkung von Regen und Sonne einigermaßen verschwommen und unklar geworden waren; und dort pflegten dann auch noch immer allwöchentlich einige von den Landleuten einzukehren, welche aus den Dörfern der Umgegend kamen, um die Früchte ihres Fleißes in der Stadt zu Markte zu bringen.

Sonst hatte der „Blaue Löwe“ nur sehr geringen Fremdenzuspruch. Mit der Eisenbahn zugleich waren ja auch in der Kreisstadt moderne Gasthöfe entstanden, welche der alten, dürftigen Herberge die Lebensluft nahmen, und ein Reisender mußte schon mit bedenklich schmalem Geldbeutel behaftet sein, wenn er sich entschloß, die ausgetretenen Steinstufen zu dem verwitterten Hause emporzuklimmen. In dem kleinen Gastzimmer ging es mit Ausnahme der Markttage zumeist sehr stille zu, denn die einzige, trübe brennende Petroleumlampe, welche da von der geschwärzten Decke herabhing, warf ihr mattes Licht auf leere Bänke und Stühle. Die alte, dicke Besitzerin des Gasthofes, ein halberblindeter, wohlgenährter Kater, der über alle Thorheiten eines Katzendaseins sicherlich längst hinaus war, und ein verdrießlicher grüner Papagei, der durch irgend einen unaufgeklärten Zufall hierher gerathen sein mußte, machten dann die ganze Gesellschaft in der Schänkstube aus. Gewöhnlich schliefen sie alle Drei, und dann war es allein die alte Kastenuhr in der Ecke neben der Thür, welche mit ihrem eintönigen Ticktack die melancholische Stille unterbrach.

Heute aber wurde die altgewohnte abendliche Ruhe der wackeren Frau Habermann durch ein ungewöhnliches Ereigniß gestört. Ein Fremder, der mit dem letzten Zuge angekommen sein mußte, klomm die unbequeme, steinerne Treppe zum „Blauen Löwen" empor und trat, nachdem er sich auf dem Hausflur vergebens nach einem dienstbaren Geiste umgesehen hatte, in das Schänkzimmer ein.

Der Kater war es, der durch seinen Gruß zuerst geweckt wurde. Blinzelnd betrachtete er den Eindringling mit seinem einzigen, grünlich schimmernden Auge, streckte dann behaglich die steifen Glieder und rieb sich so lange an dem Kleide seiner leise schnarchenden Herrin, bis auch diese mit einiger Anstrengung aus den Armen des Traumgottes frei geworden war. Verwirrt und verschlafen starrte sie auf die ungewohnte Erscheinung des Fremden.

„Wenn ich mich hier wirklich in dem Gasthofe zum ‚Blauen Löwen' befinde," sagte dieser in dem Ton und der Haltung eines gebildeten Mannes, „so möchte ich Sie bitten, mir ein Zimmerchen für die Nacht anweisen zu lassen und mir einen bescheidenen Imbiß herzurichten. Man hat mir Ihr Haus als einfach und billig empfohlen."

Frau Habermann richtete sich mit einem tiefen Seufzer aus ihrer bequemen Lage auf. Sie liebte die Anstrengungen nicht, und der späte Gast sah nicht aus, als ob große Reichthümer an ihm zu verdienen wären. Sein Anzug war sauber und anständig, doch immerhin schon recht abgetragen, und wenn die Reisetasche, welche er in der Hand hielt, sein gesammtes Gepäck darstellte, so lag darin für seine Zahlungsfähigkeit auch nicht gerade eine sehr be-

ruhigende Gewähr. Aber die brave Frau erfüllte nichtsdestoweniger ihre Pflichten als Wirthin.

„Line!“ rief sie mit ihrer fettigen Stimme in den hinter der Gaststube gelegenen dunklen Raum hinein, „überzieh’ doch ’mal schnell das Bett in Nummer fünf! Es ist ein Fremder gekommen.“ Und indem sie sich erst jetzt gegen diesen selbst wandte, fügte sie hinzu: „Einstweilen müssen Sie sich’s mit Ihrer Handtasche hier unten bequem machen. Es ist heute nicht der Tag, wo wir Gäste bekommen, und das Zimmer ist darum noch nicht in Ordnung. Was aber das Essen anbetrifft, so könnte ich Ihnen höchstens einen Eierkuchen oder Rühreier mit Schinken machen, auch Suppe vom Mittag her ist noch vorhanden. Ist Ihnen das recht?“

„Gewiß, liebe Frau. Ich bin wenig hungrig und noch weniger verwöhnt. Selbst ein Bissen Brod und ein Glas Bier würden mir vollauf genügen.“

Er schob seine Reisetasche unter einen Tisch und ließ sich auf eine der Bänke nieder, deren hartes Polster vielfach geflickt und stark verblichen war. Die Wirthin aber, welche unter wiederholtem Seufzen in dem hinteren Raume verschwunden war, kehrte nach Verlauf einer Viertelstunde mit vor Anstrengung gerötheten Wangen zurück, um neben dem verlangten Glase Bier auch einen Teller mit Rührei und Schinkenschnitten vor den Fremden niederzusetzen.

„Wünsche wohl zu speisen!“ sagte sie. „Es ist heute nicht der Tag, wo wir Gäste bekommen, und wir sind darum nicht auf besondere Mahlzeiten eingerichtet.“

Sie machte sich erst jetzt die Mühe, den Besucher

etwas genauer anzusehen und fand, daß er trotz des mächtigen grauen Vollbarts, der ihm nicht gut stand, und trotz einer entstellenden Binde über dem rechten Auge ein kluges Gesicht mit feinen und regelmäßigen Zügen hatte.

„Kommen Sie von weit her?“ fragte sie mit der Vertraulichkeit, die ihr im Verkehr mit ihren ländlichen Gästen zur Gewohnheit geworden war und mit einem etwas mißtrauischen Blick auf die kleine Reisetasche.

„Nein, ich komme heute nur aus der Hauptstadt,“ entgegnete der Gefragte, der das Essen kaum berührte und einem Stück trockenen Brodes den Vorzug gab. „Es ist meine Absicht, auf einem der benachbarten Güter einen Besuch zu machen. Vielleicht sind Sie in der Lage, Frau Wirthin, mir mit einigen Auskünften gefällig zu sein.“

Der grunzende Laut, mit welchem Frau Habermann zur sichtlichen Genugthuung des Katers ihren alten Platz wieder einnahm, konnte für eine Erklärung ihrer Bereitwilligkeit gelten, und so sprach der Fremde weiter:

„Es ist das Rittergut Schönheide, auf welches mich besondere Angelegenheiten führen werden. Sein Besitzer heißt Armbrecht. Wissen Sie vielleicht etwas Näheres von dem Manne und von seiner Familie?“

„Von einem Rittergutsbesitzer? Nein! Solche Leute pflegen bei mir nicht einzukehren. Aus dem Dorfe Schönheide kenne ich wohl Einige, da ist der dicke Piening, der sich immer sein Essen in Papier gewickelt mitbringt, wenn er hier absteigt, und der lahme Kords, der sich jetzt zum vierten Mal verheirathet hat. Aber Armbrecht —

Armbrecht, den Namen habe ich nie gehört! Uebrigens scheinen Ihnen die Rühreier doch nicht zu schmecken."

„O, sie sind vortrefflich. Aber ich sagte Ihnen ja, liebe Frau, daß ich nicht sehr hungrig bin."

Damit war ihre Unterhaltung zu Ende. Der Fremde, der seine kärgliche Mahlzeit schnell beendet hatte, saß mit verschränkten Armen da und blickte unverwandt auf das Zifferblatt der alten Kastenuhr, an welchem doch durchaus nichts Merkwürdiges zu sehen war; Lene, welche sein Zimmer in Ordnung bringen sollte, ließ nichts von sich hören, und Frau Habermann nickte schon wieder recht bedenklich mit dem Kopfe, als ihr die zweite Ueberraschung dieses merkwürdigen und aufregenden Abends zu Theil werden sollte.

Abermals schlürfte nämlich etwas über die Steintreppe und den Flur, die Thür des Gastzimmers wurde geöffnet, und eine lange, hagere Gestalt schob sich hüstelnd über die Schwelle.

„Guten Abend, Frau Habermann. Darf ich ein wenig bei Ihnen ausruhen? Ach, ich bin mehr todt als lebendig!"

Die geplagte Wirthin wandte den Kopf.

„Ei, Du lieber Gott, Herr Wendland, wo kommen Sie denn her? Line, das Bett in Nummer drei! Da kriege ich das Haus voll Fremde, und dabei ist heute nicht einmal der Tag, wo wir Gäste bekommen!"

„Machen Sie sich keine Ungelegenheiten, Frau Habermann. Ich bleibe wohl nicht über Nacht. Nur ein wenig Ruhe — ein wenig Ruhe!"

Ohne den Fremden zu beachten und ohne ihn wohl

überhaupt zu sehen, sank der alte Buchhalter neben der Thür auf einen Stuhl, und ein heftiger Hustenanfall erschütterte seinen gebrechlichen Körper.

„Aber Herr Wendland, was machen Sie mir da für Geschichten," meinte die Wirthin mit einer Art von Bedauern. „Das ist ja ganz derselbe Husten, den mein Seliger bekam, als es mit ihm zu Ende ging. Und wie Sie aussehen! Man könnte meinen, Sie hätten schon im Grabe gelegen."

„Es wird nicht mehr lange währen, bis ich da angekommen bin, Frau Habermann. Und weil ich das weiß, habe ich mich auch über die Brücke geschleppt, ohne in den Fluß zu springen. Es lohnt nicht mehr, zum Selbstmörder zu werden, wenn man ohnedies schon auf der Grenze steht."

„Na, nehmen Sie mir's nicht übel, das sind lästerliche Reden. Was ist Ihnen denn geschehen? Haben Sie Ihre schöne Stellung wieder verloren?"

„So wissen Sie nicht, daß Herr Kreuzkamp todt ist, daß er ermordet wurde?"

„Ach ja, freilich, nun fällt mir's ein, ich habe die Geschichte ja im Kreisblatt gelesen. Das ist schlimm für Sie, Herr Wendland, da müssen Sie sich also nach etwas Anderem umsehen."

„Nach etwas Anderem?" wiederholte er bitter. „Als wenn es für einen Mann von meinem Alter und von meiner Gebrechlichkeit noch etwas Anderes gäbe, als auf der Straße oder im Spital zu verenden. Ich habe seit gestern zur Genüge erfahren, was es bedeuten will, in meiner Lage ohne Brod zu sein."

Frau Habermann's feistes Gesicht legte sich in sehr verdrießliche Falten.

„Steht es so mit Ihnen? Haben Sie denn gar keine Ersparnisse gemacht?"

„Wie hätte ich die machen sollen? Bei Herrn Kreuzkamp hatte ich Wohnung und Kost; aber das Gehalt, das ich bis zu seinem Tode erhielt, reichte noch nicht einmal hin, um die Schulden zu bezahlen, die ich während der Krankheit und nach dem Tode meines armen Weibes machen mußte. Ich bin in diesem Augenblick ärmer als der ärmste Bettler."

„So also steht es mit Ihnen, Herr Wendland? Kein Brod, kein Obdach, kein Geld! Und da fallen Sie mir ohne Weiteres in's Haus und rechnen auf meine Gutmüthigkeit, nicht wahr? Die alte Habermann wird schon dumm genug sein, sich die Last aufzubürden — das dachten Sie doch, wie? Und wenn Sie sich hier auf die Seite legen müssen, wie es doch morgen oder übermorgen der Fall sein wird, wenn Sie mir vielleicht gar unter den Händen sterben — die alte Habermann mag sehen, wie sie damit fertig wird! Ein ganz hübscher Plan, das muß ich sagen!"

Das hagere Gesicht des Buchhalters war noch länger und spitziger geworden während dieser unfreundlichen Rede. Mühsam nach Athem ringend, richtete er sich von seinem Stuhle in die Höhe.

„Ich versichere Ihnen, daß mir solche Gedanken fern gelegen haben," stammelte er. „Ich wollte mich ein wenig ausruhen, nichts weiter, und ich — ich bitte um Verzeihung, wenn —"

Ein Schluchzen erstickte seine Stimme, während er auf die Thür zuwankte; aber er hatte diese noch nicht erreicht, als sich die fleischige Hand der Wirthin sehr nachdrücklich um seinen Arm legte.

„Oho, was soll denn das nun wieder heißen? Man wird doch wohl noch gegen einen guten Bekannten seinem Herzen Luft machen dürfen! Habe ich etwa gesagt, daß Sie gehen sollen? Für heute bleiben Sie da, und morgen werden wir ja sehen, wie der Hase läuft. Dumm ist die alte Habermann nicht, aber hartherzig ist sie auch nicht! Line, das Bett in Nummer eins! Nummer drei ist ein kleines Loch ohne Fenster. Da können Sie mit Ihrem Husten doch nicht bleiben!"

Sie drückte den Buchhalter wieder auf seinen Stuhl, wozu es freilich keiner großen Anstrengung bedurfte. Dann ging sie an den Tisch des Fremden und bemächtigte sich ohne Weiteres der Schüssel mit den verschmähten Rühreiern.

„Da, Herr Wendland, ich wünsche wohl zu speisen! Etwas Anderes habe ich nicht, denn es ist heute nicht der Tag, wo wir Gäste bekommen. Ich werde Ihnen jetzt eine Tasse Thee kochen. Der hat meinem Seligen auch immer sehr gut gethan."

Sie verschwand in dem dunklen Hintergrunde. Wendland aber, der erst durch den letzten Vorgang darauf aufmerksam geworden war, daß er nicht mit der Wirthin allein gewesen sei, starrte jetzt auf den Fremden wie auf eine gespenstische Erscheinung.

„Sie betrachten mich so angelegentlich, mein Herr,"

sagte dieser nach einem längerem Schweigen, „finden Sie vielleicht, daß ich einem Ihrer Bekannten ähnlich sehe?“

„Ich bitte um Verzeihung — nein! Und doch, wenn es nicht unmöglich wäre, so möchte ich darauf schwören, daß Sie — halten Sie es nicht für Zudringlichkeit, mein Herr, wenn ich mir erlaube, Sie nach Ihrem Namen zu fragen.“

Der Andere zauderte einen Augenblick, dann aber erwiederte er ruhig: „Ich heiße Dörenberg — Hermann Dörenberg aus Chicago.“

Der Buchhalter sprang auf. Seine Hände zitterten. Eine gewaltige Aufregung hatte sich seiner bemächtigt.

„Also dennoch — also wirklich! Aber ich habe mich wohl verhört. Sagten Sie nicht Friedrich Dörenberg?“

„Nein, mein Vorname ist Hermann. Ich hatte allerdings einen Bruder, welcher Friedrich hieß; doch dieser ist meines Wissens längst gestorben.“

In tiefer Enttäuschung senkte Wendland das Haupt.

„Ihr Bruder also — und nicht Sie selbst! Nun ja, ich hätte mir's wohl denken können. Er muß viel jünger gewesen sein als Sie. So graue Haare könnte Friedrich Dörenberg nicht haben, wenn er noch am Leben wäre. Aber die Aehnlichkeit ist wunderbar, ganz wunderbar.“

Bei der Erwähnung seines grauen Haars hatte ein schmerzlich-bitteres Lächeln die bärtigen Lippen des Fremden umzuckt. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, dann aber sagte er doch wieder mit ganz ruhig klingender Stimme: „Sie haben ihn also gekannt, meinen Bruder Friedrich? Vielleicht sogar sehr genau gekannt?“

„O, ich habe ihn gekannt, Herr Dörenberg, und ich wollte Gott danken, wenn er jetzt an Ihrer Stelle hier vor mir säße.“

„Warum das? War er Ihr Freund?“

„Nein! Er hat wohl kaum etwas von meinem Dasein gewußt. Ich aber bin aus Feigheit und Eigennutz behilflich gewesen bei einem erbärmlichen Schurkenstreiche, welcher gegen ihn verübt wurde, und ich hätte vielleicht ruhiger sterben können, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, ihn deshalb um Verzeihung zu bitten.“

„So gewährt es Ihnen möglicherweise Erleichterung, sich mir anzuvertrauen. Ich habe die Schicksale des Verstorbenen so genau gekannt, wie wenn es meine eigenen gewesen wären, und Sie werden mir kaum etwas Neues erzählen können. Ich aber bin dann vielleicht in der Lage, Ihnen zu Ihrem Troste zu sagen, daß mein Bruder Ihnen verziehen hat, wie er all’ seinen Feinden und Widersachern vergab.“

Der Buchhalter schüttelte traurig den Kopf, aber er kam doch zu dem Tische des Fremden und ließ sich ihm gegenüber nieder.

„Sie sagen, daß Sie Alles wüßten; doch das ist nicht möglich. Außer Armbrecht und mir wußte es ja Niemand, nicht einmal Friedrich Dörenberg selbst.“

„Nun wohl, ich will nicht in Sie dringen, mir etwas zu offenbaren, das Sie für ein Geheimniß halten.“

Der Fremde sprach immer in ruhig freundlichem Ton, mit einer müden, aber angenehm klingenden Stimme, und gerade diese Stimme schien eine seltsame Wirkung auf

Wendland zu üben. Er starrte eine Weile stumm vor sich hin, dann sagte er wie zu sich selber: „Wunderbar, wunderbar! Es ist, als ob ich ihn selber reden hörte, so ist mir seine Art im Gedächtniß geblieben noch nach so vielen Jahren. Wo ist er denn gestorben?"

„In Amerika — in Chicago."

„In der Fremde also! Und vielleicht in Armuth, vielleicht im bittersten Elende, so wie ich jetzt enden werde? O, es gibt eine ewige Gerechtigkeit, ja es gibt einen Richter über den Wolken!"

„Sie dürfen sich beruhigen. Mein Bruder hat allerdings trotz harter und angestrengter Arbeit in der neuen Welt keine Schätze sammeln können, vor dem äußersten Elend aber ist er dennoch bewahrt geblieben."

„Aber er war doch arm? Er hat im Schweiße seines Angesichts um sein tägliches Brod ringen müssen, während der Nichtswürdige, der Betrüger hier im Ueberflusse schwelgte! Und dann ist er gestorben, ohne sein Kind wiederzusehen, ist gestorben, ohne seinen Namen reinwaschen zu können von dem Makel, den ihm ein Elender angehängt. Nein, nein, und tausendmal nein! Ich will nicht länger schweigen trotz all' seiner Drohungen. Mag er mich doch in das Gefängniß sperren lassen oder in's Irrenhaus; was liegt daran, wo ich die wenigen Lebenstage zubringe, die mir noch beschieden sind! Ich will reden und ich werde reden! Sie sind Friedrich Dörenberg's Bruder, und wenn er auch im Grabe liegt, seine Ehre wenigstens und seinen rechtschaffenen Namen sollten Sie zu retten suchen um seines Kindes willen."

Der verschüchterte, zaghafte Alte schien wie umgewandelt. Er hatte sich in eine immer heftigere Erregung hineingesprochen; und während nun auf's Neue der quälende Husten seinen gebrochenen Körper schüttelte, perlten dicke Schweißtropfen auf seiner Stirn. Mit innigem Mitleid blickte der Andere auf die klägliche Menschengestalt, deren Lebensflämmchen in der That dem Verlöschen so nahe war.

„Sie sollten sich vor allen Dingen schonen," sagte er beschwichtigend. „Wenn Sie mir etwas mittheilen wollen, das auf meinen Bruder Bezug hat, so ist dazu wohl auch morgen noch Zeit genug."

Aber Wendland machte eine entschieden verneinende Bewegung. Es war offenbar, daß ein Fieber in seinen Adern glühte, welches seine geringe Energie krankhaft erhöhte.

„Nein! Ich weiß nicht, ob ich morgen noch leben werde! Auch der Andere, dem ich mein Geheimniß anvertraut hatte, ist über Nacht gestorben. Und er war so viel jünger als ich und stark und gesund! Ist es nicht, als stände dieser Armbrecht mit allen Mächten der Hölle im Bunde? Aber er soll nicht noch einmal triumphiren, er soll nicht, und müßte ich meinen letzten Athem daran wenden, es zu verhindern."

Der Fremde, welcher sich Hermann Dörenberg genannt hatte, mußte wohl einsehen, daß der Leidende jetzt unerschütterlich entschlossen sei, ihm sein Geständniß zu machen, und er bemühte sich nun wenigstens, ihm das Peinvolle desselben nach Kräften zu erleichtern.

„Vielleicht weiß ich dennoch, was Sie mir sagen wollen, und ich fürchte fast, Sie hegen eine zu gute Meinung von

Friedrich Dörenberg. Es ist doch nun einmal nicht zu leugnen, daß er damals bei Nacht und Nebel flüchtig wurde, als er sah, daß sein schimpflicher Bankerott unvermeidlich geworden war.

„Ja, sein schimpflicher Bankerott — der letzte Akt des Intriguenspiels, welches sein kluger Schwager Armbrecht eingeleitet und mit der Schlauheit eines ausgemachten Teufels bis zu Ende durchgeführt hatte! — O, könnte ich's ihm nur beweisen!"

Der Mann mit dem grauen Barte erhob sein Haupt und in dem unverhüllten Auge sprühte es blitzartig auf.

„Was sagen Sie da? Ah, das ist ja unmöglich! Sie haben irgend eine Ursache, Groll gegen Armbrecht zu hegen, und dieser Groll verführt Sie zu falschen Anschuldigungen."

„Nein, bei meinem Seelenheile, ich spreche nichts als die lautere Wahrheit! Ich war in jener Zeit Armbrecht's Buchhalter, und gerade weil er sich hüten mußte, offenbar werden zu lassen, daß er bei dieser oder jener unsauberen Manipulation seine Hand im Spiele gehabt, war er gezwungen, mich zu seinem Vertrauten zu machen. Schritt für Schritt konnte ich den Gang der Ereignisse verfolgen, nnd ich wiederhole Ihnen, daß Armbrecht mit teuflischer Genauigkeit bis auf den Tag voraus berechnet hatte, wann seine Saat reif werden würde für eine bequeme Ernte. Die Bedrängnisse, welche plötzlich von allen Seiten auf Friedrich Dörenberg hereindrangen — kein Anderer als Armbrecht hatte sie herbeigeführt. Ueberall, wo es eine Verlegenheit, eine Unannehmlichkeit, eine vereitelte ge-

schäftliche Hoffnung für seinen Schwager gab, stand er als Urheber hinter den Kulissen. Und wenn er sich dann nach hundert demüthigen Bitten des geängstigten und verzweifelnden Mannes bereit finden ließ, ihm eine scheinbare Hilfe zu gewähren, so war es die Hilfe des Wucherers, der sein Opfer immer fester und immer unentrinnbarer umspinnt."

Der Zuhörer stützte den Arm auf den Tisch und beschattete das Gesicht mit der flachen Hand, so daß der Ausdruck seiner Züge nur noch undeutlich zu erkennen war. Es war wie ein leises Beben in seiner Stimme, als er nach einer kleinen Pause sagte: „Es ist eine furchtbare Beschuldigung, welche Sie da gegen Ihren ehemaligen Brodherrn aussprechen. Und gesetzt nun, es wäre die Wahrheit, welche Beweggründe sollten ihn bei einem so nichtswürdigen Beginnen geleitet haben? Mein Bruder hatte ihm doch wohl niemals Veranlassung gegeben, ihn zu hassen."

„Es war auch nicht der Haß, der Armbrecht's Handlungen bestimmte, sondern gemeine Habsucht und Gier nach Reichthum. Er wußte genau, daß die großen Ländereien, welche Friedrich Dörenberg außerhalb der Stadt besaß, in denen der größte Theil seines Vermögens steckte, in wenig Jahren den vierfachen, wenn nicht den zehnfachen Werth erlangt haben würden, und er hatte es darauf abgesehen, sie so wohlfeil als möglich in seine Hände zu bringen. Darum suchte Dörenberg vergebens nach einem Käufer. Er hatte ja seinen Schwager Armbrecht, den ehrenwerthen und erfahrenen Geschäftsmann, mit der Ver-

mittelung des Verkaufes beauftragt, und es war kein Wunder, daß dieser Verkauf, der ihn gerettet hätte, unter solchen Umständen nicht zu Stande kam. Statt dessen wuchsen die Bedrängnisse des unglücklichen Mannes von Tag zu Tag. Alles, was er nur immer beginnen mochte, schlug ihm fehl. Ein unbekannter, unsichtbarer Feind durchkreuzte alle seine Pläne, und das wurde diesem unsichtbaren Feinde um so leichter, als er ja zugleich Dörenberg's Rathgeber und sein einziger Vertrauter war. Der Verzweifelnde hatte keinen eigenen Willen mehr; er that Alles, was sein böser Geist ihm zuflüsterte, und so konnte Armbrecht recht wohl den Tag und die Stunde vorausberechnen, da ihm die Früchte seiner Schurkerei in den Schoß fallen würden. Ich weiß nicht, mein Herr, ob Ihnen Ihr Bruder auch den Inhalt und den Verlauf der Unterredung mitgetheilt hat, welche er unmittelbar vor seiner Flucht mit Armbrecht gehabt. Ich aber bin Ohrenzeuge dieses Gesprächs gewesen; denn ich war damals nicht viel besser als mein Prinzipal und es gelüstete mich, nun auch den Ausgang der Komödie zu erfahren, an deren Entwickelung ich so rechtschaffenen Antheil hatte. — Aber Sie sind still geworden, mein Herr! Scheint Ihnen dies Alles etwa ohne Interesse, weil Ihr Bruder doch nicht mehr unter den Lebenden weilt?"

Der Andere winkte mit der Hand, ohne seine Stellung zu verändern.

„Fahren Sie fort," sagte er beinahe tonlos. „Ich bitte Sie dringend, fortzufahren."

„Nun wohl! Dörenberg kam zu seinem Schwager,

um ihm in heller Verzweiflung mitzutheilen, daß er nach der Vereitelung einer letzten Hoffnung wiederum außer Stande sei, seinen laufenden Verbindlichkeiten nachzukommen, und daß er einer großen Summe bedürfe, wenn ein Bankerott verhindert werden solle. Und Armbrecht war Komödiant genug, sein inneres Frohlocken hinter einer Miene des Bedauerns zu verbergen. Er berief sich darauf, daß er schon so oft geholfen habe, daß er selber sich jetzt in peinlicher Verlegenheit befinde und daß seine Pflichten gegen Weib und Kind die höheren seien. Bedingungslos verweigerte er jeden Beistand. Hat Ihnen Ihr Bruder niemals von dieser Unterredung gesprochen?"

„Ja, er that es, und wörtlich so hat er mir berichtet. Aber ich beschwöre Sie: fahren Sie fort!"

„Dann klagte Armbrecht bitter über die Schande, welche durch den Bankerott des Schwagers auf seinen eigenen Namen käme. In den schwärzesten Farben malte er dem Unglücklichen die kommenden Ereignisse aus, und von ihm, nicht von Dörenberg wurden dem Gedanken an eine Flucht zuerst Worte gegeben. Und der arme, geängstigte Mann willigte nicht einmal ohne Weiteres in diesen Vorschlag ein. Erst als Armbrecht Alles erschöpft hatte, was er an Bitten, Vorstellungen und Drohungen vorzubringen vermochte, erklärte er sich bereit, um seines Kindes und um seiner Schwester willen Deutschland auf einige Zeit zu verlassen, bis Armbrecht Alles geordnet haben würde, wie er es mit seinem Ehrenworte versprach. Die kleine Helene sollte bis zur Rückkehr ihres Vaters in Armbrecht's Hause eine zweite Heimath finden, und noch an demselben

Tage traf sie denn auch mit ihrem kleinen Köfferchen und mit roth geweinten Augen ein. Sie werden mich nach der Schurkerei, die ich Ihnen soeben eingestanden habe, wohl kaum noch einer weichherzigen Regung für fähig halten; aber ich schwöre Ihnen, bei dem Anblick des lieblichen Kindes mit dem todestraurigen, verhärmten Gesichtchen fuhr es mir wie ein Messerstich durch die Brust, denn ich wußte ja nur zu gut, daß nach Armbrecht's Berechnungen ihr Vater niemals wiederkehren durfte."

Hätte ihn nicht ein neuer Hustenanfall in diesem Augenblick verhindert, irgend welche Wahrnehmungen zu machen, so würde Wendland gesehen haben, daß die Hand seines Zuhörers bebte, und daß er schwer athmete gleich Jemandem, der sich mit übermenschlicher Anstrengung zwingt, eines tiefen Schmerzes oder einer gewaltigen Erregung Herr zu bleiben.

„Und dann kam das Schlimmste!" fuhr Wendland fort, als er sich genugsam erholt hatte, um wieder sprechen zu können. „Die unerwartete Zahlungseinstellung Friedrich Dörenberg's und seine Flucht machten gewaltiges Aufsehen. Nur das Ansehen Armbrecht's und seine im Vertrauen abgegebene Erklärung, daß er sich bemühen werde, die Angelegenheit zu ordnen, konnten die Gläubiger hindern, eine Verfolgung des Bankerotteurs zu verlangen. Und als er dann seinen Schwager jenseits des Oceans wußte, da ordnete Armbrecht die Angelegenheit wirklich; aber er ordnete sie in seiner Art. Er bezahlte die kleinen Gläubiger und lud Diejenigen, welche große Forderungen hatten, zu einer streng vertraulichen Besprechung in sein

Haus. Ich war bei dieser Besprechung zugegen, denn ich mußte ihm ja bezeugen, daß die schändlichen Lügen, welche er vorbrachte, lautere Wahrheit seien. Und ich erinnere mich seiner Rede noch so gut, daß ich im Stande bin, sie Ihnen Wort für Wort zu wiederholen. ‚Sie sehen mich in der traurigen Lage, meine Herren‘, sagte er, ‚Ihnen bekennen zu müssen, daß mein unglückseliger, verblendeter Schwager nicht nur, wie ich vermuthet hatte, ein unkluger Geschäftsmann, sondern geradezu ein Verbrecher gewesen ist. Die in Ihren Händen befindlichen Wechsel, welche meine Unterschrift tragen und welche mir während der letzten Tage zur Zahlung präsentirt wurden, sind gefälscht, und ich muß darum jede Verpflichtung zu ihrer Einlösung grundsätzlich ablehnen.‘“

Mit einem Schrei war der Fremde aufgefahren. Sein Gesicht war fahl, und sein Auge sprühte Flammen.

„Das hatte er gewagt, der Nichtswürdige? — Ich — mein Bruder — ein Wechselfälscher — ein gemeiner Verbrecher — ein Dieb! Nein, Mann, Sie lügen. Soweit geht Armbrecht's Verworfenheit nimmermehr!“

„Bei dem unbestechlichen Richter, vor dessen Thron ich vielleicht schon bald stehen werde, schwöre ich Ihnen: es ist die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit, was ich da sage! Und es war nicht etwa ein plötzlicher Einfall, der ihn so handeln ließ, sondern es war das Endergebniß einer klugen, monatelang durchgeführten Berechnung. — Falsche Eintragungen in den Geschäftsbüchern unterstützten seine erlogene Behauptung und er würde unbedenklich vor jedem Richterstuhl der Welt den Betrug

beschworen haben, den er da auf Kosten des armen Flüchtlings verübte."

Mit einem dumpfen Stöhnen sank der Andere auf seinen Sitz zurück.

„Weiter!" drängte er. „Weiter!"

„Er machte den erschreckten Gläubigern seine Vorschläge, um, wie er sagte, unter schweren Opfern die Ehre seiner Familie zu retten. Ihre Forderungen voll zu befriedigen, sei er außer Stande, und bei einer gerichtlichen Durchführung des Konkursverfahrens würden ihnen, da er in diesem Fall die Bezahlung der gefälschten Wechsel unbedingt verweigern müsse, kaum fünf Prozent ihres Guthabens zufallen. Er aber biete ihnen dreißig Prozent, wenn sie sich damit ein- für allemal als befriedigt erklären, ihm sämmtliche vorhandenen Aktiva, also namentlich den Grundbesitz außerhalb der Stadt, sowie auch die gefälschten Accepte überlassen würden und sich zum Stillschweigen über Friedrich Dörenberg's Verbrechen verpflichteten. Es war ein schimpfliches Anerbieten und dennoch mußte es den Betrogenen nach Lage der Dinge als ein ausnehmend hochherziges erscheinen. Sie gingen ohne Ausnahme darauf ein, und Armbrecht war mit einem Schlage aus einem wohlhabenden zu einem reichen Manne geworden."

„Der Elende! Und weiter? Wissen Sie noch mehr?"

„Jetzt galt es natürlich, die Möglichkeit einer Rückkehr Friedrich Dörenberg's zu verhüten, und dieser Bubenstreich war der letzte, zu dessen Ausführung ich meine Hand bieten mußte. Armbrecht beauftragte mich, einen

Brief an seinen Schwager zu entwerfen, in welchem ihm eröffnet wurde, daß die Dinge sich für ihn viel schlimmer gestaltet hätten, als es zu erwarten gewesen sei. Eine Reihe seiner geschäftlichen Handlungen — deren eigentlicher Urheber in Wahrheit nur Armbrecht gewesen war — sei in Verbindung mit seiner späteren Zahlungseinstellung und mit seiner Flucht als betrügerisches Gebahren angesehen worden, und sofortige Verhaftung sowie eine entehrende Strafe seien ihm im Fall seiner Rückkehr gewiß. Ich sah dann, daß Armbrecht diesem Briefe noch eine besondere Nachschrift hinzufügte; aber obwohl ich mir fast den Hals ausreckte, um ihm über die Schulter zu sehen, bemühte ich mich doch vergebens, sie zu entziffern."

„Sie erfuhren auch später nicht, was in dieser Nachschrift gestanden?"

„Nein. Ich wurde ja schon zwei Tage nachher meiner Dienste für das Haus Armbrecht enthoben. Man brauchte mich nicht mehr."

„Wohl! So will ich es Ihnen sagen, denn ich — denn mein Bruder hat mir jenen Brief gezeigt. Unter dem Hinweis darauf, daß seine Laufbahn in der alten Welt doch für immer zu Ende sei und daß er auf lange Jahre hinaus nicht an eine Heimkehr denken dürfe, wurde Friedrich Dörenberg durch diese Nachschrift veranlaßt, sich schon damals zu den Todten werfen zu lassen. Armbrecht verlangte es von ihm als eine heilige Pflicht, welche er seinem Kinde gegenüber habe; denn nur unter dieser Bedingung — so schrieb er — könne er der kleinen Helene den wahren Sachverhalt verheimlichen; nur unter dieser

Bedingung könne er sie in seinem Hause behalten und für sie sorgen wie für seine eigene Tochter."

„Der Schändliche! Und auf ein so niederträchtiges Ansinnen ging Ihr Bruder wirklich ein?"

Der Fremde schwieg eine geraume Zeit; dann sagte er, mehr zu sich selbst als zu dem Anderen redend: „Es mag ihm nicht leicht geworden sein; aber er hatte ja keine andere Wahl. Besser, sein Kind beweinte ihn als einen Todten, als daß es sich seiner Herkunft schämte und das Andenken des flüchtigen Verbrechers verwünschte. Auch meinte er kein Recht zu haben, das Schicksal dieser unschuldigen Tochter an sein verfehmtes und verlorenes Dasein zu ketten. Sollte er sie nach Amerika kommen lassen, sie dort dem Mangel und der Entbehrung, ja vielleicht einem schrecklichen Untergange preisgeben, wenn ihn frühzeitig der Tod ereilte? Armbrecht hatte ihm in seinem Briefe hoch und heilig versprochen, daß er Helene halten würde wie sein eigenes Kind. Wäre es da nicht Selbstsucht gewesen, seinen Vorschlag zurückzuweisen, der nur zu einleuchtend schien? Ja, mein Bruder ging auf jenes Ansinnen ein und verpflichtete sich, seinem Kinde nie mehr ein Lebenszeichen zu geben, so lange auch Armbrecht seinem Versprechen getreu bleiben würde. Doch Ihre Erzählung war noch nicht zu Ende, Sie sagten, daß Sie damals Ihrer Dienste enthoben wurden?"

„Ja! Ich mußte aus Deutschland entfernt werden; denn Armbrecht fürchtete mich als den Mitwisser seines so trefflich gelungenen Planes, obwohl er Sorge getragen hatte, daß mir kein einziges Beweismittel in den Händen

blieb. Darum schilderte er mir in verlockenden Farben die Aussicht, mich in England selbstständig zu machen, und händigte mir als Belohnung für meine treuen Dienste eine Summe Geldes ein, welche mich dazu in den Stand setzte. Die Gegenleistung, die er verlangte, bestand einzig in dem feierlichen Versprechen, unverbrüchlich zu schweigen und den deutschen Boden nie mehr zu betreten."

„Sie haben dies Versprechen nicht gehalten?"

„Die Verhältnisse waren stärker als mein Wille. Wollen Sie mir einen Vorwurf daraus machen?"

„Ein gegebenes Wort zu brechen ist immer ein Unrecht. Doch ich bin nicht zum Richter über Sie gesetzt. Warum nur wenden Sie sich in Ihrer gegenwärtigen Noth nicht an Herrn Armbrecht. Wenn Ihre Erzählung wahr ist, hätte er doch wohl ein Interesse daran, Sie vor dem Aeußersten zu bewahren."

„O, ich war elend genug, es zu thun. Aber er hat mich durch seinen Diener hinauswerfen lassen, denn er fürchtet mich nicht mehr. Ich habe ja keine Beweise, und Friedrich Dörenberg ist nicht mehr wie damals am Leben. Was könnte ich, der arme Buchhalter, da wohl gegen den reichen und angesehenen Herrn Armbrecht unternehmen?"

„Sie sehen also, daß es ein nutzloses Beginnen wäre, jene halb vergessenen Dinge noch einmal an das Licht der Oeffentlichkeit zu zerren."

„Wie? Auch Sie wollen auf eine Genugthuung verzichten, die —"

„Beantworten Sie mir noch eine Frage," unterbrach

ihn der Fremde. „Was ist aus Helene Dörenberg geworden? Hat Armbrecht die Zusage erfüllt, die er einst ihrem Vater gegeben?“

„Ich weiß nicht, wie die Dinge in seinem Hause stehen; aber ich sah die junge Dame allerdings vor wenigen Tagen in Armbrecht's Wagen und an der Seite seiner Tochter.“

Der Fremde athmete tief auf, wie wenn ihm endlich die Last eines schweren Zweifels von der Brust gewälzt würde. Wieder fuhr er ein paarmal mit der Hand über die Stirn und durch das dichte graue Haar; seine Brust hob sich in raschen Athemzügen und die Muskeln seines Antlitzes zuckten eigenthümlich. Ein schwerer Kampf schien sich in seinem Innern zu vollziehen. Als er den gespannten Blick bemerkte, welchen Wendland auf ihn gerichtet hielt, legte er seine Hand auf die Schulter des Buchhalters und sagte: „Sie fragen mich, ob ich Genugthuung fordern wolle für das, was meinem Bruder angethan worden ist, und meine Antwort lautet: Nein! Was Armbrecht gegen seinen Schwager gesündigt hat, bleibe einem höheren Richter überlassen; aber wir würden gegen das Kind Dörenberg's grausam handeln, wenn wir jetzt den verschollenen Namen des — Todten noch einmal hervorzerrten, nur um ein Gelüst persönlicher Rache zu befriedigen. Ich bin ein armer Mann; aber ich will das Wenige, das ich besitze, gern mit Ihnen theilen, um Ihre augenblickliche Nothlage zu mildern. Sie haben also keinen Grund mehr, um Ihres Vortheils willen an der alten Geschichte zu rühren. Ueberlassen Sie die Vergeltung getrost dem

Richter, der Gut und Böse besser gegeneinander abzuwägen weiß, als wir kurzsichtigen Menschen."

Wendland's Erstaunen über die unerwartete Wendung war keineswegs beseitigt; aber er kam nicht mehr dazu, demselben Ausdruck zu geben, denn pustend und keuchend erschien jetzt Frau Habermann mit dem Brustthee, welchen sie eigenhändig bereitet hatte.

„Da, Herr Wendland, das müssen Sie trinken. Sehr hungerig scheinen Sie übrigens nicht zu sein; oder haben Ihnen meine schönen Rühreier etwa auch nicht geschmeckt?"

„Doch, Frau Habermann, sie sind ausgezeichnet. Aber ich bin in der That nicht hungerig. Ich bin nur sehr abgespannt und müde, und wenn Sie wirklich so gütig sein wollen, mir ein Unterkommen zu gewähren —"

„Na, machen Sie nur nicht so viele Redensarten, sonst wird mir's am Ende wieder leid. Trinken Sie Ihren Thee und dann scheren Sie sich in's Bett. Da sind Sie am besten aufgehoben."

Wendland kam ihrer Weisung gehorsam nach. Würgend und hustend zwang er das heiße, wenig wohlschmeckende Getränk hinunter und erhob sich dann mühsam, um sein Zimmer aufzusuchen.

„Gute Nacht, mein Herr," sagte er, „morgen werden wir weiter über die Sache reden."

„Ueber was haben Sie denn mit dem Alten zu reden?" fragte nach seinem Weggange die dicke Wirthin, welche nicht gewöhnt war, sich ihren Gästen gegenüber irgend welchen Zwang aufzuerlegen.

„Ich hoffe, ihm eine Beschäftigung nachweisen zu kön-

nen," lautete die ruhige Entgegnung. „Jedenfalls soll er Ihnen nicht lange zur Last fallen."

„Das glaube ich auch!" brummte Frau Habermann. „Der sieht die Blätter nicht mehr fallen. Aber was für eine Beschäftigung —"

Dörenberg hatte sich erhoben und nach seiner Reisetasche gegriffen.

„Es ist spät, Frau Wirthin, und ich hoffe, man hat mein Zimmer inzwischen hergerichtet. Wollen Sie mich dahin führen lassen?"

„Na, Sie finden es wohl auch allein. Im ersten Stock die zweite Thür rechter Hand. Aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht den Kopf an einen Balken stoßen. Wir haben hier noch keine Portale und keine Flügelthüren."

Die bündige Art, in welcher der Fremde sich ihren weiteren Fragen entzogen hatte, war höchst beleidigend für die wackere Frau gewesen, und nachdem er mit freundlichem Gruß das Zimmer verlassen hatte, machte sie ihrer Stimmung dadurch Luft, daß sie hinter ihm drein brummte: „Mag auch eine nette Beschäftigung sein, die der für Wendland hat. Vielleicht will er ihm Unterricht ertheilen im Fechten."

Die alte Kastenuhr in der Ecke neben der Thür hob nach längerem Rasseln und Schnarren zum Schlage der Mitternachtsstunde aus.

„Herr im Himmel, schon zwölf Uhr!" brummte die Wirthin. „Und das an einem Tage, wo wir nicht einmal Gäste bekommen."

So eilfertig als ihre körperlichen Verhältnisse es ihr gestatteten, schickte sie sich an, die Vorbereitungen für die eigene wohlverdiente Nachtruhe zu treffen. Mit einer kleinen Handlaterne leuchtete sie draußen auf dem Flur jeden Winkel ab. Dann öffnete sie die Hausthür, um noch einen Blick auf die Straße hinaus zu werfen, ehe sie die Pforten des „Blauen Löwen" verschloß.

Doch die Reihe der Ueberraschungen war für die wackere Frau noch nicht zu Ende. Auf der untersten Stufe der steilen steinernen Treppe hockte, ganz in sich zusammengekauert, eine dunkle weibliche Gestalt.

„Holla, was ist das?" rief Frau Habermann mit aller Entrüstung, deren ihre fettige Stimme fähig war. „Hat der ‚Blaue Löwe' auf seine alten Tage ein so verlockendes Aussehen gekriegt, daß ihm die Vagabunden zuflattern wie das Ungeziefer dem Lichte? Wollen Sie nicht gefälligst zusehen, daß Sie weiter kommen?"

Die dunkle Gestalt war in heftigem Erschrecken aufgefahren.

„Verzeihen Sie," sagte eine leise Stimme. „Ich gehe schon. Ich war nur vor Müdigkeit hier zusammengesunken."

Dabei umklammerten ihre Hände das rostige Eisengitter, als wage sie nicht, ihren Füßen die ganze Last des Körpers anzuvertrauen.

„Vor Müdigkeit? Ja, das Lied kenne ich schon! Wenn man sich nicht zu nachtschlafender Zeit auf den Straßen herumtriebe, würde man nicht müde werden."

Sie erhob ihre flackernde Handlaterne und leuchtete in ein schmales, todtenblasses Gesicht, dessen vornehme

Lieblichkeit selbst auf die rohe Frau aus dem Volke nicht ohne Wirkung blieb.

„Sie sehen elend aus,“ fuhr sie in merklich sanfterem Tone fort. „Machen Sie also, daß Sie nach Hause kommen. Oder“ — und das Mitleid begann schon seinen Kampf mit dem Unwillen — „haben Sie etwa gar kein Obdach für die Nacht?“

„Nein, ich habe keines und habe auch kein Geld mehr, ein Unterkommen zu bezahlen.“

„Nummer zwei also, oder vielleicht auch Nummer drei, denn der mit der Reisetasche sieht auch nicht aus, als ob er über Schätze geböte. Na, das geht dann schon in Einem hin. Kommen Sie nur herein, Kleine, Sie sehen nicht aus, als ob Sie ein liederliches Frauenzimmer wären.“

Helene Dörenberg zauderte noch, der unerwarteten Aufforderung Folge zu leisten, und Frau Habermann, welche der Meinung sein mochte, daß dies infolge körperlicher Schwäche geschehe, stieg kurz entschlossen die Treppe hinab, legte ihren mächtigen Arm um die schlanke, bebende Gestalt und führte die halb Ohnmächtige in eigener Person durch die Pforten des „Blauen Löwen“ ein.

„Gegessen und getrunken haben Sie unter solchen Umständen in den letzten vierundzwanzig Stunden wahrscheinlich auch nicht viel,“ meinte sie, als Helene auf einem Stuhle untergebracht war, und für einen Moment hatte es den Anschein, als sei sie Willens, die zweimal verschmähten Rühreier nun zum dritten Male anzubieten. Aber nach einem Blick auf das feine Gesichtchen, das mit geschlossenen Augen matt wie eine welkende Blüthe gegen

die Stuhllehne gesunken war, zog sie den Arm, den sie bereits nach der Schüssel ausgestreckt hatte, wieder zurück. Aus einem verschlossenen Schranke förderte sie statt dessen nach längerem Suchen eine halbgeleerte Flasche Wein zu Tage, und sie ruhte nicht, bis Helene ein Glas geleert und dazu einige Biscuits, die ebenfalls den geheimen Vorräthen entnommen worden waren, gegessen hatte. Noch viel wunderbarer als diese Freigebigkeit war die fast unglaubliche Thatsache, daß die neugierige Frau aus zarter Rücksicht auf den angegriffenen Zustand ihres Schützlings ihren heißen Wissensdurst bezwang und nicht eine einzige Frage nach dem Namen, der Herkunft oder den sonstigen Verhältnissen an Helene richtete. Soweit sie überhaupt zärtlicher Fürsorge fähig war, legte sie dieselbe jetzt an den Tag, und erst, als die Athemzüge des jungen Mädchens diejenigen einer ruhig Schlummernden geworden waren, verließ sie das Stübchen, das sie selber unter vielem Aechzen in aller Eile hergerichtet hatte.

„Da hätten wir ja das Haus nun glücklich voll," murmelte sie, während sie unten im Gastzimmer die qualmende Lampe löschte, „und dabei ist heute nicht einmal der Tag, wo wir Gäste bekommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Büßerschnee.

Erzählung aus Argentinien.

Von

C. Falkenhorst.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Hat Dich die Liebe so schüchtern gemacht, Kallisto?“ rief die junge Doña Ignazia, indem ihre rubinrothen Lippen sich zu einem ironischen Lächeln verzogen. „Du läßt mir durch meinen Vater sagen, daß Du mich unendlich liebst und mich durch's Leben auf den Händen tragen willst. Schon als Knabe habest Du mich geliebt, da ich noch ein Kind war? Und erst jetzt kommst Du mit der Liebeserklärung? — Lieber Freund, da kommst Du eben zu spät. Ich war Dir immer gut, und weißt Du, vor zwei Jahren schon und auch vor einem Jahre, da wir so oft allein unter der Veranda saßen oder durch die weite Pampa ritten, da hatte ich mehr als einmal darauf gewartet, daß Du Dich endlich erklären und mich Deine kleine süße Ignazia nennen würdest. Aber Du warst immer so still, so ernst! Gefalle ich Dir erst jetzt so sehr, daß Du mich für würdig hältst, Deine Frau zu werden?“

„Ignazia, Du warst doch damals noch ein Kind!“ erwiederte der junge Mann und schaute traurig auf das junge Mädchen, „und noch heute, Ignazia —“

Doña Ignazia war heute nicht in der Stimmung, Lehren zu empfangen. Sie hatte heute das sechzehnte Jahr vollendet, und in Argentinien ist das ein Alter, in dem die jungen Damen längst nicht mehr zu den Backfischen zählen, am allerwenigsten Mädchen, in deren Adern Mischlingsblut pulsirt.

Schon bei den ersten Worten Kallisto's zog sie die dunklen Augenbrauen zusammen, und ihr blasses Antlitz, das dem Marmor glich, auf dem nur ein leiser gelber Hauch liegt, wurde purpurroth; ihre schwarzen Augen glühten auf, und ihre kleine Hand zitterte nervös.

„Kallisto,“ rief sie, „ich nehme keine Lehren mehr an! Du kommst zu spät — ich habe für Dich weiter nichts als Freundschaft. Lieben kann ich Dich nicht, denn mein Herz gehört einem Anderen, und darum schweig', Kallisto, damit wir wenigstens Freunde bleiben.“

„Dein Vater hat mir davon nichts gesagt,“ erwiederte der junge Mann, und in dem Tone seiner Stimme lag ein Vorwurf, den Ignazia wohl heraushörte. Sie antwortete darum rasch:

„Das ist Unrecht von ihm gewesen, denn er weiß es. Er gefällt ihm nicht. Aber muß denn mein Mann meinem Vater durchaus gefallen? Jetzt weiß ich wohl, warum er gegen ihn ist; mein Vater hat Dich in sein Herz geschlossen; Du allein stehst meinem Glück im Wege; nur aus Rücksicht auf Dich gibt der Vater seine Zustimmung

nicht zu meiner Wahl. Und so mußt Du vor Allem wissen, daß ich nicht mehr frei bin.“

Sie schwieg eine Weile, und ihre dunklen Augen blickten in die Ferne; allmählig legte sich ihre Aufregung, ihr feines Antlitz wurde wieder alabasterbleich, und indem sie sich in einen Lehnstuhl setzte, sagte sie mit weichklingender Stimme: „Komm, Kallisto, wir sind Nachbarskinder, Jugendfreunde, wir wollen nicht in Feindschaft scheiden. Du wirst schon ein anderes Mädchen finden, das besser für Dich paßt, denn Du bist so ernst und still, und ich — nun ja, ihr sagt's ja Alle — wild bin ich wie ein Kind, ein ausgelassenes Kind. — Kallisto, ich will Dir Alles getreu erzählen, und — nicht wahr? — Du wirst so edelmüthig sein, daß Du mir beistehst, daß Du mir hilfst, den Vater umzustimmen. Du bist ja noch immer der edle, der gute Kallisto!“

Dieser machte nur eine zustimmende Handbewegung. Rasch fuhr sie fort: „Also höre mich. Vor vier Monaten, zu Ostern war es, da führte Ortaz meine Freundin Arabella zum Traualtar. Ich war Brautjungfer und sah in Arabella's Augen den Glanz einer himmlischen Seligkeit, der mir mehr verrieth, als alle unsere geheimen vertrauten Gespräche. Arabella war nicht viel älter als ich und durfte heirathen — und ich? Ach, ich war in den Augen aller jungen Männer in San Carlos wohl ein häßliches Mädchen, oder doch eins, das man nicht gern zur Frau nimmt, weil in seinen Adern noch ein paar Tropfen Indianerblut rollen. — Wie glücklich war jetzt Arabella, und wie schelmisch, fröhlich lachten auch die anderen Braut-

jungfern! Ich wußte ja, eine Jede von ihnen hatte ihren Schatz — und ich? Mich neckten sie immer mit Señor Kallisto Zamorano, und glaubten mir nicht, wenn ich hoch und theuer versicherte, Du wärest ein viel zu ernster Mann, um ein Mädchen zu lieben. So waren an jenem Hochzeitstage alle meine Freundinnen lustig und fröhlich und glücklich in der Tiefe ihrer Herzen, nur ich allein kam mir vor wie ein verlassenes Vögelein, das hungrig mit herabgesenkten Flügeln dasitzt. Ich fühlte mich so einsam, denn selbst mein Freund war nicht bei mir. Er mußte in wichtigen Geschäften verreisen. — War es nicht so?"

Señor Kallisto nickte mit dem Kopfe und lächelte — das Lächeln war so eigenartig, halb wehmüthig, halb mitleidig; aber Doña Ignazia beachtete es nicht; sie fuhr fort: „Und wer an meiner Seite stand, das war ein wilder Bursche, den wir Alle mieden, weil wir wußten, daß er Liebesbetheuerungen auf der Zunge habe, aber Alles vergesse, sobald er in der Pampa mit seinen Gauchos auf wilden Pferden dahinjagt, oder an den Abhängen der Kordilleren den Silberlöwen mit Hunden verfolgt und mit seinem Lasso tödtet. Freilich, wenn er auf seinem Rappen in das Städtchen kommt, da schauen ihm alle Frauen nach; aber ich hörte auch oft ältere erfahrene Frauen einander zuflüstern: ‚Freilich ist's ein schöner Mann, ein schöner Mann — aber meine Tochter möchte ich ihm doch nicht geben.' Und dieser Mann war mein Partner bei dem ganzen Hochzeitsfeste. Und weißt Du, Kallisto, der schöne Mann sprach auch schön, und was er mir in's Ohr raunte, das trieb mir das Blut in die

Wangen, denn zum ersten Male hatte ich meine Schönheit loben hören, und da ich erröthete, da sagte er, ich sei noch schöner in dieser holden Verwirrung. Doch ich wußte, was man diesem schönen Manne nachsagte, und ich strafte ihn mit meinem Blicke und rieth ihm, lieber an seine Silberlöwen zu denken, denn es sei ja bei ihm üblich, daß er die Mädchen über seinen Pferden und Löwen vergesse. Da lachte er und scherzte und sprach nicht weiter von meiner Schönheit. — Das Fest war zu Ende, und als ich im Vaterhause saß, einsam, allein, da weinte ich, denn ich wußte, er hatte mit mir nur seinen Scherz getrieben und würde mich bald vergessen. Aber am zweiten Tage, da kehrte er wieder; kehrte wieder mit einem Geschenk, mit zwei köstlichen Pumafellen.

‚Doña Ignazia,‘ sagte er mir in flüsterndem Tone, obwohl Niemand zugegen war, als ob seine Worte für uns Beide ein süßes Geheimniß bleiben sollten, ‚ich habe Sie nicht vergessen, während der ganzen Jagd mußte ich an Sie denken, Tag und Nacht nur an Sie.‘ — Er ritt dann davon, aber er kam immer nach ein paar Tagen wieder und brachte mir allerlei Andenken aus der Pampa mit: Sträußchen von Blumen, die ich ihm als meine Lieblingsblumen bezeichnete. Es waren nur wilde Blumen, aber wilde Blumen passen für uns Beide. — So lernten wir uns kennen, und er erklärte mir seine Liebe, warb um meine Hand und wird heute kommen, um sich des Vaters Einverständniß zu holen.“

Der bleiche Mann an ihrer Seite zuckte zusammen, schwieg aber.

„O Kallisto!“ rief Ignazia, indem ihre bisher sanfte Stimme leidenschaftlich wurde, „ich kann es Dir nicht sagen, wie ich ihn liebe! Wer mir meinen Lorenzo entreißen will, der ist mein Todfeind, den hasse ich vom Herzensgrunde! Er ist so himmlisch gut! Seine Feinde haben ihn nur verleumdet. Ich schwöre es Dir! Er ist der beste, edelste Mann in San Carlos! — Sei doch aufrichtig, Kallisto,“ sprach Ignazia hierauf leiser, „Du liebst mich doch nicht von Herzen, Du wirst nicht sterben darum, wenn ich Deine Frau nicht werde. Und Du weißt es nun, vor einem Jahre, da wäre ich glücklich gewesen, wenn ich Dich hätte heirathen können; aber jetzt, Kallisto, jetzt weiß ich, daß ich Lorenzo angehöre und ihn liebe, so heiß, so einzig, daß ich sogar vor Dir gebeichtet habe, damit Du meinen einzigen Wunsch auf Erden erfüllst, damit Du den Vater bestimmst, daß er zu der Werbung Lorenzo's seine Zustimmung gibt.“

Kallisto Zamorano hatte während dieses Geständnisses Doña Ignazia's sein Auge von ihr keine Sekunde abgewendet, alle Regungen ihrer innersten Seele konnte er in ihrem Antlitz lesen; er kannte Doña Ignazia besser, als sie sich selbst kannte. So meinte er wenigstens, und aus diesen Geständnissen des Mädchens zog er, der ernste kluge Mann, den Schluß, daß das Herz Doña Ignazia's eigentlich ihm gehöre, daß er die keimende Sehnsucht nach Liebe in ihr geweckt, und daß der Andere, der jetzt gekommen war und die Knospe brechen wollte, eigentlich ein Dieb sei, der sich an seinem Eigenthume vergriff. Das Mädchen befand sich seiner Ueberzeugung nach in Selbst-

täuschung. Lorenzo Overo hatte sich während der Abwesenheit Kallisto's in das Herz Ignazia's eingeschlichen, und das Mädchen hatte für ihn nur Leidenschaft, aber keine Liebe gefaßt, Leidenschaft, die ebenso schnell verrauchen mußte, wie sie aufgeflammt war. Was er in erster Linie bei den Eröffnungen der jungen Doña empfand, das war nicht das Weh über den Mangel an Gegenliebe und selbst nicht Eifersucht gegen seinen glücklichen Nebenbuhler, sondern ein gerechter Zorn gegen ein leichtfertiges Beginnen, welches seiner Meinung nach Lorenzo und Ignazia sich zu Schulden kommen ließen.

Er liebte Ignazia seit ihrer Kindheit, schon als Knabe hatte er in dem Kinde seine künftige Frau gesehen, und als Mann hatte er die heranreifende Jungfrau voll und ganz liebgewonnen. Ein Liebling des alten Don Diego Ramos, dessen einziges Kind Ignazia war, hatte Kallisto viel Gelegenheit, mit dem Mädchen zu verkehren und sogar auf ihre Erziehung einzuwirken. Er hatte dabei gesehen, wie sie sich entwickelte, und glaubte zu wissen, daß Ignazia, trotz ihrer Ausgelassenheit, einen festen Charakter, ein gutes Herz und edles Gemüth habe, Eigenschaften, die in späteren Lebensjahren zur Geltung gelangen und aus ihr ein treues, hingebendes Weib an seiner Seite machen müßten. Er war auch fest überzeugt, daß die Neigung des schönen Kindes zu ihm mehr als Freundschaft sei, daß es ihn liebe, wie ein reines, kindliches Gemüth lieben kann.

Da er auch der Zustimmung des alten Don Diego im Voraus sicher war, so hatte er die kleine Ignazia ganz

sicher als seine zukünftige Frau betrachtet und sich daher nicht beeilt, den Roman mit dem Kinde, wie er meinte, zu früh zu beginnen. An ihrem sechzehnten Geburtstage wollte er sich ihr in allen Ehren erklären, und der Vater selbst sollte Ignazia enthüllen, daß Kallisto um ihre Hand werbe.

Nun erhielt er diese überraschende Antwort!

„Ignazia," erwiederte er ihr ruhig, „prüfe Dich selbst. Deine Neigung zu Lorenzo Overo ist nur eine vorübergehende Wallung, echte Liebe ist es nicht; denn glaube mir, mein Kind, die echte Liebe ist verschlossen und plaudert nicht ihr stilles Glück vor aller Welt heraus. Du hast mich vergessen, da ich so lange fortbleiben mußte, aber ich gebe Dich nicht auf; meine kleine süße Ignazia wird ihr Herz wiederfinden."

Mit glühenden Wangen stand das Mädchen wieder da und mit zornsprühenden Augen schaute sie ihren Jugendfreund an.

„Kallisto," rief sie mit bebender Stimme, „ich hab' es Dir gesagt: ich hasse Jeden, der mir meinen Lorenzo rauben will, und zwischen uns ist nun das Tischtuch zerschnitten. Geh', stecke Dich hinter meinen Vater! Er wird Dir wenig nützen, denn zwingen könnt ihr mich doch nicht. Gehen Sie, Señor Zamorano, und nennen Sie mich nicht mehr mit dem vertrauten Du. Außer meinem Vater hat nur ein einziger Mann in der Welt das Recht, mich so anzureden, ein einziger: mein Lorenzo. Gehen Sie, Señor!"

Und da Kallisto stehen blieb und seine tiefblauen Augen

von ihr nicht abwandte, so stampfte sie auf mit dem zierlichen Fuße, warf den Fächer auf die Erde und verließ selbst das Zimmer.

2.

„Rundweg kann ich ihn nicht abweisen," sprach Don Diego Ramos, der Bürgermeister des an der chilenischen Grenze von Argentinien gelegenen Städtchens San Carlos, zu Kallisto Zamorano. „Du selbst hast die trüben Nachrichten aus der Hauptstadt gebracht, und die Klugheit verbietet uns, den wilden Lorenzo Overo zu verletzen. Wir müssen vielmehr Freunde werben, und so kann ich weiter nichts thun, als die Entscheidung in die Länge ziehen. Ich werde das heiße Temperament Ignazia's und die Wildheit Lorenzo Overo's als Vorwand benützen und ihm sagen, er solle nach einem Jahre wiederkommen. Bis dahin, lieber Kallisto, wird sich wohl Vieles ändern, und Du wirst Gelegenheit genug finden, Dir das Herz Ignazia's wiederzugewinnen. Ich will Dir dabei helfen, so gut ich eben kann." Dabei drückte der alte Mann fest Kallisto's Hand und fügte noch hinzu: „In ihren Adern fließt Indianerblut, Kallisto. Dieses Geschlecht will anders behandelt sein, als unsere gewöhnlichen Frauen. Bedenke das, mein junger Freund, Du bist so klug und energisch; Du wirst ohne Zweifel den richtigen Weg finden."

Kallisto erwiederte nichts, denn lautes Klappern von Hufen ließ sich auf der Straße vernehmen, und vor dem Hause Don Diego's hielt eine Reiterabtheilung.

Wilde Gauchos aus den Pampas waren es, und an ihrer Spitze der schöne Lorenzo Overo.

Erst beim Anblick dieses Nebenbuhlers, der, von Glück strahlend, mit lustigem Lachen Don Diego und Kallisto begrüßte, bevor er von seinem Rappen sprang, fühlte Kallisto Zamorano, was er eigentlich verlor. Der kühle Verstand, der bis jetzt alle seine Regungen in gemessenen Schranken gehalten, wich einem leidenschaftlich ausbrechenden Gefühle der Eifersucht.

Kallisto erwiederte mechanisch den Gruß Lorenzo's; aber er warf ihm dabei einen so finsteren und haßerfüllten Blick zu, daß Don Diego seinen jungen Freund beim Arme faßte und ihm rasch und eindringlich in's Ohr raunte: „Um Gottes willen, Kallisto! Beherrsche Dich und verfeinde Dich nicht mit Overo. Schau' doch seine Gauchos an — das ist unsere Reiterei, der Kern unserer Truppen. Beherrsche Dich, Kallisto, das Vaterland verlangt das Opfer von uns."

Da zuckte Kallisto zusammen und sprach mit bebender Stimme: „Don Diego, Du hast Recht. Ich will mich beherrschen, kein Mensch soll merken, was in meiner Seele vorgeht."

„Und auch Lorenzo nicht," fügte Don Diego mahnend hinzu.

„Der am allerwenigsten!" rief Kallisto bitter. „Aber ich muß gehen, Don Diego; bei diesem Besuch ist der Zeuge unwillkommen. Lebt wohl!"

Und durch eine Seitenpforte verließ Kallisto den Garten Don Diego's, in dem eine Blume so hold aufgeblüht

war — seine duftende Blüthe, der Traum seiner Jugend, das Glück seines Lebens, das jetzt ein Anderer ihm stahl.

— — — — — — — — — — — —

Kallisto Zamorano litt es fortan nicht mehr daheim. Jeder Hufschlag machte ihn nervös; er glaubte immer, Lorenzo Overo besuche Ignazia, und diese stehe unter der Veranda und strecke mit liebreizendem Lächeln dem Glücklichen die Hand entgegen.

In seinem Garten fand er auch keine Ruhe mehr, zu nahe war die lauschige Laube in dem Nachbargarten Don Diego's, in welcher er mit Ignazia nicht mehr plaudern durfte, in die aber sich so oft der glückliche Lorenzo mit seinem Liebchen flüchtete. Wie oft hatte er ihr helles Lachen gehört, das in Kallisto's Laube drang und selbst durch das offene Fenster ein kicherndes Echo in seiner eigenen Arbeitsstube weckte. Er unterließ jetzt auch die früher so häufigen Besuche bei seinem väterlichen Freunde; denn Doña Ignazia war ihm gegenüber kein Kind mehr, sie redete ihn kühl mit Señor Zamorano an und wußte sich wie eine Dame zu benehmen, zurückhaltend und förmlich zu bleiben.

Von Tag zu Tag war es ihm klarer, daß er Ignazia für immer verloren hatte, und von Tag zu Tag empfand er mehr die Tiefe des Schmerzes, den ihm dieser Verlust verursachte. Die Eifersucht blieb dabei seine treue Begleiterin, sie stellte ihm immer Lorenzo vor Augen, der die hold erröthende Ignazia an seine Brust pressen durfte, und er haßte ihn um so mehr, als er aus politischen Gründen sich zu seinem siegreichen Nebenbuhler freundlich stellen mußte.

Dieser hatte einmal von selbst das Gespräch auf dieses Thema gebracht. „Kallisto," hatte er begonnen, „ich habe gehört, daß Du vor mir um die Hand Doña Ignazia's angehalten hast. Es thut mir leid, mein Freund, daß gerade ich Dir das Mädchen weggeschnappt habe, aber ich kann nichts dafür; unsere Herzen flogen einander entgegen, und die kleine Zauberin hat mich ganz und gar eingefangen. Ich versichere es Dir, Kallisto, sie liebt mich so innig, daß ich Dir sagen muß, eure Freundschaftsehe, wenn sie jemals zu Stande gekommen wäre, würde keine glückliche gewesen sein."

„Lorenzo, mach' Dir keine Sorgen um mich," erwiederte ihm Kallisto leichthin; „wie viel Mädchen hast Du in Deinem Leben verlassen und vergessen! Glaub' mir, ich werde auch die Eine vergessen können."

Da lachte Lorenzo und rief: „Das muß ich ihr sagen, denn sie fürchtet Dich."

„Sie fürchtet mich?" -- Kallisto dachte über diese Worte nach, und sie träufelten ihm Balsam in sein wundes Herz. „Auch Dein Glück ist nicht ohne Schatten, Ignazia!" rief es in seiner Seele. „Du mußt an mich, den Betrogenen, denken; Dein Gewissen peinigt Dich; es flüstert Dir leise zu, daß Du mich verrathen hast in einem unbewachten Augenblicke. Darum fürchtest Du mich, und diese Furcht wird Dich ebenso elend machen, wie ich elend bin."

Aber Ignazia wurde nicht elend, ihre Stimme klang glockenrein durch den Garten, wenn sie schwärmerische Lieder sang, sie lachte und zählte fröhlich die Tage, die dahinschwanden. „Es ist kein Schaltjahr," hörte er sie

einmal rufen, „das freut mich, denn ich brauche einen Tag weniger auf meinen nächsten Geburtstag zu warten.“

Da erwachte der Mannesstolz in der Brust Kallisto's, und er sprach für sich: „Bist Du soweit gesunken, daß Du elend werden und verderben willst eines flatterhaften Weibes wegen? Schau, wie groß und herrlich ist die Welt, wie kann man in ihr wirken und schaffen! Hörst Du nicht das leise Klirren verborgener Waffen? Bald wirst auch Du Dein Schwert ziehen, um für die gerechte Sache zu streiten. Kallisto, Dein Herz ist höherer Ideale würdig, als nur des Besitzes eines schönen Mädchens.“

Dann erhob er mit stolzer Zuversicht sein Haupt und war wieder der ernste, kluge Kastillo, bis er eines Tages Ignazia mit Lorenzo Overo erblickte. Ein scheuer Blick ihrer schwarzen Augen, der die seinigen nur vorübergehend traf, genügte, um die Flammen seiner, wie es ihn dünkte, bereits erloschenen Leidenschaft wieder anzufachen. Die Eifersucht erwachte in ihm mit neuer und um so gewaltigerer Kraft, denn er fühlte sich dem Wahnsinn nahe, und ging in das Wirthshaus und trank die starken südlichen Weine, um seinen Schmerz zu betäuben.

Aber die Leute merkten nichts von seiner inneren Qual, sie meinten nur manchmal: „Er trinkt etwas mehr, der gute Kallisto, seitdem er aus der Hauptstadt zurück ist.“ —

An einem heißen Nachmittage saß er wieder einmal als einziger Gast in dem dunklen und kühlen Gastzimmer des Wirthshauses. Vor einer Stunde waren die beiden wilden Vögel: Doña Ignazia und Lorenzo Overo, an seinem Fenster vorbeigeflogen, auf feurigen Rossen hinaus-

geritten in die weiten, einsamen Pampas — ganz allein! Früher, da hatte nur er das Recht gehabt, die kleine Ignazia auf weitere Entfernungen zu begleiten — ja früher!

Er trank hastig seinen Wein aus und bestellte eine zweite Flasche bei dem Wirth. Da hustete Jemand an der Thür, und ein altes Weib in zerlumpter Kleidung huschte in das Zimmer und setzte sich an den Tisch abseits von Lorenzo.

„He, Isa," rief der Wirth, „hier bei vornehmen Gästen ist nicht der Platz für Dich; ich will Dir ein Glas geben, aber trink' es draußen. Vertreibe mir nicht die Gäste."

„Lassen Sie die Frau sitzen, Oviedo," sprach Kallisto. „Ich bin allein und sie stört mich nicht. Im Gegentheil, sie kann mich ein wenig unterhalten, da Sie doch im Keller zu thun haben."

„Wie Sie wünschen, Señor Zamorano," erwiederte der Wirth, brachte den Wein und verließ dann die Gaststube.

Stille herrschte in dem Zimmer. Um die mit Weinlaub beschatteten Fenster summten nur die Fliegen, und die Wanduhr, die aus dem Schwarzwald über Meere und Berge bis hierher den Weg gefunden hatte, tickte gleichmäßig.

„Tick-Tack," begann die Alte, „tick-tack — so lauschte ich damals vor vierzig Jahren auf die Uhr, zählte jede Sekunde, da er versprochen hatte, Abends heimzukehren. — Tick-tack — es ist heute der Jahrestag und just der vierzigste, Señor Zamorano."

Sie leerte das Glas, das ihr der Wirth geschenkt, auf einen Zug und setzte es wieder auf den Tisch.

„Was für ein Jahrestag, Isa?“ fragte Kallisto, indem er ihr Glas aus seiner Flasche vollschenkte.

Die Alte dankte mit einem Kopfnicken und sprach wie für sich: „Isa, Isa — ich heiße ja Isabella; freilich, der Name ist den Leuten zu lang. Bella, die Schöne, haben sie mich vor vierzig Jahren genannt, jetzt paßt Isa besser für die Alte. Ja, Zamorano, in vierzig Jahren verblüht der Mensch. Alles wird dürr an ihm, und weiß wie der Schnee sein Haar, nur das Herz, Zamorano, das wird nicht alt, das pocht und wallt, das jauchzt und schmerzt wie in den jungen Jahren, das fühlt man Alles ebenso genau, wenn der Jahrestag kommt, als ob die vierzig Jahre gar nicht über uns hinweggeschritten wären, und zwischen damals und jetzt nur eine kurze Nacht läge, wie zwischen gestern und heute.“

„Was fühlt man und was für ein Jahrestag ist heute, Isabella?“ fragte Kallisto, durch die sonderbare Rede der Alten neugierig geworden.

„Isabella!“ murmelte die Alte. „Seht den feinen, klugen, edlen Zamorano! — Was für ein Jahrestag? Darnach fragen noch die Menschen? Freilich, die Alten haben es längst vergessen. Was geht Einen fremdes Leid an? Und ihr Jungen — ihr waret ja damals noch nicht auf der Welt und kennt nur die Bettlerin Isa. — He, Zamorano! Vor vierzig Jahren da war die Isa jung, ein blühendes, schönes Ding, das schönste Fräulein von San Carlos — ebenso schön wie Doña Ignazia, und sie ritt ebensogut und mit ebensoviel Anmuth, und wußte ebenso holdselig zu lächeln, wenn sie dem Liebsten in's Auge

schaute. Das merkt ihr jetzt der alten Isa freilich nicht an, aber damals hätte Mancher sein Leben dahingegeben für einen Kuß ihrer rubinrothen Lippen. Namentlich der Vetter Alfonso, der ja Isa's Jugendfreund gewesen. Aber Alfonso, der stille, düstere, war nicht nach Isa's Geschmack — an einem schmucken Reiter aus den Pampas hing ihr Herz, und für Alfonso hatte Isa nur zornige Blicke, da er sie an alte Freundschaften mahnen wollte, wo ihr Herz in Liebe glühte. Vor vierzig Jahren — am Tage des heiligen Narzissus war es, wie heute gerade — da wartete aber Isa vergeblich auf die Rückkehr ihres Rupperto — wartete vergeblich Tag und Nacht, Tage und Nächte und Wochen hindurch, bis man seine Gebeine in der Pampa fand.

Ja, die Geier hatten inzwischen den Liebsten Isa's begraben!" rief die Alte wild auflachend. „Die Gauchos hatten nur seine Knochen und die zerfetzten Reste seines Poncho gefunden. Er war verunglückt in der einsamen Steppe. Was half es Isa, daß sie ihr Haar zerraufte? Alles Jammern weckt die Todten nicht auf, und die Jugend hilft sich leicht über den Schmerz hinweg, wenn er nutzlos ist, da es keine Hoffnung mehr gibt. — Isabella wurde ruhiger; es blühten noch Rosen auf Erden, wenn auch die eine, die schönste, zertreten war. Isabella wurde ernster und fand an dem stillen Alfonso, der von ihrer Seite nicht gewichen war, Gefallen. — Ha, ha, ha!" lachte die Alte, „anfangs war sie ihm gut, dann keimte Liebe in ihrem Herzen auf, keimte langsam aber stetig, schlug immer tiefere Wurzeln, bis sie das ganze Herz erfüllte und für-

wahr mächtiger, dauernder, tiefer, heißer wurde, als die erste Liebe zu Rupperto. Es gab keine glücklichere Braut in San Carlos, keine glücklichere Frau, als Isabella, und wie glücklich war auch ihr Mann! Nur die alte Isa kann es sagen, beschwören. — Zehn Jahre dauerte das Glück, da wurde er beim Baumfällen tödtlich verletzt. Und da sie ihn, den Sterbenden, in's Haus brachten, so beichtete er laut vor seiner Frau und vor Zeugen, daß er vor zehn Jahren den Rupperto in der Pampa gemordet habe, um die Isa zu erlangen. — O, Señor Zamorano, ich kann nicht sagen, was ich empfand. Ich wußte nicht, wen ich hassen sollte, denn Beide, die in der Erde ruhten, hatte ich geliebt, Beide innig und wahr geliebt. Ich fluchte Alfonso, daß er sein Geheimniß nicht mit in's Grab genommen und mir wenigstens die Erinnerung an das Glück an seiner Seite als theuerstes Vermächtniß gelassen hatte — ich fluchte dem Gemordeten, daß er sich damals zwischen uns, die Jugendfreunde, gedrängt hatte. Dann weinte ich wieder um den lieben unglücklichen Rupperto und fühlte Abscheu vor dem Mörder Alfonso und Abscheu vor den Erinnerungen an die zehn Jahre des lügenhaften Glückes an seiner Seite. Ja, Zamorano, mich ging das Leben nichts mehr an, ich hatte kein Kind, an dem ich mich hätte aufrichten können, und so ging ich zu Grunde, wurde zur Bettlerin Isa."

Sie trank den feurigen Wein aus und fuhr dann fort: „Nun aber muß ich gehen zu den beiden Gräbern auf dem Friedhofe. Ich muß mit Alfonso sprechen, ihm sein Unrecht vorwerfen. Wir waren so glücklich miteinander,

so unendlich glücklich! Ach, hätte er geschwiegen! Ich muß ihn ja lieben, ich müßte ihn lieben, wenn er am Leben wäre und wenn ich wüßte, daß er der Mörder sei! Und ich hätte ihm verziehen und muß ihm ja verzeihen, denn aus Liebe zu mir hat er gesündigt."

Die Alte erhob sich und ging. Die Uhr tickte wieder laut und vernehmlich in der tiefen Stille, und Kallisto saß in Gedanken versunken da.

War denn Alfonso wirklich glücklich gewesen, kann der Besitz des geliebten Weibes die Ruhe des Gewissens aufwiegen?

Kallisto überlegte die Antwort auf diese Frage. Seine Seele wandelte in zwei Reichen; vor ihm gähnte der Abgrund des Verbrechens, und jenseits desselben stand das Paradies seiner Träume. Er schauerte vor sich selbst zusammen, aber immer wieder tauchten in ihm diese Gedanken auf. Er kämpfte, aber mit ungleichen Waffen stritten in ihm das Gute und das Böse: die Stimme des schuldbeladenen Gewissens kannte er nur vom Hörensagen, in seinem Ohre hatte die Unsichtbare noch niemals ihren gellenden Ruf erhoben, die ungestillte Sehnsucht, die verschmähte Liebe, die wilde Leidenschaft brannten aber heiß und lodernd in seinem Herzen, er hatte ihre Qual tausendmal empfunden und empfand sie auch tief und wahr in diesem Augenblick.

„Señor Zamorano," rief der Wirth, als er nach einigen Stunden wieder heraufkam, „Sie haben wohl ein Schläfchen gemacht? Ich hatte geglaubt, Sie seien längst fort."

Kallisto erhob sich in der That wie aus schweren Träumen und schritt in's Freie; die Sonne ging gerade hinter den Kordilleren unter, und in dem rosigen Scheine hoben sich scharf die Zacken der höchsten Gipfel und Kämme vom Himmel ab: die zerklüftete Maipospitze in der Mitte. Düster stand der Feuerberg da, er war bereits seit undenklichen Zeiten erloschen.

Zamorano legte seine Hand auf die Brust; ach, wenn es doch auch hier so still, so kalt werden wollte, wie dort auf den Bergeshöhen!

Da hörte er laute Stimmen auf dem Wege zum Wirthshause; er blickte auf. Don Diego Ramos und Lorenzo Overo nahten ihm. Sie gingen fröhlich plaudernd, Arm in Arm. Ha, dieser Don Diego, er war ein schlauer Fuchs; er wollte es mit keinem der Werber verderben und am Ende war es ihm ganz und gar gleich, wer seine Tochter heirathete!

Kallisto wollte gehen, in dieser Gesellschaft wünschte er den Abend nicht zu verbringen; aber die Beiden vertraten ihm den Weg. „Er hatte eine Ahnung," rief Don Diego. „Kallisto, Du warst ganz und gar in dem Anblick des Maipo versunken, als ob Du den Berg durchschauen wolltest. Auch wir wollen vom Maipo reden, der Kerl soll etwas herausgeben, was er seit Jahrhunderten unrechtmäßig festhält. Komm, Kallisto, es ist wirklich interessant und von Bedeutung!"

Kallisto ließ sich am Arme fassen und in das Wirthshaus zurückführen.

„Also höre, Kallisto," begann Don Diego, nachdem

der Wein besorgt war; „ein Kaufmann ist heute aus Valparaiso durch den Maipopaß gekommen und hat wunderbare Neuigkeiten mitgebracht. In einem Kloster in Madrid hat ein gelehrter Bücherwurm gestöbert und in alten Schmökern gefunden, daß die alten Inkas ihren Königsschatz, nach dem man so lange vergeblich geforscht hat, weit nach dem Süden fortgeschleppt und auf einer der höchsten Bergesspitzen auf dem Maipo oder dem Aconcagua verborgen hätten. Es könne nicht schwer fallen, auf dem höchsten Gipfel des einen oder andern die Schätze zu finden. Die Entdeckung soll auf so sicheren Angaben beruhen, daß in Europa sich Expeditionen rüsten, welche die beiden Berge deshalb besteigen wollen. In Valparaiso sind die Leute außer sich, und es wird eine Aktiengesellschaft gegründet, welche sich zur Aufgabe machen soll, die Schätze der Inkas in unseren Bergen selbst zu finden."

„Ich bedaure die Aktionäre," erwiederte Kallisto trocken.

„Du bist immer der ungläubige Thomas!" rief ärgerlich Don Diego. Dann fuhr er fort: „Geld soll schon in Haufen gezeichnet worden sein, aber es fehlt nur noch an kühnen Männern, welche die Besteigung wagen würden; denn wir haben bis jetzt niemals Lust verspürt, zu dem ewigen Schnee und den Gletschern hinaufzupilgern. Niemand hat noch die Bergspitzen der Anden bestiegen, und Niemand kennt aus eigener Erfahrung die Gefahren des Hochgebirges. Unsere Leute sagen, daß die Krankheit, welche infolge der dünnen Luft entstehe, die Besteigung der Berge unmöglich mache. Drüben in Europa aber klettern die Menschen seit Jahren auf alle Gipfel und

kennen die Gefahren wohl. Jener Kaufmann hat mir eine Zeitung aus Valparaiso zurückgelassen, in welcher nach den Angaben eines deutschen Bergsteigers diese Gefahren deutlich geschildert sind. Lies 'mal die Stelle, Kallisto!" und er reichte dem jungen Manne das Blatt hin und bezeichnete mit dem Finger die Stelle.

Kallisto rückte bei der bereits beginnenden Dämmerung näher an's Fenster und las: „Die Gefährdung, welche dem Wanderer im Hochgebirge droht, ist mannigfacher Art: er kann stürzen und während des Falles sterben; mit zerbrochenen Gliedern an eine Stelle geschleudert werden, wo er liegen bleibt, verhungert und erfriert; in eine Gletscherspalte stürzen, ohne Schaden zu nehmen, dagegen nicht im Stande sein, dieses Eisgrab zu verlassen: dann erfriert er, noch ehe er verhungert ist; er kann auf Schnee, welcher brückenartig über eine Eiszerreißung gespannt ist, durchbrechen und zwischen den zusammenschlagenden Flügeln der eingesunkenen Brücke ersticken; vom Nebel überfallen werden, seine Kräfte mit Umherirren erschöpfen — und muß sich dann zum Sterben niederlegen; er kann in einem Gletscher, dessen Oberfläche nur noch ein Gewirr von Schründen und bizarren Eisfiguren darbietet, durch einen niederbrechenden Eisblock erschlagen werden; in eine Lawine gerathen; in schwindelnder Höhe auf scharfem Schneegrat zu stehen vermeinen, während ihn in Wirklichkeit nur eine ausladende, zum Einsturz bereite Schneeleiste von dem Abgrunde trennt; Steine, welche wie Geschosse zur Tiefe fahren, können ihn zum Tode treffen oder ihn aus seinem Standort herausschlagen, daß er stürzt."

Kallisto ließ das Blatt sinken, denn die Dunkelheit gestattete ihm nicht weiter zu lesen. Er schaute mechanisch zum Fenster hinaus. An dem grünblassen Himmel erhob sich der schwarze Maipo; ein ausgestorbener Vulkan und dennoch mit so vielen Schrecken umgeben.

„Du hast es gelesen, Kallisto," begann jetzt Don Diego von Neuem, „und trotz all' dieser Gefahren haben sie drüben in Europa alle Gipfel bestiegen; weiter unten in dem Zeitungsartikel sind noch in aller Kürze die Verhaltungsmaßregeln angegeben, wie man die Berge besteigen soll, wie man sich mit Seil und spitzem Stock ausrüsten muß — und die Hauptsache, daß man mindestens oder am besten zu Zweien die Parthie macht. Ich glaube, daß auch wir den Versuch machen könnten, den Maipo zu besteigen, bevor die Gelehrten aus Europa oder die Aktionäre aus Valparaiso kommen. Was ist denn dazu nöthig? Zwei rüstige junge Männer, die doch den Hals nicht sofort brechen werden. Und der Lohn, der dafür winkt, ist doch großartig! Denke, wenn wir den Königsschatz der Inkas finden sollten — das viele Gold — es wird ja auf viele Millionen Dukaten geschätzt! Kinder, wenn wir im gegebenen Augenblicke," seine Stimme sank zum leisen Flüstern herab, „mit diesem Golde unsere Kriegskasse füllten! Ha! wer würde uns dann widerstehen? Kinder, es gilt für's Vaterland; mit den Schätzen der Inkas den Tyrannen in der Hauptstadt zu stürzen — Zamorano, welch' ein weltgeschichtlicher Gedanke!"

Der alte Don Diego konnte in der tiefen Dämmerung das ironische Lächeln nicht sehen, das den Mund des

klugen, gebildeten Kallisto umspielte, und fuhr darum begeistert fort: „Für diesen Gedanken habe ich bereits unsern Freund Lorenzo im Sturm gewonnen; er ist kühn, stark, kann ebensogut klettern wie reiten; er wird schon den Maipo hinaufsteigen, wenn er einen Kameraden hat, der still, besonnen, klug ist und seinen Eifer zu mäßigen weiß. — Kallisto, Du bist wie geschaffen dazu, mit Lorenzo allen den Gelehrten und Aktionären ein Schnippchen zu schlagen. Ihr Beide bezwingt den Maipo, wenn ihr wollt. — O, wenn ich nicht so alt wäre, und das Zipperlein mich nicht plagte, ich würde allein die Besteigung wagen — sicher, ganz allein!"

Don Diego schwieg, und Lorenzo Overo sprach jetzt ernst: „Ich fürchte nicht die Gefahr, und Kallisto fürchtet sie auch nicht. Er wird mitgehen; das weiß ich im Voraus, Don Diego. — Nicht wahr, Kallisto? Ich irre mich nicht. Morgen ist Sonntag; wir gehen Beide zum heiligen Abendmahl und Montag in der Frühe brechen wir auf; mit reinem Gewissen kann man dem Tod trotziger in's Auge schauen!"

Kallisto überlegte. Er glaubte nicht an das Vorhandensein der Inkaschätze, welche ja schon seit Jahrhunderten immer wieder auf's Neue die Gemüther der Einwohner von Peru und Chile in Aufregung versetzten. Er war fest überzeugt, daß auf dem Gipfel des Maipo nur ein ausgebrannter Krater zu finden sein würde: erstarrte Lavamassen, Eis und Schnee, aber kein schimmerndes Gold. Er wußte auch, daß die Gelehrten, die aus Europa kamen, nicht im Entferntesten daran dachten, auf den Gipfeln

der Kordilleren verborgene Schätze aufzusuchen, sondern wie einst Alexander v. Humboldt, vom Wissensdrange beseelt, die Natur dieses eigenartigen Hochgebirges erforschen wollten. Und doch kämpfte er mit sich selbst, ob er zu dem Vorschlage Don Diego's Ja oder Nein sagen sollte.

Dort in den stillen, von dem Fuße eines Sterblichen noch nicht betretenen Höhen drohten dem Wanderer auf Schritt und Tritt Lebensgefahren. Auf den steilen Stegen huschten bis jetzt nur die Guanakos, die Gemsen der Anden; über ihnen schwebten nur die Adler — andere Zeugen gab es dort nicht. Stürzte Jemand in die tiefen, unzugänglichen Abgründe, so gab es Niemand, der über den Unfall Näheres berichten konnte, Niemand, der im Stande wäre, in dem Gewirr der Felsen die Leiche des Verunglückten zu finden.

In jener menschenleeren Wildniß sollte nun Kallisto tagelang mit seinem verhaßten Nebenbuhler Lorenzo wandern, sollte ihm treu zur Seite stehen, seine Schritte bewachen, ihn an dem schützenden Seil halten, damit er nicht in die Tiefe stürze, aus der es kein Wiederkommen gibt! — Kallisto war noch nicht fähig, die ganze Tragweite einer solchen gemeinschaftlichen Bergbesteigung zu übersehen, nur dunkel fühlte er, daß er dort ein Mittel finden könnte, aller seiner inneren Qual ein Ende zu bereiten; eine sonderbare Vision gaukelte vor seinen Augen: er stand am Rande eines Abgrundes und sah in der Tiefe Lorenzo Overo mit zerschmetterten Gliedern bleich und leichenstarr liegen.

In diesem Augenblicke brachte der Wirth Licht, und Don Diego fragte: „Fürchtest Du Dich wirklich, Kallisto?“

Da erhob Kallisto sein Haupt und erwiederte kurz und bestimmt: „Lorenzo, ich gehe mit. Ich will Dir folgen auf Leben und Tod!“

Don Diego brach in laute Rufe der Freude und Befriedigung aus und ermahnte seine jugendlichen Freunde, den eigentlichen Zweck des Ausflugs in die Berge geheim zu halten: „Ihr geht eben nur zur Jagd auf die Guanakos!“ belehrte er sie.

Kallisto nahm inzwischen das Tageblatt von Valparaiso, breitete es auf dem Tische aus und vertiefte sich in die Lektüre des Artikels, in welchem die Gefahren des Hochgebirges so ausführlich geschildert wurden und den eine lange Aufzählung der bereits in allen Gebirgen der Welt Verunglückten schloß. Er las und las und wandte kein Auge von den gedruckten Zeilen ab; sein Herz pochte stürmisch, das Blut stieg ihm in den Kopf und die Buchstabenreihen tanzten vor seinen Augen.

Er mußte allein sein; er stand auf, reichte den Beiden die Hand und sprach: „Es bleibt dabei! — Jetzt muß ich nach Hause!“

„Ich hole Dich morgen früh ab, Kallisto,“ rief ihm Overo nach. „Wir gehen zusammen in die Kirche.“

— — — — — — — — — — — —

Lange vor dem Beginn der Messe waren die Pforten der Kirche von San Carlos geöffnet. Trotzdem war das weite Schiff menschenleer; nur in der Seitenkapelle war eine kleine Zahl der Pfarrkinder versammelt. In zwei

Reihen knieten sie oder standen zu beiden Seiten des Beichtstuhles, in welchem Pater Aloysio saß und das eine Ende der Stola vor seinen Mund haltend, gerade der alten Isa die Beichte abnahm. Durch das Gitter des Beichtstuhles fiel die Sonne auf das graue Haupt des Geistlichen, und einer ihrer Strahlen brach sich in einer Thräne, die an den Wimpern des Beichtvaters hing. Die Bettlerin Isa beichtete das lange Leid ihres unglücklichen Lebens, beichtete es heute wie alljährlich seit so vielen Jahren, und Pater Aloysio suchte sie zu trösten, zu ermahnen, ihr gebrochenes Herz aufzurichten, selbst von der Tragik des Lebens tief erschüttert.

Dann erhob er sich, faltete die Hände und sprach das Gebet; die Augen der Umherknienden waren auf ihn und die alte Bettlerin gerichtet, und um die Mißachtete in seiner Gemeinde zu heben, sprach er wohl lauter als sonst die glückverheißenden Worte: „Ego te absolvo!"

Dicht hinter Isa stand Kallisto; er schaute düster vor sich hin und hob erst, als Isa sich entfernte, die Augen auf und schaute in das verweinte, jetzt aber ruhige, von innerem Frieden beseelte Antlitz der verkommenen Bettlerin. Ach, sie hatte hier den inneren Frieden, die Ruhe des Herzens gefunden! Die Beneidenswerthe!

Der Platz war leer. Kallisto trat an die Stelle der Bettlerin; sein heute so blasses Antlitz verschwand hinter dem Gitter des Beichtstuhles; er war niedergekniet, preßte seine glühende Stirn an das kühle Holz und wartete, sein Antlitz vor allen Anwesenden verbergend, bis an ihn die Reihe kam.

Auf der anderen Seite beichtete indeß Lorenzo Overo. Lange kniete er, denn in diesem wichtigen Augenblicke legte er die Generalbeichte ab, und sein sausendes, brausendes Leben hatte viel Hefe und Gischt aufgeworfen, aber mit frohem Lächeln stand er auf und ging heiter aus der Kirche.

Wie kurz hatte dagegen die Beichte Kallisto's gedauert. Kein Wunder, der ernste, edle Kallisto Zamorano wußte stets seine Leidenschaften im Zaum zu halten, er wandelte immer auf dem rechten Pfade, den uns Ehre und Gewissen vorschreiben. Kein Wunder, daß er mit erhobenem Haupte aus der Kapelle schritt; sein Antlitz war so ruhig wie immer in gewöhnlichen Tagen des Lebens. Und das Antlitz spiegelt doch getreu die inneren Stimmungen der Seele wieder.

Kallisto hatte seinen Herzensfrieden wiedergefunden; oder wußte er sich so zu beherrschen, daß seine Lippen nicht zitterten, wenn sein Herz bebte, daß sein Auge nicht funkelte, wenn loderndes Feuer sein Tiefinnerstes zerfraß? An den Stufen des Altars mußte er neben der alten Isa niederknien, da funkelte es in seinen Augen auf, so wild, so eigenartig, wenn es auch nur, wie der Blitz, eine Sekunde gedauert hatte, so daß die Bettlerin erschrocken ein Kreuz schlug. Sie hatte vor Jahren einmal in ein solches Auge geschaut — vor vierzig Jahren war es — und sie schauerte zusammen und betete für die Seele des Mörders Alfonso.

3.

Einige Stunden von San Carlos, schon in der Region des Gebirges, lag die Hütte des Gaucho Teofilo. Sie bildete den vorgeschobensten Posten der Ländereien Lorenzo's und war eigentlich eine Jagdhütte, denn Teofilo kümmerte sich weniger um das Dutzend Pferde, das seiner Obhut übergeben war, als um die Schlupfwinkel der Pumas und die Wechsel der Guanakos.

Teofilo's Hütte bildete den Ausgangspunkt der Expedition Kallisto's und Lorenzo's zur Maipobesteigung, und bis dorthin hatte der alte Don Diego mit seiner Tochter seine jugendlichen Freunde begleitet.

Das Mittagsmahl im Freien war gerade beendet, und die Abschiedsstunde nahte. Bis zum nächsten Nachtquartier durfte der Weg noch zu Pferde zurückgelegt werden; dann sollte Teofilo bei den Rossen bleiben und die beiden Señores allein in die Bergwildniß wandern lassen. Die Dauer der Besteigung wurde auf zwei Tage veranschlagt, und Don Diego rief, das Glas erhebend: „Auf fröhliches Wiedersehen! Freitag, spätestens Sonnabend, hoffe ich euch als Sieger begrüßen zu dürfen!".

Die Gläser erklangen, aber nur Lorenzo theilte die freudige Stimmung Don Diego's. Kallisto und Doña Ignazia waren heute schweigsam; Letztere fühlte sich durch Kallisto's Gesellschaft unangenehm berührt, und er schien solche Abschiedsfeierlichkeiten, an denen eine Dame theilnahm, nicht gerne zu haben.

„Es ist Zeit, daß wir aufbrechen," sprach er zu Lorenzo und ging zu den Pferden, die in der Nähe an dem

Zaun angebunden waren. Er klopfte seinem Fuchs den Hals und wartete, bis der zärtliche Abschied der Verlobten beendet sein würde. Er wollte gar nichts davon sehen, aber er konnte doch der Versuchung nicht widerstehen, sich umzuschauen.

Sein Blut wallte heiß auf. Doña Ignazia stand mit gesenkten Blicken da, und Lorenzo hatte den linken Arm um ihre Taille gelegt und küßte sie, während er mit der Rechten ihre kleine Hand auf sein Herz preßte. Kallisto sah noch, wie das Antlitz Doña Ignazia's purpurroth wurde, und ihr Kopf sich an Lorenzo's Brust senkte; dann schwang er sich wild auf das Pferd, und während sich dieses hoch aufbäumte, hörte er Ignazia mit bebender Stimme sprechen: „Fahr' wohl! Ich fürchte mich nicht; er ist ein Ehrenmann und keiner feigen That fähig."

Ihre Worte erstarben in dem hellen Lachen Lorenzo's.

Allmählig beruhigte sich der Fuchs, und als Kallisto jetzt zu den Beiden hinüberschaute, stand Doña Ignazia allein, und Lorenzo grüßte sie noch im Weggehen mit dem Hute.

Da ritt er nun selbst an das Mädchen heran und sprach ruhig, indem er seine Aufregung bemeisterte: „Leben Sie wohl, Doña Ignazia, Sie zittern um ein Leben in diesem Augenblick und in den nächsten Tagen werden Sie oft zur Maipospitze hinaufschauen. So wissen Sie: ich habe Alles vergessen und gestern vor dem Hochaltar Lorenzo treue Kameradschaft geschworen. Ich habe es nur Ihretwegen gethan, Doña Ignazia, damit Sie ruhig bleiben, während wir Beide allein zwischen Abgründen wandeln!"

Sie stand verwirrt da, denn seine Worte verriethen, daß er sie durchschaut hatte, und sie mußte in dem Augenblicke zugeben, daß ihr Verdacht, der ihn so tief verletzte, ungerecht war. Er liebte sie ja nicht so heiß, er war ja ihr Freund nur. Ihretwegen würde sich der kalte, überlegende, besonnene Mann gewiß zu keiner leidenschaftlichen That hinreißen lassen! Merkwürdig, es war, als ob sie ihm deshalb zürnte!

Aber ehe sie sich noch genugsam gesammelt hatte, um eine passende Antwort zu geben, sprengte Lorenzo auf seinem feurigen Rappen heran und rief: „Noch einen Blick in Deine holden Augen, liebes Kind. Fürwahr, ich muß es bekennen, wenn auch Papa Diego sich darüber ärgern sollte — nicht um der Schätze der Inkas und für's Vaterland will ich dem alten Feuerberg auf's Haupt treten, sondern nur, um ihm zu zeigen, daß ich Alles wagen will, wenn mir Deine Hand als Siegespreis winkt! — Schau, die wilde Rose, die Du mir heute geschenkt, steckt an meinem Hut; Dein Ritter bin ich, Ignazia, und für die Rose bringe ich Dir die schönste der goldenen Inkakronen!"

„Kallisto!" rief Don Diego, der inzwischen angehumpelt kam und die letzten Worte Lorenzo's gehört hatte, „paß nur auf, daß Dein Kamerad unsere Kriegskasse nicht plündert. Er bleibt immer der Sausewind!"

„Lebt wohl, Don Diego!" rief Kallisto, indem er seinem Fuchs die Sporen gab.

„Lebt wohl!" rief Lorenzo und sprengte ihm nach.

„Glück auf! Glück auf!" rief Don Diego, während

Doña Ignazia stumm dastand, und den beiden Reitern, zu denen sich jetzt auch Teofilo gesellte, nachschaute.

„So finster, meine Tochter?“ fragte Don Diego, als die Reiter sich weit entfernt hatten. „Bist Du betrübt? Ha, ha!“ lachte er dann. „Deine beiden Liebsten ziehen fort, mit Bergdämonen zu ringen! Bist Du Dir auch wirklich klar geworden, welcher Deiner Hand würdiger ist? Das Jahr vergeht im Fluge, mein Kind. — Nun, nun, ziehe Deine Brauen nicht so düster zusammen, so sieht meine Ignazia nicht schön aus! Sei fröhlich, Du Wildfang; ich scherze ja nur, und Dein Lorenzo gefällt mir mit jedem Tage besser!“

— — — — — — — — — — — —

Im Walde mäßigte Kallisto den Lauf seines Pferdes, und Lorenzo ritt dicht an ihn heran.

„Wie glücklich ich heute bin, Kallisto!“ sprach er leise, damit Teofilo es nicht hörte. „Die kleine Ignazia hat mir zum Abschied den ersten Kuß gegeben.“

Kallisto blickte Lorenzo verwundert an, und dieser fuhr lachend fort: „Du willst mir's nicht glauben? Ich kann's Dir versichern: es ist wahr! Sie ist abergläubisch, obwohl sie Deine Schülerin ist, und meinte, ich dürfte sie erst nach dem Prüfungsjahre küssen, denn sie fürchtete, mit dem Kusse würde meine Liebe entfliehen!“

„Sie ist noch ein Kind, Lorenzo,“ erwiederte Kallisto leichthin.

„Daran glaubst Du selbst nicht, Kallisto!“ rief Lorenzo stürmisch. „Ich kenne Ignazia besser; sie ist das herrlichste Weib auf Erden, eine der Göttinnen, die uns

durch ihren Liebreiz zu willenlosen und doch so glücklichen Sklaven machen!"

Kallisto ging auf die Herzensergüsse Lorenzo's nicht ein, er streckte seine Hand aus und sprach: „Wir müssen dort nach jener Anhöhe reiten; von ihr aus können wir das Gelände am besten übersehen!"

„Reite voraus, Du bist ja der Führer!" erwiederte Lorenzo. Und er ritt hinter seinem Genossen her und träumte im Wachen von künftigem Glücke; er war noch berauscht von der Wonne des ersten Kusses.

Vor ihm aber ritt Kallisto Zamorano und schaute wild herausfordernd in die aufsteigende Berglandschaft; in seinem Herzen wühlte wieder der Schmerz um den Verlust Ignazia's, und die nie gestillte Sehnsucht der heißen Leidenschaft. Und dann begann auch der kalte stolze Mann zu träumen, nicht wie er als willenloser Sklave dem herrlichsten Weibe zu Füßen liegen würde, sondern wie er sie voll und ganz gewinnen wolle, bis sie, ihrer eigenen Schwäche bewußt, sich an seine Brust flüchtete. Er träumte den Traum früherer Tage, und er träumte ihn mit erneuter Macht, denn durch die Geständnisse Lorenzo's erschien ihm Ignazia begehrenswerther denn je.

Aber sein lustiger Genosse unterbrach bald seine Gedanken durch fröhliches Geplauder, und erst als in dem ersten Lager am Eingange zu der stillen Welt des Hochgebirges Lorenzo und Teofilo am Feuer in tiefem Schlummer ruhten, konnte Kallisto ungestört mit seinen Gedanken sein, konnte wieder abwägen, ob der Besitz des herrlichsten Weibes die Ruhe des Gewissens aufwiegen könne.

Der Mond ging auf und Kallisto konnte mit seinen finsteren Blicken in das Antlitz des schlummernden Lorenzo schauen.

Ha! Dieses selige Lächeln, dieses himmlische Glück, das sich in dem Antlitz widerspiegelte! Und diese Höllenqual in seinem eigenen Innern!

Er lachte wild auf und legte sich nieder, indem er sein Antlitz mit dem Reitermantel verhüllte.

4.

Warum saß Don Diego Ramos so betrübt, so in Gedanken vertieft vor seinem Hause unter der Veranda? Es war ja erst Donnerstag; die kühnen Maipobesteiger konnten noch nicht zurück sein. Ach, seine Betrübniß hatte einen viel tieferen Grund; nicht um zwei Söhne des Vaterlandes grämte sich augenblicklich Don Diego — das ganze Vaterland war in Gefahr!

Gestern am späten Abend war eine Schwadron argentinischer Reiter ganz unvermuthet in San Carlos eingerückt, und mit der Schwadron war selbst der Regimentsoberst eingetroffen und hatte erklärt, daß er für längere Zeit in dem Städtchen Quartier nehmen werde. Er hatte sich in dem Hause Kallisto Zamorano's, das bei Weitem das größte in der Stadt war, häuslich eingerichtet und bemerkt, daß noch seine Familie, seine Frau und seine Schwester kommen würden. Was sollte das bedeuten? Ohne Zweifel hatte der Tyrann in der Hauptstadt, der Präsident der Republik, der nach der Alleinherrschaft strebte, durch seine Spione von der feindlichen Haltung der Pa=

trioten an der Grenze erfahren, und da er der hauptstädtischen Bevölkerung sicher war, sandte er hierher seine Soldaten. Das betrübte Don Diego's Herz; ach, es war so leicht zu konspiriren, so lange die bewaffnete Macht weit und breit in der Umgegend nicht zu sehen war! Jetzt unter den Augen der Soldaten war jede Verschwörung unmöglich.

Und die Schätze der Inkas auf dem Maipo! Besorgt blickte Don Diego nach dem Vulkan hinauf. Wenn das ruchbar werden sollte, dann zog der grimmige Oberst mit seiner Schwadron nach Teofilo's Hütte und ließ die Schätze, wie einst der Räuber Pizzaro, auf Pferde laden, führte sie nach Buenos-Ayres — und die Nationalkasse der Zukunft blieb leer wie am heutigen Tage.

Er mußte morgen hinausreiten oder wenigstens seine Tochter bis nach Teofilo's Hütte schicken, damit Kallisto und Lorenzo rechtzeitig gewarnt würden. Er wollte sie eben rufen — da hörte er Pferdegetrampel auf der Straße. Mürrisch erhob er sich, ohne auf die Straße zu schauen Seit gestern Abend gab es in dem Städtchen immerfort Getrampel und Blasen, immerfort waren Signale zu geben, Rapporte zu erstatten, und immerfort wurde das Stadtoberhaupt mit den Quartierwünschen der Soldaten belästigt.

Don Diego wollte den Reiter, der da kam, lieber gar nicht sehen und ging in sein Haus zurück, aber in der Thür vertrat ihm Doña Ignazia den Weg mit dem fröhlichen Rufe: „Vater, Lorenzo kommt!"

„Lorenzo?" Der alte Don Diego wandte sich um.

Fürwahr, da kam er, und ohne Rücksicht auf die Blumenbeete des Gartens ritt er auf dem schmalen Gange dicht an die Veranda heran. Er grüßte Ignazia, wandte sich aber sofort an Don Diego mit der Frage: „Wo ist denn der Doktor, Don Diego?"

„Was willst Du von ihm?" fragte verwundert der Alte. „Seid ihr schon zurück? Habt ihr den Schatz gefunden?"

„Der Teufel soll den ganzen Schatz holen!" rief Lorenzo unwillig. „Wo ist der Doktor?"

„Was ist geschehen?" fragte jetzt Ignazia, indem sie ihre Augen groß auf Lorenzo heftete.

„Er ist gestürzt!" antwortete dieser rasch.

„Todt?" rief Don Diego.

„Ach was! Dann würde ich nicht nach dem Doktor fragen. Arm und Bein gebrochen, habe ihn im Büßerschnee gefunden. Er kann nicht transportirt werden, liegt in Teofilo's Hütte oben. Er will, daß die alte Isa komme und ihn pflege. Schickt sie ihm heraus und sagt jetzt endlich, wo der Doktor ist."

„Der ist über Land nach Yancha gefahren," erwiederte jetzt Don Diego. „Aber sage mir doch, habt ihr den Schatz gefunden?"

„Sapristi!" rief Lorenzo. „Nach Yancha sind zwei gute Stunden!" und ohne auf die Frage Don Diego's zu antworten, grüßte er Doña Ignazia und gab dem Pferde die Sporen. Der Rappe brauste davon.

„Sausewind!" schrie Don Diego. „Reitet fort wie der Blitz, ohne zu antworten. Da soll doch — nun, ich will selbst zu Teofilo!"

Er wollte die Verandatreppe hinunterspringen, aber schon auf der ersten Stufe blieb er stehen und faßte mit beiden Händen das rechte Knie: „O weh! Heute geht es nicht. Natürlich, der viele Aerger — ha, wo willst Du hin, Ignazia?“

„Die alte Isa holen,“ erwiederte das Mädchen, welches vor Aufregung zitterte. „Lorenzo hat es gesagt.“

„Ja, ja!“ sprach Don Diego, indem er sich wieder setzte, „und weißt Du was? Isa kann ja reiten, reite mit ihr hinaus und sage Kallisto, daß die Schwadron mit dem Oberst hier angekommen sei. Er muß das wissen, Kind. Auf den Sausewind Lorenzo ist doch kein Verlaß!“

„Ich soll —?“ wollte Ignazia fragen, aber Don Diego unterbrach sie.

„Ich befehle es Dir, Ignazia; zu einem Verwundeten kannst Du reiten, und sage ihm, ich wünsche ihm gute Besserung. Komm’ aber schnell zurück, denn ich will wissen, ob sie das gefunden haben, was sie suchten. Reite schnell, meine Tochter!“

Doña Ignazia verließ raschen Schrittes den Garten, und eine halbe Stunde darauf ritten zwei Reiterinnen in die Pampa hinaus. Zwei Offiziere der Schwadron standen vor einer Hausthür und schauten ihnen nach.

„Die reitet gut, und das Mädel ist hübsch!“ meinte der Eine.

„Aber unserer Mercedes reicht sie nicht das Wasser,“ erwiederte der Andere.

„Alter!“ meinte der Erste lachend, indem er den Kameraden auf die Schulter klopfte. „Doña Mercedes ist

schon Wittwe trotz ihrer jungen Jahre — man kann die Knospe mit der aufgeblühten Rose nimmer vergleichen!"

— — — — — — — — — — — —

„Ein guter Mann, dieser Zamorano!" sprach Isa zur Doña Ignazia, als sie eine Weile geritten waren. „Aber glücklich ist er nicht!"

„Woher weißt Du das, Isa?" fragte das Mädchen.

„Hm," erwiederte Isa, „er trank in der letzten Zeit, und er trank allein; das ist ein schlimmes Zeichen!"

„So, er trank?" fragte wieder Ignazia, und ihre Lippen verzogen sich zu einem verächtlichen Lächeln.

Die Bettlerin sah ihre Begleiterin scharf an und rief: „Lachen Sie nicht so, Doña Ignazia! Man muß über den Menschen nicht sofort den Stab brechen. Sie sind ein halbes Kind noch und wissen nicht, welchen Jammer uns das Leben bringt. Hätten Sie nur in seine Augen geschaut, wie ich am letzten Sonntag vor dem Hochaltar, dann würden Sie mit ihm Erbarmen haben. Ha, Doña Ignazia, wenn der Wurm am Herzen nagt, da ist es aus mit uns! Aus — ganz und gar! Dann kommt der Lebensüberdruß, und Zamorano bedauert wohl in diesem Augenblicke, daß er nur Arm und Bein gebrochen hat. Er wollte besser springen — springen in den Tod!"

Doña Ignazia wurde bleich bei den Worten der Alten. Daran hatte sie nicht gedacht. War es denn überhaupt denkbar, daß der starke Mann sich mit Absicht das Leben hatte nehmen wollen? Und welchen Grund hätte er zu dem finsteren Entschlusse gehabt? Unglückliche Liebe? Was für ein lächerlicher Gedanke! Kallisto unglücklich

wegen eines Weibes, wegen eines Kindes! Ignazia mußte über diese Vermuthung bitter auflachen, und nachdem sie ihre Fassung und Ruhe wiedergewonnen, fragte sie Isa: „Ihr seid wohl gute Freunde, da er Dich zu seiner Krankenpflegerin bestimmt hat.“

„Gute Freunde?“ erwiederte Isa. „Wir kennen uns erst seit Sonnabend näher. Er gab mir ein Glas Wein — in der Schänke war es — und ich erzählte ihm etwas aus meinem Leben. Das muß die gute Freundschaft bewirkt haben. Es ist wunderlich auf den ersten Blick; aber wenn ich so nachdenke, dann wundere ich mich nicht mehr. Elend hat Elend gern, und Bettler und Reiche fühlen gleich den Herzensschmerz.“

„Was hast Du ihm erzählt, Isa?“ fragte neugierig Ignazia.

Die Alte aber schaute das Mädchen an und erwiederte kurz: „Es ist eine lange Geschichte. Meine Lebensgeschichte ist es. Nichts weiter als nur eine Erzählung, wie Herzeleid Menschen zu Grunde richtet. Aber es ist jetzt keine Zeit, davon zu sprechen. Ich will daran nicht denken — nur der Wein löst mir die Zunge — ich muß hart werden und darf nicht mehr jammern. Pater Aloyso hat Recht!“

Isa schwieg, und Doña Ignazia fragte nicht weiter. — „Wie Herzeleid Menschen zu Grunde richtet!“ klang es in ihren Ohren nach. Dieses Leid hatte die alte Isa zur Bettlerin gemacht. Nun ja, die alte Isa war ein Weib, und Doña Ignazia verstand sie, auch sie müßte zu Grunde gehen, wenn sie nicht Lorenzo's Frau werden sollte.

Aber die Männer! Sie hatte noch niemals gehört, daß einer von ihnen an gebrochenem Herzen zu Grunde gegangen wäre. Sie war ihrer Meinung so sicher, daß sie sich höher im Sattel hob und zu Isa sprach: „Du hast Dich falsch ausgedrückt: Frauen gehen an Herzeleid zu Grunde, Männer nie!"

Isa ritt indessen an Ignazia näher heran, schaute ihr prüfend in's Antlitz und sprach dann langsam: „Als ich so blutjung war wie Sie, so schön wie Sie, da habe ich ebenso gedacht. Nun weiß ich es aber: die Männer sind nicht stärker als wir, und sie gehen schlimmer zu Grunde; je stärker der Mann, desto schlimmer sein Fall. Ehre, Gewissen halten ihn nicht zurück; Alles opfert er eines schönen Weibes wegen! — Aber nun ist es genug, Doña Ignazia. Dort taucht schon Teofilo's Hütte aus dem hohen Grase empor. Wir sind bald am Ziel!"

5.

Vor der Hütte stand Teofilo. Er sprang herbei, um Doña Ignazia aus dem Sattel zu heben.

„Señor Zamorano schläft," sprach er. „Schläft fest zum ersten Male nach so langer Zeit. Wir wollen ihm die Ruhe gönnen, nicht wahr, Doña Ramos?"

Ignazia nickte mit dem Kopfe und setzte sich auf eine Bank im Schatten eines Baumes.

„Erzähle mir, Teofilo, wie ist das Unglück geschehen?" fragte sie.

„Ich bin nicht dabei gewesen," erwiederte der Jäger.

Señor Overo hat es mir nur erzählt. Er ist bereits am Dienstag Abend gestürzt, und am Mittwoch luden wir ihn auf unsere Pferde. Die Nacht von Dienstag auf Mittwoch mußte er allein im Büßerschnee verbringen. Es war nur ein Glück, daß wir mit den Pferden in den Büßerschnee selbst hineinreiten konnten. — Mein Herr kann sich den Sturz gar nicht erklären. Entweder ist der Señor Kallisto grenzenlos unvorsichtig gewesen, meint er, oder er ist mit Absicht gestürzt, denn wer Augen hat, kann an jener Stelle nicht stürzen."

„Mit Absicht?" rief Isa und schaute zu Ignazia auf, deren Antlitz leichenblaß geworden war. „Was Ihr sagt! Zamorano ist nicht so verrückt, sich das Leben nehmen zu wollen!"

„Das meinen wir auch nicht," erwiederte Teofilo; „das soll nur besagen, wie unvorsichtig er gewesen ist. Aber ich glaube, er kommt sicher mit dem Leben davon, wenn er keine inneren Verletzungen davon getragen hat. An dem Bein- und Armbruche geht er nicht zu Grunde."

Isa erhob sich und trat an die Thür der Hütte; nach einer Weile kam sie zurück und flüsterte Doña Ignazia in's Ohr: „Haben Sie ihm nicht etwas von Ihrem Vater auszurichten? Er scheint munter geworden zu sein. Gehen Sie zuerst zu ihm hinein; ich will mir von Teofilo die Küche und den Gemüsegarten zeigen lassen, damit ich meines Amtes als Haushälterin walten kann."

Doña Ignazia schritt zu der offenen Thür der Hütte. Noch einmal tauchte in ihr der Gedanke auf, daß Kallisto wegen ihrer Zurückweisung sich das Leben habe nehmen

wollen, daß sie an diesem Unglück schuld sei, und sie wagte nicht, über die Schwelle zu treten. Aber sie kämpfte diesen Gedanken nieder. Hatte er ihr nicht selbst gesagt: „Ich habe Alles vergessen!“ Dann tauchte Lorenzo's schlanke Reitergestalt vor ihren Augen auf, sie fühlte seinen Kuß auf den Lippen und jauchzte, daß der Geliebte unverletzt war. Was ging sie denn Zamorano an? War es nicht eine Versündigung an der heißen Liebe zu Lorenzo, um einen Anderen zu bangen?

Sie zürnte in diesem Augenblick sich selbst, daß sie so ohne Ueberlegung den Worten ihres Vaters Folge geleistet hatte und hierher gekommen war. Dieser Besuch mußte schnell erledigt werden, ein paar Worte des Mitleids, die Frage nach dem Inkaschatz — und dann floh sie aus seiner unheimlichen Nähe.

Mit leichtem Schritt trat sie jetzt über die Schwelle. Auf Teofilo's Lager lag Kallisto in Reitermäntel gehüllt. Sein Gesicht war Ignazia zugewandt, aber die Augen waren geschlossen. Sie betrachtete das blasse Antlitz. Wie verändert waren die ihr so wohlbekannten Züge! Der Schmerz hat einen ehernen Griffel, und was er auf unsere Wangen eingräbt, das verschwindet nicht in den Stunden eines kurzen Schlafes. So hatte sich Ignazia den stillen Dulder nicht vorgestellt, und Thränen des Mitleids stahlen sich in ihre Augen.

Sie trat leise näher. Da hörte man draußen die Stimme Isa's, die Teofilo nach Wirthschaftsgegenständen fragte. Der Verwundete schlug die Augen auf, und als er die Frauengestalt in der Nähe erblickte, streckte er ihr

die rechte Hand entgegen und sprach leise: „Du bist schon da? Dank, vielen Dank, Isa."

Doña Ignazia ergriff die für die Bettlerin bestimmte Hand und sprach, indem sie den Druck derselben leise erwiederte: „Ich bin es, Kallisto."

Da riß er weit die Augen auf und schaute Ignazia wie ein Gespenst an, er ließ ihre Hand sinken und indem er vergeblich sich anstrengte, sich zu erheben, rief er mit heiserer Stimme: „Kommst Du schon wieder, mich zu quälen? Entsagt habe ich Dir für ewig in Gottes Angesicht, im blassen Mondenschein unter den Büßergestalten der Berge. Raube mir nicht meine Ruhe! Weib, versuche mich nicht wieder, daß ich Dich nicht hasse aus vollem, wundem Herzen!"

Er streckte seine Hand aus, wie um sie fern von sich zu halten, und indem Ignazia noch fassungslos am ganzen Körper zitterte, legte sich Isa's Hand auf ihre Schulter.

„Regen Sie ihn nicht auf, Doña Ignazia!" sagte die Alte und führte sie leise in's Freie.

Dann ging Isa wieder in die Hütte, setzte sich zu Kallisto's Füßen und redete leise: „Schlafen Sie, Señor Kallisto. Ich will wachen und die bösen Träume verscheuchen!" —

Draußen aber schwang sich das leichenblasse Mädchen auf's Pferd und sprengte von dannen durch die weite Pampa. Sie floh seine unheimliche Nähe, floh ihn auf seinen eigenen Befehl und empfand in den ersten Augenblicken weiter nichts, als eine grausige Furcht.

Nach und nach, als schon die Hütte Teofilo's längst

ihren Blicken entschwunden war, begann sie ruhiger zu werden und zu überlegen.

Mit welcher Leidenschaft hatte Zamorano die wenigen Worte zu ihr gesprochen; er, der immer ruhige, gemessene Mann, erschien ihr jetzt wie ein gefesselter Dämon, der aus seinem finsteren Reiche gestiegen war und sich ihr in den Weg stellte.

Hatte sie ihn denn gequält? Was bedeuteten die Worte: „Entsagt habe ich Dir für ewig in Gottes Angesicht, im blassen Mondenschein unter den Büßergestalten der Berge!“ — Entsagt hatte er ihr, da er verwundet, hilflos im Büßerschnee lag? Entsagt erst in jener schauerlichen Nacht?

Und wie schauerte sie vor innerstem Schmerz zusammen, da sie sich der Drohung erinnerte: „Daß ich Dich nicht hasse aus vollem, wundem Herzen!“

Er hatte sie also geliebt — er war mehr als ihr Freund! Wie war aber seine Liebe geartet, daß sie sich zu einer solchen Sprache hinreißen ließ? Das war eine finstere, unheimliche Liebe, die wie fressendes Feuer Alles vernichtete.

Ignazia konnte diese Macht der Leidenschaft nicht begreifen, sie floh, um sich in die Arme des heiteren Lorenzo zu retten.

6.

Es war eine lustige Einquartierung, welche in Kallisto's Hause untergebracht war. Die Frau des Obersten war eine lebensfreudige Dame, und ihrer Schwester, der Doña

Mercedes, merkte man es gar nicht an, daß sie Wittwe war.

Wenn der eine Offizier sie mit der aufgeblühten Rose verglich, so hatte er vollkommen Recht gehabt; er hätte sich nur genauer ausgedrückt, wenn er von einer frisch aufgeblühten Rose gesprochen hätte; denn auf Doña Mercedes lag noch der frische Thau und Glanz der ersten Jugend.

Ihre Haut war noch zart und weiß, und sie brauchte weder Puder noch Schminke; ihr Körper zeigte noch nicht die Fülle, welche dem späteren Alter eigen ist, aber er hatte auch das Eckige der argentinischen Mädchen längst verloren. Alles an Doña Mercedes war im schönsten Ebenmaß, das Herrlichste aber waren die großen braunen Augen, aus denen ein sprudelnder Geist sprach.

Ihre Toilette war trotz der scheinbaren Einfachheit so geschmackvoll und reich, daß sie die natürlichen Reize noch mehr hervorhob. Die guten Kleinbürger von San Carlos hatten eine solche Frau noch nie gesehen, und man sprach von ihr überall mit größter Bewunderung, denn Doña Mercedes wußte sich vortrefflich in den kleinstädtischen Ton zu finden und war immer so liebenswürdig, daß die guten Frauen von San Carlos gar nicht auf das spöttische Lächeln achteten, das so oft über das Gesicht der schönen Frau zuckte, wenn sie dieselben bei ihren Hausarbeiten überraschte oder im funkelnagelneuen Sonntagsstaat sah.

Doña Mercedes hatte alle Herzen im Sturm gewonnen und war infolge dessen über alle Verhältnisse der Stadt unterrichtet; für sie gab es keine Geheimnisse, sie

kannte selbst genau das Datum, an dem das Prüfungsjahr ihrer schönen Nachbarin Ignazia ablaufen mußte, und sie konnte genauer als Lorenzo Overo sagen, wieviel seine Weidegründe und seine Pferde werth waren. Auch das große Geheimniß Don Diego's, daß auf der Maipospitze die Inkaschätze ruhen sollten, war ihr genau bekannt, und nur das Eine befremdete sie, daß der kluge und gebildete Zamorano an das Märchen geglaubt und sein Leben daran gesetzt hatte, um die Schätze zu finden. Doch sie brachte mit dem ihr eigenen Scharfsinn bald heraus, daß dabei die unglückliche Liebe Zamorano's zu dem Nachbarkinde mit im Spiele war und — so zum Zeitvertreib — beschloß sie, auch dieses Geheimniß zu ergründen und ebenso Kallisto wie Ignazia auszuforschen.

Sie hatte es bequem, denn Kallisto lag jetzt in seinem Gartenhause, da die Knochenbrüche nur langsam heilten, und sie fühlte sich verpflichtet, den verunglückten Hausherrn zu besuchen — den einzigen Mann, mit dem man überdies ein vernünftiges Wort in San Carlos sprechen konnte.

Niemand war über diese Krankenbesuche so sehr erfreut, wie die alte Isa, die nunmehr im Hause Zamorano's wohnte und für die schöne Wittwe ganz und gar eingenommen war. „Das hat der liebe Herrgott gefügt!“ murmelte sie für sich, „die passen für einander, Beide so klug und vornehm!“

Dann ging sie an den Zaun des Nachbargartens und spähte nach Doña Ignazia, und als sie sah, daß diese auf der Veranda oder in der Laube allein saß, ging sie zu

der Nachbarin hinüber, um wegen irgend welcher Kleinigkeit nachzufragen, und fügte dann so nebenbei mit geheimnißvoller Miene hinzu: „Uns ist auch bei all' dem Unglück ein heller Sonnenstrahl in's Haus gefallen. Sie wissen schon, Doña Ignazia, wen ich meine. Das schönste Weib auf Erden und das beste und klügste dazu. Wie die liebe Mercedes mit unserem Herrn Zamorano spricht! Es ist eine Lust zuzuhören! So fein, so vornehm klingt das, als ob man hörte, wie auf einmal aus zwei Büchern vorgelesen wird. Der Herr lebt auch förmlich auf, er hat etwas für's Herz und den Geist zugleich!"

Ein andermal wieder berichtete sie: „Unsere Mercedes ist weit in der Pampa gewesen und selbst in die Berge hat sie sich gewagt, und hat einen Strauß schöner Bergblumen gebracht — für unseren Herrn natürlich! Sie hat sie für ihn gepflückt, weil sie an sein Unglück im Büßerschnee hatte denken müssen. Sie sollten unseren Herrn lächeln sehen! Das war reine Freude!"

„Um so besser!" dachte Doña Ignazia für sich, „wenn er nur an mich nicht denkt!" Aber gleichgiltig waren ihr diese Mittheilungen Isa's nicht, denn sie fühlte den Spott heraus. Isa wollte ihr sagen: „Er hat Dich verloren, aber eine Bessere, Edlere gefunden!" und dieses Bewußtsein verletzte Ignazia's Eitelkeit. —

Doña Ignazia konnte den Verkehr mit Doña Mercedes nicht vermeiden. Die Spitzen der Civil- und Militärbehörden mußten ja einander die nöthigen Ehren erweisen, und Mercedes war auch gegen des Bürgermeisters Töchterlein äußerst liebenswürdig.

Sie hatte in dem Hause Don Diego's auch Lorenzo Overo kennen gelernt.

„Das ist der gefürchtete Don Juan von San Carlos?" rief sie lachend eines Tages. „Das ist ein echter Wachtmeister! Nehmen Sie es mir nicht übel, liebes Kind!" sprach sie hierauf begütigend, da Ignazia über und über roth wurde, „er kann noch einen guten Rittmeister abgeben, wenn er geschult wird. Freilich, nicht Jeder kann sich, was Bildung und Vorzüge des Geistes anbelangt, mit eurem Zamorano messen." Sie blickte dabei scharf Ignazia an, die wiederum blaß wurde, denn der Vergleich Lorenzo's mit Kallisto verletzte sie.

„Eine Frage, liebe Ignazia," fuhr die junge Wittwe fort, indem sie dem Mädchen gegenüber den wohlwollenden Ton einer mütterlichen Freundin annahm. „In welcher Töchterschule sind Sie gewesen? Sie überragen, was Ihre Kenntnisse anbelangt, alle Ihre Altersgenossinnen in San Carlos und selbst reifere Frauen."

„Ich habe dieselbe Schule wie alle Anderen besucht," erwiederte Ignazia, und Mercedes lächelte fein, denn sie merkte, wie der Pfeil, den sie abschoß, sein Ziel getroffen hatte.

Sie schüttelte ihr Haupt, beugte sich zu dem Mädchen hinüber, schaute mit den großen braunen Augen in ihr Gesicht und sagte schelmisch: „Ah, Sie wollen Ihren Lehrmeister nicht nennen, ungetreue Schülerin! Vor mir können Sie nichts verheimlichen. Soll ich ihn nennen? Ihr Lorenzo muß Zamorano Dank wissen, daß er Sie zu einer so klugen kleinen Frau herangebildet hat!"

„Hat Kallisto Ihnen das gesagt?“ fuhr Ignazia auf.

Mercedes lachte und schaute das Mädchen lange an mit stillem Vergnügen, wie eine Katze, die mit der Maus spielt.

„Glauben Sie, daß ich mit Señor Zamorano — oder Kallisto — wie Sie ihn lieber nennen — von solchen Geheimnissen spreche? Es ist so einfach, das zu wissen, liebe Ignazia, wenn man Sie und Herrn Zamorano kennt. Seine Ansichten sind auch die Ihrigen. Und Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen, denn Kallisto weiß seine Grundsätze trefflich zu bethätigen. Geradezu rührend ist die Art und Weise, wie er die alte Isa aufzurichten wußte.“

Ignazia horchte trotz ihrer Verwirrung neugierig auf. „Die Bettlerin Isa meinen Sie, die dem Trunke ergeben war?“ fragte sie mit Spannung.

„Ach, Sie kennen Isa's Lebensgeschichte nicht!“ rief Mercedes. „Sonst würden Sie anders von ihr sprechen. Es ist ein trauriger Roman, liebe Ignazia.“

Und Mercedes erzählte mit tiefer Empfindung die Schicksale Isa's. „Niemand hatte mit der armen Betrogenen ein werkthätiges Mitleid,“ schloß sie, „erst nach vierzig Jahren nahm sich Kallisto ihrer an. Das ist ein edler Charakterzug.“

Doña Ignazia sprang auf. Sie hätte jetzt rufen mögen: „Quält mich nicht ewig mit diesem edlen Kallisto!“ Da kam eben ihr Lorenzo, sie eilte ihm entgegen, wie um Schutz bei ihm zu suchen.

Doña Mercedes blickte ihr nach und lächelte zufrieden. Dann ging auch sie dem „Wachtmeister“ entgegen.

Sie änderte den Ton der Unterhaltung, plauderte lustig von allerlei Dingen, die Lorenzo am nächsten lagen, ließ sich von seinen Pferden, von den Puma- und Guanakojagden erzählen, und wußte Alles so hübsch einzuleiten, daß Lorenzo Overo erklärte, er würde sich erlauben, die Offiziere der Schwadron mit ihren Damen zu einer solchen Jagd einzuladen.

„Ich halte Sie beim Wort!“ rief Mercedes, indem sie sich erhob, um fortzugehen. „Wie ungalant ich gewesen bin,“ fügte sie mit dem reizendsten schelmischen Lächeln hinzu, „Sie so lange allein in Anspruch genommen zu haben, Señor Overo!“

Das gelbe spitzenbesetzte Kleid verschwand hinter der grünen Gartenhecke, und Ignazia ergriff die Hand Lorenzo's und preßte sie fest. Ach, man hatte sie heute so lange mit diesem Zamorano gequält, sie hätte sich Lorenzo an die Brust werfen und sich dort ausweinen mögen; aber Lorenzo stand in Gedanken versunken da; seine Augen hafteten noch immer auf der Hecke, hinter der Mercedes verschwunden war, und jetzt, da er den Händedruck spürte, rief er in seinem gewohnten Ton: „Sapristi, das ist ein Weib!“ und schaute zu seiner Ignazia hinab.

Diese ließ seine Hand los und sah ihn verwundert an.

„Ho, ho!“ rief er, „Du wirst doch nicht eifersüchtig werden, meine kleine süße Ignazia!“ Und da sie ernst blieb, fügte er scherzend hinzu: „Was sich liebt, das neckt sich. Nicht wahr? Warte, ich will Dich nächstens mit Deinem eiligen Ritt zu Kallisto Zamorano ärgern! — Aber halt! Ich muß zu ihm; der Arzt hat mir gesagt,

daß er heute seinen ersten Spaziergang im Garten machen darf. Da muß ich doch dabei sein. Ich komme bald wieder, mein Lieb!"

Er ging. Dort im Nachbarsgarten flatterte das gelbe Kleid, und Ignazia flüchtete sich allein in die Laube. Auch er begann sie mit Kallisto zu quälen!

„Sapristi, ist das ein Weib!" Diese Worte und dieser Ton. Wie leichtfertig das klang, und wie verlogen diese Mercedes war, wie sie mit dem „Wachtmeister" kokettirte!

Und nun hörte sie ihren Lorenzo rufen: „Kallisto, Du beneidenswerthester aller Menschen, eine Göttin leitet Deine ersten Schritte!"

Dann das helle Lachen der schönen Mercedes, und die harte Stimme Isa's: „Ja, Señor Overo, der liebe Herrgott hat uns diesen Sonnenschein in's Haus gesandt!"

Da hielt sich Ignazia die Ohren zu und floh aus der Laube in ihr Zimmer. Die lustigen Klänge des Lebens, das so frisch in ihrer Nähe dahinfloß, störten sie heute. Sie wollte allein sein mit ihren Gedanken, und da sie allein saß, dachte sie nach über den Roman, den sie heute gehört, und dessen tragisches Opfer die alte Isa war. Warum ergriff er sie so sehr, warum dachte sie immerfort an das Glück, welches Isa an der Seite des Mörders Alfonso genossen hatte? Dieser Roman hatte noch jemand Anders ergriffen, daß er der Bettlerin die Hand reichte, um sie aufzurichten. Edler Kallisto! Und darum wünschte er sie zu seiner Krankenpflegerin, da er gerettet wurde und selbst hilflos dalag mit zerschmetterten Gliedern und mit wundem Herzen. — Wundes Herz? War nicht auch Ig-

nazia's Herz wund, war nicht die Unruhe und der Schmerz über sie gekommen, ohne daß sie die Ursache desselben angeben konnte?

Früher als kleines Mädchen hatte sie nur den kleinen Kummer gekannt, den uns Jugendstreiche der Gespielen bereiten, und der Kummer war stets so rasch geheilt, da Kallisto sie so trefflich verstand. Jetzt brauchte sie Trost in einem wirklichen Herzeleid, und wo war der, von dem sie Trost und Glück erwartete? — „Sapristi. Ist das ein Weib!" Damit hatte Lorenzo ihren Händedruck erwiedert!

Ignazia biß sich auf die Lippen und schaute thränenden Auges zum Fenster hinaus auf die Kordilleren und die düstere Maipospitze. Wie ruht es sich wohl im Büßerschnee da oben mit wundem Herzen?

Sie konnte sich keine Antwort geben, denn draußen in Kallisto's Garten ertönte Harfenklang, und von den schönen Lippen der Doña Mercedes schallte ein sehnsüchtig-schwermüthiges Reiterlied bis in Ignazia's Kämmerlein.

Wen lockte die Sirene in ihre Netze? Lorenzo oder Zamorano? Jetzt kam der Refrain, und wessen Stimme war es, die feurig einfiel? Der wilde Lorenzo sang mit der schönen Mercedes.

Ignazia schlug das Fenster zu, daß die Scheiben klirrten und sank auf das Sopha, während sie in lautes Schluchzen ausbrach.

7.

Das Vaterland war gerettet. Der gefährliche Mann, der nach der Alleinherrschaft strebte, war in der Haupt-

stadt plötzlich am Schlagflusse gestorben. Don Diego Ramos athmete auf. Die blutige Revolution, die im Angesicht der ganzen Schwadron in San Carlos kein Kinderspiel gewesen wäre, war überflüssig geworden. Der Himmel hatte den Tyrannen gerichtet.

Schade nur, daß die braven Reiter wieder nach der Hauptstadt zurück beordert wurden. Man hatte sie so lieb gewonnen. Scheiden thut weh! hieß es jetzt und man wollte wenigstens durch ein Fest den Offizieren beweisen, wie sehr man sie schätzte. Lorenzo Overo war der Veranstalter desselben und lud die hervorragendsten Bürger und Offiziere mit ihren Damen zu einer großartigen Jagd auf Pumas und Guanakos ein.

Alles, was nur irgendwie zu der guten Gesellschaft von San Carlos zählte, nahm an diesem Feste Theil, selbst Don Diego bezwang sein Zipperlein, nur Kallisto Zamorano blieb daheim.

„Ich darf noch nicht reiten," erwiederte er, und man nahm Rücksicht auf ihn und ließ ihn in Ruhe.

Das war eine glänzende Kavalkade. Die Uniformen, die Mäntel der Gauchos, die wehenden Schleier der Damen! Wie dröhnte die Erde unter den Hufen der Pferde, da Lorenzo Overo auf einem feurigen Rappen voranstürmte! Wie lachte die Sonne so hell und freudig, da sie auf dieses Schauspiel hinabschaute.

Und es gab auch eine Königin des Festes. Allen voran stürmte Doña Mercedes auf einem Schimmel dahin, und überall jauchzten ihr die Gauchos entgegen, die unterwegs den Zug erwarteten. Fürwahr, eine Knospe nur

war Ignazia im Vergleich mit dieser Amazone. Und sie kam sich an diesem Feste wieder wie ein armes verlassenes Vöglein vor; denn Lorenzo war als Gastgeber mit seinen Pflichten zu sehr beschäftigt, als daß er an Ignazia hätte besonders denken können.

In den Vorbergen waren Zelte aufgeschlagen, in denen man die Nacht zubrachte, und am anderen Tage begann die Jagd auf das Gebirgswild. Doña Mercedes erlegte selbst ein Guanako. Unter jubelndem Beifall der Festtheilnehmer wurde sie zur Jagdkönigin ausgerufen, und sie nahm die Würde mit einer Rede an.

„Edle Söhne der Pampa," sprach sie, ihre Reitgerte schwingend, „es freut mich, daß ihr, die ihr Könige als Tyrannen hasset, bereit seid, das Joch einer Königin zu tragen. Ich nehme die mir angebotene Krone an, und mein erster Befehl soll der Verlängerung meiner Herrschaft dienen. Unter den treuen Unterthanen meines Reiches vermisse ich einen, den edlen Kallisto Zamorano, der um der Inkaschätze willen so viel Leid erduldet. Ich will seiner in Ehren gedenken und ihm zur Ehre hinaufreiten mit meinem königlichen Gefolge zum Büßerschnee, auf den er gefallen ist. Lorenzo Overo, Sie reiten voran!"

„Zu Befehl, Majestät!" rief Lorenzo, „aber vor der Nacht erreichen wir die Schneefelder nicht, und es ist kalt dort droben, also befehlen Eure Majestät Decken und Mäntel für die Damen mitzunehmen."

Ein schallendes Gelächter folgte auf diese Ansprache.

„Und sorge für den Durst der Herren, Lorenzo!" rief Don Diego. — — — — — — — — —

Hoch über den Anden stand der Mond und leuchtete auf ein Gespensterreich hernieder. Das weite felsige Hochplateau war mit ewigem Schnee bedeckt. Wind und Sonne hatten sich an dem Schnee erprobt und ihn seltsam geformt. Der Wind thürmte regelmäßige Schneewehen auf, und die heißen Strahlen der tropischen Sonne schmolzen ihn zum Theil. Unter der Wirkung der beiden Naturkräfte war aus dem Schneefelde ein Wunderfeld geworden.

Auf dem vielfach zerklüfteten Untergrunde erheben sich in langen Reihen sonderbare Gestalten, sie sind übermannsgroß und stehen da in den bizarrsten Stellungen. Im Mondesschein webt die Phantasie besser als im hellen Sonnenlicht, und im Mondesschein gewinnen auch die Schneeblöcke Leben und Form. Fürwahr, der Volksmund hat nicht Unrecht, da er diese sonderbaren Gebilde mit dem Namen „Büßerschnee" bezeichnet.

Dort steht eine Frau mit gesenktem Haupte, das aufgelöste Haar wallt auf ihre Schultern herab und sie kreuzt die Hände über der Brust; hier ein Mönch im langen weißen Gewande, mit herabwallendem weißem Bart. Hält er nicht den Rosenkranz in der Hand? Und die andere Gestalt? Kniet sie nicht und ringt die Hände empor zum Himmel? — Wie demüthig ist ihr Nachbar, er liegt zur Erde niedergestreckt, das Antlitz in den Falten seiner Mönchskutte verborgen!

Und wo wir hinblicken, überall neue Formen, überall neue Gestalten, und wenn wir wandern, so steigen sie zu Hunderten, Tausenden vor uns aus dem Erdboden. Wir fühlen uns in ein gespenstisches Reich versetzt, und eine

heilige Scheu umfängt uns. Kein Maler kann die Wirkung des Büßerschnee's festhalten, kein Dichter ihn beschreiben, denn die Seelen der Unterwelt, die leiden und hoffen, stehen hier leibhaftig vor unseren Augen.

Durch diese Geisterwelt wandert jetzt Ignazia im Gefolge der Königin des Festes. Dort unten brennen die aus Krüppelholz angefachten Feuer, und die Unterthanen der schönen Mercedes jubeln und trinken. Diese selbst aber will die Weihe des Büßerschnee's im blassen Mondesscheine genießen und durchwandert das Geisterreich, geführt von Lorenzo, begleitet nur von Ignazia.

Ignazia fröstelt und zieht den Mantel fester zusammen. Hu! wie schauerlich ist es auf diesen Höhen, wie herzzerreißend ist der Anblick dieser Büßergestalten der Berge! Sie klammert sich fest an Mercedes, und diese schaut das Mädchen an und lächelt, und ihr Auge blitzt so eigenartig auf.

„Ist es noch weit bis zu der Stelle, wo Zamorano stürzte?“ fragt sie ihren Begleiter.

„Noch eine Reihe dieser wunderlichen Schneehaufen, dann sind wir wohl da. Richtig, hier ist es, Doña Mercedes, hier habe ich ihn gefunden. Diesem Büßer ist er gerade auf den Kopf gefallen und dort ist er wohl sechzig Fuß hoch vom Abhang hinabgestürzt.“

„Ein grausiges Erwachen muß es sein, wenn man so von der Höhe stürzt und dann nur auf diese traurige Büßerschaar blickt, und daliegt mit zerschmetterten Gliedern!“ sagte sie leise. „Und er spricht, erzählt nichts davon. ‚Ich bin in den Büßerschnee gefallen,‘ sagte er, als ob das gar nichts weiter wäre! Ich dächte, hier müßte der Mensch, der sich hilf-

los fühlt, Höllenqualen erdulden; die Mutter geloben, für ihre Rettung ihr einziges Kind zu opfern; der Mann dem Glücke der Liebe entsagen. Und er berichtet nichts von den Schrecken, die er ausgestanden. Er war wohl bewußtlos, als Sie ihn fanden, Overo?"

„O, keineswegs," erwiederte Lorenzo, „er war bei Sinnen, ganz und voll. Er freute sich, da er mich sah, der ich wohl über vier Stunden nach ihm suchen mußte, mit der unverletzten Rechten preßte er meine Hand und hielt sie lange innig umschlungen, und auch einen Wunsch hatte er, er wollte den Gulpo haben, den erquickenden Trank aus Maismehl, den wir uns bereitet hatten und den ich in meinem Trinkhorn trug. Und er war glücklich, wie ein Kind, da er das Horn in seiner Hand hielt — er erzählte es mir später, daß er sich so sehr vor dem Verdürsten gefürchtet habe, obwohl Schnee in Hülle und Fülle um ihn lag. Hatte das Horn auch völlig geleert, als wir zurückkamen, ihn zu holen."

„Die Bergphantasien!" sagte Mercedes.

„Ja, Gehirnerschütterung, meinte der Arzt," erwiederte Lorenzo.

„Sie frieren, Ignazia. Sie zittern ja am ganzen Leibe," rief Mercedes. „Oder schaudern Sie vor diesem Ort zurück und vor dem Gedanken, an dieser Stelle mit zerschmetterten Gliedern zu liegen und dem Tod unter einer Legion büßender Seelen in's Auge zu schauen? Mich schaudert es auch. Kehren wir zurück zum frohen Leben, das hier ist die Unterwelt! Führen Sie uns wieder hinaus aus dem Reiche der Schatten, Overo!"

Schweigend verließen die drei den Büßerschnee. „Es ist nur Schnee, weiter nichts!“ rief Doña Mercedes, da das gespenstische Feld hinter ihr lag, „und wie mächtig wird davon unsere Phantasie ergriffen! — Arme Ignazia, sie wankt, sie wird beinahe ohnmächtig. Stützen Sie sie doch, Overo!“

Ignazia nahm die ihr gebotene Hand nicht an, sie rief heftig: „Ich danke, mich friert nur! Gehen wir schneller!“

An diesem düsteren Orte hatte sie die Lösung aller Räthsel gefunden, die sie in den letzten Wochen gequält hatten.

Kallisto war mit Absicht in die Tiefe gestürzt; er wollte sich das Leben nehmen, da sie seine Liebe nicht erwiederte! Im Büßerschnee war er erwacht und hatte hier seine Thorheit erkannt, hatte im blassen Mondesscheine unter den Büßergestalten der Berge ihr für ewig entsagt. O, jetzt verstand sie seine Worte: „Weib, versuche mich nicht wieder, damit ich Dich nicht hasse aus vollem, wundem Herzen!“

— — — — — — — — — — — —

Die Sonne ging auf, und durch die Pampa ritt die Jagdgesellschaft nach San Carlos zurück. Ignazia ritt neben ihrem Vater.

„Was fehlt Dir, Kind?“ fragte er, in ihr blasses Antlitz schauend.

„Es war zu viel. Ich bin müde, Vater!“ erwiederte sie.

An der Spitze des Zuges trabte neben der „Königin“ Lorenzo Overo. Die Sonne verklärte mit ihren purpurnen

Strahlen das schöne Antlitz der Amazone. Lorenzo schaute sie unverwandt an, und sie, gleichfalls müde und halb schlummernd, nickte ihm lächelnd zu. Da faßte Lorenzo Muth und ritt näher an seine Dame heran und flüsterte ihr in's Ohr: „O, welch' ein unsterbliches Glück wäre es, Doña Mercedes, das ganze Leben so an Ihrer Seite reiten zu dürfen!“

Doña Mercedes lachte leise auf; dann hielt sie, wie erwachend, ihren Schimmel an und sprach: „Señor Overo, ich darf Sie nicht länger in Anspruch nehmen; ich will mich von meinem Bruder begleiten lassen; es ist wirklich die höchste Zeit, daß Sie an der Seite Doña Ignazia's reiten!“

Sie schwenkte ab und gesellte sich zu dem Obersten. Lorenzo aber gab seinem Pferde die Sporen, und indem er Doña Ignazia zu erreichen suchte, murmelte er zwischen den Zähnen: „Sapristi, ist das ein Weib!“

8.

Mit Blumengewinden waren die Häuser von San Carlos geschmückt, denn heute rückte die Schwadron ab.

Doña Mercedes stand auf der Veranda des Hauses Zamorano's und hielt in ihrer Hand die Rechte des ernsten blassen Mannes. „Señor Zamorano,“ sagte sie; „wir Beide haben uns leicht und schnell erkannt. Ich wußte, was Sie bezweckten, und Sie wußten auch, was ich zu erstreben suchte. Das Schicksal hat eine friedliche Wendung herbeigeführt, und ich habe kein Interesse mehr daran, daß der

Führer der revolutionären Kavallerie mir Gehorsam schwört. Der Don Juan von San Carlos hat eine derbe Lehre erhalten, er mag sich trösten, so gut es geht. Aber, Señor Zamorano, ich habe eigentlich zu Ihrem Vortheil gearbeitet. Das Strohfeuer der Neigung Ignazia's zu dem kühnen ‚Wachtmeister‘ ist in den kalten Höhen des Büßerschnee's erloschen. Ihre Schülerin bleibt Ihnen erhalten, und Sie brauchen sich nicht mehr mit düsteren Gedanken zu tragen, wie damals auf den Höhen des Maipo.“ Sie lachte. „Das ist mein Quartiergeld, Señor Zamorano! Vielleicht sehen wir uns noch einmal im Leben.“

Er erwiederte nichts und dankte nicht, so daß Doña Mercedes sich verletzt fühlte und nach leisem Händedruck zu ihrem Wagen eilte.

Vor diesem hielt auf seinem Rappen der „Wachtmeister“ Lorenzo Overo. Er konnte sich die Ehre nicht versagen, die schöne Frau noch ein Stück Weges zu begleiten. Er sah nicht, daß hinter den Fensterscheiben des Nachbarhauses ein blasser Mädchenkopf lehnte, und ein Paar dunkle Augen düster nach ihm schauten.

Nun war es wieder still geworden in San Carlos, und der Rappe Overo's hielt wieder öfters vor dem Hause Don Diego's, aber der Reiter wurde kühler empfangen.

„Du zürnst mir, meine kleine Ignazia?“ fragte Lorenzo. „Ach verzeihe, es war nur ein kleines Intermezzo ohne ernsten Hintergrund. Vergessen wir dies Teufelsweib, das ein geborener Rittmeister ist. Leben wir für uns, mein holdes Lieb. Das Prüfungsjahr ist in einigen Wochen zu Ende!“

Doña Ignazia erwiederte nichts; aber in ihren Augen blitzte es heiß auf; ihr südliches Blut wallte; sie konnte das „Teufelsweib“ nicht vergessen. Und als Lorenzo Overo zärtlich werden wollte, entwand sie sich seiner Umarmung und sprach hart: „Wir sind noch nicht Brautleute, Lorenzo!“

„Ich verstehe!“ rief er, sich auf die Stirn schlagend. „Strafe muß sein. Du hast Recht. Ich will mich fügen und Buße thun. Auf Wiedersehen, mein kleiner Trotzkopf!“

Er ritt von dannen, Ignazia aber ging in den Garten. Dort stand die alte Isa am Gartenzaun.

„He, Doña Ignazia,“ rief sie; „er nimmt mich mit; ich gehe mit ihm in die Hauptstadt; wir haben das Gut verpachtet. Nun, für ein Paar wie Señor Zamorano und Doña Mercedes bietet ja San Carlos gar nichts; sie gehören in höhere Kreise. Und wie geheim sie dies abgemacht haben! Man kann es nur ahnen!“

„Es freut mich, daß er glücklich wird,“ erwiederte Ignazia tonlos, aber die alte Isa hatte mit ihrer jungen Nachbarin kein Erbarmen.

„Señor Overo hat ihr vergeblich die Kur gemacht! Ha, ha, wird der sich ärgern, wenn Pater Aloyso das Aufgebot von der Kanzel verlesen wird!“

Da zuckte das Mädchen zusammen, aber es erhob stolz den Kopf und sagte in bestimmtem Tone: „Vergiß nicht, mit wem Du sprichst, Isa. Du nimmst Dir etwas heraus, was Dir nicht zusteht.“

Ignazia ging, die alte Isa aber murmelte: „Sie wird noch stolz! Aber gesessen hat der Hieb.“

— — — — — — — — — — — —

Wie langsam flossen jetzt die letzten Wochen und Tage des Prüfungsjahres dahin. Ignazia war still und ruhig, und ein ernster Entschluß malte sich in ihren Zügen. Overo kam, aber sie sprach ihn niemals ohne Zeugen und zog sich bald zurück unter dem Vorwande, daß sie sich krank oder müde fühle.

Nun waren es noch drei Tage, bis Lorenzo seinen Antrag wiederholen durfte, und morgen wollte Kallisto seinen Abschiedsbesuch bei Don Diego machen. Da kam am späten Abend Don Diego ganz unerwartet zu seinem Nachbar.

„Freund Kallisto," rief er, „Du mußt mir vor Deiner Abreise helfen. Es ist Schreckliches geschehen!"

Kallisto horchte auf. „Gern, Don Diego," erwiederte er, „ich will thun, was in meinen Kräften steht, obwohl ich gerade jetzt mein Geld brauche."

„Ach was!" fiel Don Diego ein. „Das ist es nicht! Es ist wegen meiner Ignazia!"

Kallisto faltete die Stirn; Diego aber fuhr fort, indem er sich setzte: „Was soll nun werden, Kallisto? Heute Nachmittag erklärt mir mein Töchterlein, daß sie Lorenzo nicht mehr empfangen werde, ich soll ihm sagen, sie wolle ihn nicht! Dich will sie auch nicht; Du sie gleichfalls nicht, denn Du fährst ja der schönen Wittwe nach. Was soll ich nun thun? Ich habe bis jetzt immer gedacht: Kallisto oder Overo! Und nun ist es weder Kallisto noch Overo — ich bleibe zwischen zwei Stühlen sitzen."

Kallisto schaute erstaunt zu dem Alten auf. Daß er Doña Mercedes nachfahre, war ihm neu; man erfährt ja den Klatsch, der uns betrifft, zu allerletzt, wenn ihn längst

die Spatzen vom Dache herunterpfeifen. Daß aber Ignazia jetzt Lorenzo einen Korb geben wollte, befremdete ihn noch mehr. Sollte die Mittheilung der Doña Mercedes wahr sein? Sollte Ignazia ihn lieben? Sein Herz begann stürmisch zu pochen, aber nur einen Augenblick dauerte die Erregung, er kämpfte sie sofort nieder; dort droben im Büßerschnee war er seiner unseligen Leidenschaft Herr geworden.

„Was soll ich dabei thun?“ fragte er jetzt kühl Don Diego.

„Wende doch Deinen alten Einfluß an,“ rief der Vater Ignazia's. „Lorenzo liebt sie, mag sie ihn nehmen, rede ihr zu, denn sieh, ich werde alt, und man kann nicht wissen, ob das Zipperlein eines schönen Tages nicht an's Herz kommt, und dann steht sie schutzlos in der Welt.“

„Das geht nicht!“ erwiederte ernst Kallisto. „Bedenke, Don Diego, seit einem Jahre ist zwischen mir und Ignazia das Tischtuch zerschnitten. Wir kennen uns fast gar nicht mehr. Wie sollen wir da von Herzensangelegenheiten sprechen.“

„Du willst es nicht!“ rief Don Diego ärgerlich. „Ich habe es mir gedacht. Kallisto, es ist ein Unglück, eine Tochter zu haben. Zehn Jungen sind leichter zu versorgen, als ein Mädchen! So mag sie denn eine alte Jungfer werden oder in's Kloster gehen. Ich habe meine Pflicht gethan und will mich nicht ärgern!“

Er ging fort, auf dem Nachhausewege schwenkte er aber in's Wirthshaus ab, um seinen Kummer zu lindern.

9.

„Señor Kallisto Zamorano!“ meldete die Dienerin.

Doña Ignazia stand allein im Zimmer. Der Vater war am Morgen in übler Laune gewesen und hatte beim Fortgehen erklärt, er werde nicht zu Hause speisen; er könne seine ungehorsame Tochter nicht sehen.

Sollte Ignazia sich krank stellen und Kallisto nicht empfangen? Es ging nicht an, es war ja ein Abschiedsbesuch. So tief durfte sie den Jugendfreund nicht kränken. „Ich lasse bitten,“ erwiederte sie kurz.

Dann setzte sie sich in einen Lehnstuhl, der im Schatten von Topfpalmen und Oleandern stand. Sie preßte die Hand auf die Stirn und nahm den Fächer. „Hoffentlich wird er nur ein paar Minuten bleiben, ein paar höfliche Wünsche und — dann ist es vorbei — für immer!“

Kallisto trat herein und grüßte; Ignazia wollte sich erheben, aber sie war wie gelähmt, sie konnte ihm nur zunicken und mit dem Fächer auf einen Sessel ihr gegenüber weisen. „Ich komme, um Abschied zu nehmen, Doña Ignazia,“ begann er mit ruhiger Stimme. „Ein sonderbares Gefühl beherrscht uns, wenn wir von der Heimath scheiden. Das muß ich jetzt empfinden. Es ist, als ob wir aus dem alten Leben in ein neues gingen, und wir rechnen ab mit der Vergangenheit.“

Doña Ignazia zuckte zusammen. Ein tieftrauriges Weh klang aus seinen Worten. Und was wollte er mit der Abrechnung? Sie senkte den Blick.

Zamorano war ihr Zusammenzucken nicht entgangen, und er fuhr fort: „Vielleicht habe ich mich falsch aus-

gedrückt. Wir rechnen ab nicht als Gläubiger, sondern als Schuldner, denn die Heimath, in der unsere Wiege stand, in der wir unsere goldene Jugend verlebt haben, ist unsere größte Wohlthäterin, deren Werth wir erst fühlen, wenn wir sie verlieren müssen."

„Müssen?" unterbrach ihn Ignazia. „Wer zwingt Sie dazu, Señor Zamorano?"

„Auch unser freier Entschluß gehorcht einem inneren Zwange," erwiederte er. „Doch ich will mich kurz fassen. Beim Scheiden auf Nimmerwiedersehen möchte man im Frieden scheiden, an der Stätte, die als geweiht in unserer Erinnerung fortleben soll, keine Schatten des Mißverständnisses, geschweige denn Haß und Zorn zurücklassen. — Doña Ignazia, wir sind jahrelang Freunde gewesen, meine Schuld war es, daß im letzten Jahre harte Worte zwischen uns gefallen sind. Ich habe es jetzt eingesehen, ich hätte klüger sein und mich mehr beherrschen sollen. Die echte Freundschaft wäre es gewesen, wenn ich an Ihrem neu aufgeblühten Herzensglück freudigen Antheil genommen hätte, anstatt es durch niedrige Selbstsucht zu trüben. Sie verstehen mich, Doña Ignazia! Ich scheide von Ihnen ohne Groll und mit den aufrichtigsten Wünschen, daß Sie glücklich, wahrhaft glücklich werden mögen!"

Er stand auf und streckte ihr die Hand entgegen. Aber Ignazia maß ihn mit funkelnden Blicken. Dieser Hohn und diese Heuchelei! Eilte er nicht ungeduldig in die Arme jener Mercedes, die Jedermann in San Carlos bezaubert hatte? Wollte er nicht dieses „gefallsüchtige Weib" heirathen? Und wußte er nicht in diesem Augenblick, daß

sie mit Lorenzo gebrochen, daß sie diesen Ritter der Doña Mercedes nur noch verachtete? War nicht ihr Vater zu ihm gegangen? War sie denn in seinen Augen noch immer das einfältige Kind?

Ihre Lippen bebten, als sie ihm zur Antwort gab: „Fahren Sie wohl, Señor Zamorano. Ich danke Ihnen für Ihre Glückwünsche und erwiedere sie mit gleicher Wärme. Und es freut mich — als Ihre Jugendfreundin — zu wissen, daß in Ihrer neuen Heimath Ihr Glücksstern Sie erwartet; ich wünsche Ihnen alles Gute an der Seite der lieben und geistvollen Mercedes. Und bitte, grüßen Sie die Dame von mir, und sagen Sie ihr den herzlichsten Dank dafür, daß es ihr gelungen ist, Sie glücklich zu machen."

„Ignazia!" rief Kallisto erstaunt.

Sie aber achtete nicht auf seinen Ruf, sondern sprang auf und rief leidenschaftlich: „Sagen Sie ihr, bitte, daß ich jetzt ruhig zu dem Maipo hinaufblicken kann. Der Schatten des bleichen Mannes, der dort vor meinen Augen wandelte, ist verschwunden. Ich habe erst später verstanden, warum sie mich dorthin im blassen Mondesscheine hinaufführte, aber ich weise ihren Verdacht und ihre Anklage zurück. Wer weiß, was dort den starken Mann zum Sturz veranlaßte — ich — ich war zu gering, um seine Ruhe zu erschüttern. Des Indianermädchens wegen wollte er nicht sterben! — Und so fahren Sie wohl! Sie lassen, was mich anbelangt, keinen Schatten, kein Mißverständniß in der Heimath zurück. — Sie verstehen mich, Señor Zamorano!" fügte sie noch bitter auflachend hinzu und streckte ihm die Hand entgegen.

Kallisto ergriff jedoch die ihm dargebotene Hand nicht. Er hatte das Haupt tief gesenkt, und seine Augen hafteten fest auf dem Boden. Doña Ignazia betrachtete ihn mit verwunderten Blicken. Das war nicht der stolze Kallisto Zamorano. Der Mann stand dort wie niedergeschmettert, wie eine der weißen Büßergestalten auf den stillen Höhen der Berge. Worüber grübelte er nach?

Ignazia's ausgestreckte Rechte sank langsam zurück, und das Mädchen schauerte zusammen, wie damals, wo er ausgerufen hatte, „Weib, versuche mich nicht wieder, daß ich Dich nicht hasse aus vollem, wundem Herzen!“ Und sie erschrak bei diesem Gedanken. Hatte sie ihn nicht in Versuchung geführt, hatte sie nicht in diesem Augenblick unbedacht alte vernarbte Wunden aufgerissen?

Sie fühlte, daß ihre Kraft sie verließ und rief: „Gehen Sie! Gehen Sie! Es ist genug, Kallisto!“

Aber er blieb stehen, und indem er müde das Haupt erhob, fragte er mit schmerzlichem Tone: „War es darum, Doña Ignazia, daß Sie die Liebe zu Overo vergessen haben? Ist sie darum wirklich wie schwaches Strohfeuer in den kalten Höhen des Büßerschnee's erloschen?“

„Was fragen Sie, was quälen Sie mich?“ rief das Mädchen in Verzweiflung. „Haben Sie mit dem Schmerz anderer Herzen kein Erbarmen? Gehen Sie!“

Er schaute sie lange an und sprach dann dumpf: „Ihr Glück muß ich Ihnen wiedergeben — ich muß es thun. Mit Lügen will ich nicht scheiden. Lernen Sie mich hassen, verachten, dann wird Lorenzo's Gestalt wieder wie ein Engel an Ihrer Seite stehen. Hören Sie die Wahrheit, Ignazia.“

Sie schloß ihre Augen und faltete krampfhaft die Hände zusammen. Mußte sie ihn anhören? Sie hätte fliehen mögen, aber ihre Füße waren schwer wie Blei, und eine unsichtbare, dämonische Macht bannte sie in seine Nähe.

„Ignazia," hörte sie ihn sprechen, „ich muß Dich zurückführen in die Zeit vor einem Jahre, Dich erinnern an den Tag, da meine schönsten Träume, meine stolzesten Hoffnungen auf Glück durch ein Wort von Dir zerstört, in ein leeres Nichts verwandelt wurden! Wie schauerlich waren jene Tage, in denen ich mich so grenzenlos elend fühlte und doch zu stolz war, mein Leid und Weh der Welt zu zeigen. Die Liebe, nein die heiße Leidenschaft zu Dir konnte ich nicht niederkämpfen. Wie sehr ich mich bemühte, Dich zu vergessen, um so lebhafter stieg Dein Bildniß in meinen Träumen auf, und ich haßte Overo, ich haßte ihn mit jedem Tage mehr. Kennst Du, Ignazia, die Lebensgeschichte der alten Isa?"

Ignazia hob erschrocken ihre Augen zu Kallisto auf, und dieser fuhr fort: „Dein Blick sagt mir Alles. Du kennst sie; ich habe sie erst an dem Sonnabend vor der Maipobesteigung aus ihrem Munde gehört! Welchen Sturm hat die Erzählung der Bettlerin in meinem Herzen erregt! Alfonso schien mir beneidenswerther als Rupperto. Mein Gewissen sträubte sich, da kam die günstige Gelegenheit; wir sollten Beide allein in menschenleerer Wildniß wandern! Die Gelegenheit macht den Dieb; die Gelegenheit macht auch den Mörder. Ja — bedecke Dein Antlitz, Ignazia. — Alles war für mich so günstig. Hatten wir nicht zusammen gebeichtet und nach dem heiligen

Abendmahle uns Treue geschworen? Wer hätte gewagt, gegen mich Anklage zu erheben, wenn ich allein wiederkam? Niemand, nur Du allein! Erinnerst Du Dich unseres Abschieds vor Teofilo's Hütte? Ich schwankte damals nicht mehr, ich sah, wie Lorenzo Dich küßte. „Zum letzten Mal!“ schrie es wild in meinem Herzen auf, und unterwegs gestand er mir in jubelnder Aufwallung des Herzens, daß es der erste Kuß gewesen war.

Endlich waren wir allein, seit Stunden allein. Am späten Nachmittage hielten wir Rast an einer Quelle. Ich bereitete aus gebranntem Maismehl den erfrischenden Gulpo und füllte mit ihm unsere Hornflaschen. Lorenzo schlummerte müde neben mir. Ignazia, ich war der feigsten That fähig. In diesem Augenblicke mischte ich mitgenommenes Gift in sein Trinkhorn —“

„Du lügst!“ rief Ignazia auffahrend. „Das ist nicht wahr. Du, Kallisto, Du hast das nimmer gethan. Widerrufe es!“

Er aber schüttelte traurig das Haupt. „Ich kann es nicht widerrufen. Ich war im Wahn, im schlimmsten Wahn befangen — ich hatte die Ehre und die Ruhe des Gewissens für einen Besitz geopfert, der mir doch voll und ganz niemals zu Theil werden konnte. — Wir brachen auf, ich schritt voran, aber ich verfehlte den Weg. Ich wollte ja die Maipospitze gar nicht erreichen. Ich schaute mich immer um, das Trinkhorn hing an seiner Seite. Dürstete es ihn immer noch nicht? Ich blickte verstohlen hinter mich, achtete nicht auf den Pfad, und da verlor ich den Boden unter den Füßen und durch den jähen fürchterlichen Sturz die Besinnung.“

Kallisto athmete schwer und wischte Schweißperlen von seiner Stirn, Ignazia aber saß gebeugt, sie hatte den rechten Arm auf die Stuhllehne gestützt und mit der rechten Hand ihre Augen bedeckt, während ihre Linke regungslos herabhing. In ihrem Antlitz gab es keinen Tropfen Blut, und die bleichen Lippen waren fest aufeinander gepreßt.

„War das ein Erwachen!" fuhr Kallisto fort. „Ich konnte mich nicht regen, ich blickte um mich, war ich im Traum? Diese weißen Gestalten rings um mich herum, in ihrer Haltung, in ihren Zügen überall Leid, Weh und Verzweiflung, überall ringende Hände, gebeugte Kniee, wallendes Haar — Gesichter in Schmerz aufgelöst und von Jammer entstellt! War ich an den Ort gelangt, in dem die Seelen der Sünder weilen, die Seelen Derer, welche schwere Schuld auf sich geladen haben? Allmählig erlangte ich Klarheit über meine Lage. Unter tausend Schrecken, während der Mond gespensterhaft über dem zu Eis erstarrten Geisterreiche aufging, nahm ich wahr, daß ich Arm und Bein gebrochen, daß ich hilflos dalag. Nach und nach stieg in meinem Geiste die Erinnerung auf von dem hellen lichten Tag, aus dem ich gestürzt war in die grausige finstere Tiefe. Dort oben wandelte mein Kamerad, hatte er mich stürzen sehen? Würde er den Abstieg finden, mir die rettende Hand entgegenstrecken? Da blieb mein Herz still stehen. Ich sah ihn trinken — ich sah ihn fallen. ‚Veruchter!' schrie es in mir auf, ‚hast Du vergessen, daß Du Deinen Bruder vergiftet hast? Ohne Zeugen wähntest Du zu sein? O nein, über diesen hohen Bergen wacht das Auge des gewaltigen,

gerechten Richters — und Mörder, Du bist schon gerichtet! Lebendig in dem Geisterreiche des Büßerschnee's begraben!' — Ignazia, in jenen qualvollen Stunden habe ich an Dich gedacht und gelobt und geschworen, im Angesicht Gottes, im blassen Mondenscheine, auf alles Glück auf Erden zu verzichten, wenn der Allmächtige mit mir Erbarmen haben wollte, wenn Lorenzo am Leben bliebe. Niemals habe ich so heiß gebetet, wie in jener elendesten Nacht meines Lebens.

Und er hat Erbarmen gehabt, der Allbarmherzige, der uns warnt, bevor wir ganz und gar verderben. Mein Retter erschien, und ich hielt das Trinkhorn in der Hand. Und während er zu Teofilo ging, hielt ich die Giftflasche fest in den Händen und rang mit einer neuen Versuchung.

'Elender, feiger Bube, mach' ein Ende Deinem unwürdigen, besudelten Leben!' flüsterte mir mein böser Dämon zu. Aber ich widerstand der Versuchung, und das Gift zerrann in dem Schnee, auf dem ich lag.

Alles Uebrige weißt Du, Ignazia! Jetzt weißt Du auch, warum ich die Heimath verlasse, warum ich diese Berge nicht sehen darf. Furien peitschen mich von hier hinweg! Und sonnenlos, düster ist meine neue Heimath, in die ich ziehe, wie die alte kalt und finster geworden ist. Wie kann dieses Herz noch Liebe fühlen? Nicht in Mercedes' Arme eile ich; ich flüchte mich in das Getümmel des Lebens, um die Stimme des Gewissens zu übertäuben, ich stürze mich in den Kampf, bis ich falle und mein Verbrechen gebüßt habe. — Jetzt kennst Du mich, Ignazia, kein Mißverständniß liegt mehr zwischen

uns. Dafür gähnt die Kluft, welche die Gerechten von den Ungerechten scheidet. Du mußt mich hassen, verachten — thue es, und werde glücklich an der Seite Deines Lorenzo."

Er schwieg und sie saß starr wie beim Beginn seines Geständnisses.

„Werde glücklich und lebe wohl auf immerdar!" sprach er noch einmal. Dann ging er langsam, lautlos hinaus.

Stille herrschte im Zimmer, und Ignazia erhob langsam ihr Haupt; ihre Augen waren geschlossen, aber ihre Lippen murmelten: „Kallisto!"

„Kallisto!" sprach sie lauter und schlug die Augen, in denen Thränen perlten, auf, aber er war nicht mehr da.

Sie streckte ihre Hände aus nach der Stelle, wo er gestanden, und brach in ein lautloses, krampfhaftes Schluchzen aus.

— — — — — — — — — — — —

„Kallisto! Was soll das heißen?" rief Don Diego, indem er mit hochrothem Gesicht am anderen Tage um die Mittagsstunde in das Zimmer Zamorano's stürzte. „Das ist Alles gut und schön! Aber meine Ehre braucht dabei nicht bloßgestellt zu werden."

Kallisto wurde bleich. „Was ist geschehen, Don Diego?" fragte er.

„Da fragt er noch!" rief der Bürgermeister. „Ich bin in's Wirthshaus gegangen, denn ich wollte mich mit Lorenzo nicht herumärgern. ‚Schick' ihn selbst fort! Hast ihn ja früher haben wollen!' Hab' ich zu meiner Doña gesagt. Ich sitze nun in bester Unterhaltung beim süßen

Priorato, da stürzt Señor Lorenzo in die Stube, setzt sich an den Tisch und fährt mich an: ‚Alles in Ehren, Don Diego! Aber etwas mehr Rücksicht habe ich doch verdient. Komme ich da zu Doña Ignazia, um nach dem sauren Prüfungsjahr ihre Einwilligung zu holen, und Sie sind nicht da, und Ihre Tochter erklärt mir in Gegenwart Pater Aloyso's, sie bedaure, mich abweisen zu müssen, sie werde Señor Kallisto Zamorano die Hand am Traualtare reichen! Das ist ja reiner Spott und Hohn! Ich danke schön für diese Behandlung; ich reite fort nach der Hauptstadt und werde Soldat. Ich pfeife auf dieses Nest von San Carlos.‘ Und in diesem Tone ging es weiter. Ich war wie aus Wolken gefallen! Gestern wolltest Du noch nicht anbeißen, und heute erklärt Ignazia, sie werde Deine Frau werden. Soll ich alles Ansehen in der Stadt verlieren; ich bitte um Aufklärung, Señor Kallisto Zamorano."

Kallisto stand wie im Traum versunken da.

„Jetzt ist wirklich keine Zeit zum Schweigen!" polterte Don Diego. „Was bedeutet das Alles? Ich verlange Aufklärung!"

Und drohend stand der Alte vor dem jungen Manne, der sich immer noch nicht fassen konnte.

„Es ist wirklich —" stotterte er. „Verzeihe, Don Diego — ich muß mit Ignazia sprechen!"

„O!" rief Don Diego wüthend. „Sprechen Sie nur, Señor, sprechen Sie auf der Stelle. Kommen Sie mit!" Und er faßte ihn beim Arme und führte ihn in sein Haus.

Auf der Veranda ließ er sich auf eine Bank nieder und faßte sein schmerzendes Knie mit beiden Händen.

„Sie ist auf ihrem Zimmer!“ rief er. „Gehen Sie nur hinein und sprechen Sie mit meiner Tochter; ich warte hier, und wissen Sie, ich verstehe solche Scherze nicht!“

Kallisto trat in's Haus, aber schon im Empfangszimmer kam ihm Ignazia entgegen.

„Ignazia!“ rief er schmerzlich und vorwurfsvoll.

Sie aber lachte unter Thränen und sprach, indem sie seine beiden Hände faßte: „Was sollte ich thun, Kallisto? Dir nachlaufen? Da hättest Du als strenger Lehrmeister gesagt: das schickt sich nicht für die künftige Señora Zamorano. Du ließest mir keinen anderen Weg zu Deinem Herzen. Frei und offen mußte ich mich vor aller Welt als die Deine bekennen, als Dir gehörend mit Herz und Seele, und ich wußte, daß Du kommen würdest.“

„Ignazia,“ sprach Kallisto düster, „Du bedenkst nicht, was Du thust —“

Aber sie schloß ihm die Lippen, indem sie sich an seinen Hals warf, und ihm in's Ohr flüsterte: „Später, später, Kallisto, will ich Dir Alles anvertrauen, wie heiß ich Dich geliebt, ohne es zu wissen, Du bester, edelster der Männer. O, ich habe so viel gelitten, und ich verstehe jetzt Deine heiße Leidenschaft. Durch mich bist Du Armer so tief unglücklich geworden. Wirst Du lachen können, wenn ich mit Dir lache — so herzensfroh, wie in früheren glücklichen Jahren. Wirst Du es?“

Und sie schaute mit glückstrahlenden Augen zu ihm auf, und er lächelte unter Thränen, und sie umschlang von Neuem seinen Hals.

Der erste erlösende Kuß brannte auf seinen Lippen.

— — — — — — — — — — — —

Lorenzo hat sich besonnen. Er ist nicht nach der Hauptstadt gegangen und Soldat geworden, sondern geblieben, was er war: der tolle Anführer der Gauchos und Don Juan von San Carlos. Weder Doña Ignazia noch Zamorano hat er die gehabte Enttäuschung nachgetragen. Das glückliche Paar hat keinen treueren Freund als ihn.

Die schöne Doña Mercedes ist noch immer die Königin aller Feste in der Hauptstadt. Die kluge Wittwe gedenkt sich nicht wieder zu verheirathen.

Ein Genie im Schlafrock.

Aus dem Leben eines großen Mannes.

Von

Klara Reichner.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt keinen großen Mann vor seinem Kammerdiener! heißt es, oder mit anderen Worten: Mancher ist ein Wundermann, ein Held gewesen, ein Genie, an dem seine Frau und seine Dienstboten so viele menschliche Schwächen gewahrten, daß sie darüber seine sonstige Größe ganz vergaßen. In diesem Sinne ist es richtig, daß nur wenige Menschen von ihren Bedienten bewundert worden sind!

Wie dem nun auch sei, jedenfalls ist gewiß, daß gerade das Privatleben eines großen Mannes eine ungemeine Anziehungskraft besitzt, und daß man zuweilen wißbegieriger den Einzelnheiten desselben lauscht, als den Studien- und Ruhmesweg verfolgt, den der Betreffende zurückgelegt; denn das Genie gleichsam im Schlafrock zu betrachten, pflegt einen eigenen Reiz zu besitzen.

Fast ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit zu Kopenhagen im Erdgeschoß von Charlottenburg, einem Schlosse, das der königlichen Akademie der Künste ein-

geräumt worden, ein Mann lebte, dessen Ruf und Ruhm nicht nur in seinem dänischen Vaterlande widerhallt, sondern auch mit mächtigem Klang die ganze Welt erfüllt, denn unsterblich durch seine Werke ist der Name des großen Bildhauers Thorwaldsen.

Die Kindheits- und Jugendjahre dieses berühmten Künstlers zu verfolgen, soll nicht der Zweck dieser Skizze sein; es darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß Bertel Thorwaldsen als das einzige Kind eines armen Bildschnitzers, welcher aus Island stammte, 1770 zu Kopenhagen das Licht der Welt erblickte, daß er seine Kindheit und Jugendjahre in großer Dürftigkeit verlebte, und daß er im Alter von ungefähr elf Jahren durch einen Freund des Hauses, der des Knaben Anlagen entdeckte, Gelegenheit erhielt, die Zeichenschule der Akademie als Freischüler zu besuchen. Bald machte der dürftig gekleidete, hochaufgeschossene Knabe mit dem unordentlichen blonden Haare so überraschend große Fortschritte, daß er das Interesse seiner Lehrer und anderer Gönner erregte, und nun ging es schrittweise, im steten Kampf mit Noth und Sorgen, wenn auch ermuntert durch allerlei Auszeichnungen, vorwärts, bis ein Reisestipendium ihm einen Aufenthalt in Italien ermöglichte. Dieser Aufenthalt dauerte gegen alles ursprüngliche Erwarten, trotz der Sehnsucht seiner Mutter und des Grolles seines Vaters, vom Frühjahr 1796 bis zum Sommer des Jahres 1819, also über 23 Jahre! Als gereifter Mann erst kehrte Thorwaldsen zurück in seine Heimath, wo seine Eltern inzwischen gestorben waren, nachdem er im Auslande —

denn bekanntlich gilt der Prophet nichts in seinem Vaterlande — der Stolz Dänemarks geworden.

Als berühmter Mann kehrte er von Rom nach Kopenhagen zurück, um dort vorübergehend ein Jahr seinen Wohnsitz aufzuschlagen, empfangen mit Huldigungen aller Art, überhäuft mit Titeln und Ehren, und doch nimmermehr vergessend, daß er aus Armuth und Dürftigkeit sich im wahrsten Sinne des Wortes emporgekämpft, und daß eine lange, dornenvolle Künstlerlaufbahn, fern von der Heimath und den Seinen, ihn trotz alles Fleißes und Ringens noch nicht einmal soweit gebracht hatte, für seine armen alten Eltern etwas thun zu können.

So im steten Kampfe mit des Lebens Noth und Sorge, hatte Bertel Thorwaldsen des Lebens Höhe schon erreicht, bevor er endlich an die Stelle kam, die ihm gebührte, indem er einen Ehrenplatz in seinem Vaterlande erhielt, und doch vergingen wieder Jahre — theilweise in Rom, theilweise auf Reisen zugebracht — bis der berühmte Mann, nachdem ganz Europa schon durch Werke seiner Hand geziert war, als Greis erst bleibender Bewohner seiner Vaterstadt Kopenhagen wurde. Dort lebte er nur noch 4½ Jahre — von 1839 bis zu seinem Tode.

Diese seine letzte Lebenszeit ist es, die Zeit, zu welcher er auf dem Zenith des Ruhmes, umgeben von Verehrung und von Wohlstand sich befand, die wir zu einem Blicke hinter die Kulissen benützen wollen, indem wir dem damaligen „Konferenzrath, Direktor der königlichen Akademie der schönen Künste, Ordensritter des Danebrog u. s. w.“

in seiner Häuslichkeit zu Schloß Charlottenburg einen Privatbesuch abstatten.

Der berühmte Künstler besaß dort ein echtes, rechtes Junggesellenheim, um so origineller, weil es das eines großen Mannes war; auch der bewußte Kammerdiener, vor dem es keinen großen Mann geben soll, war vorhanden in Gestalt von Thorwaldsen's treuem Wilckens. Dieser Wilckens war in der That das Faktotum seines Herrn, obwohl er verheirathet war, und in dessen Wohnung mit seiner Frau einen eigenen Haushalt führte. Letzterer Umstand veranlaßte eines Tages Thorwaldsen, ihm den Vorschlag zu machen, daß Frau Wilckens ihn Mittags fortan mit beköstige, weil die beständigen Einladungen zum Speisen ihn fast immer am Besuche des Theaters hinderten, für das er eine große Vorliebe besaß.

Mit Freuden ging das Ehepaar Wilckens darauf ein und that alles Mögliche, um Thorwaldsen's Wünsche zu erfüllen; das aber gerade war es, was dem bescheidenen Thorwaldsen mißfiel, weil er befürchtete, den stillen, schlichten Leuten zu viel Plage und Unruhe zu verursachen. Er fragte also seinen Diener, ob er nicht lieber an dessen eigenem Familientische mitessen könne, damit Frau Wilckens weniger Mühe habe. Wilckens versuchte allerlei Ausflüchte, aber sein Herr gab nicht nach, und so mußte der Diener denn endlich Farbe bekennen, und mit dem wahren Grunde seiner Weigerung herausrücken.

„Was glauben Sie wohl, Herr Konferenzrath, was die Leute sagen würden, wenn man erführe, daß Sie mit Ihrem Diener an einem und demselben Tische speisten?“

Aber Thorwaldsen rief ärgerlich: „Kommen Sie schon wieder mit Ihren ‚Leuten?‘ Ich habe Ihnen doch schon oft gesagt, daß ich mich nicht darum kümmere, was die Leute sagen. Ich bin mein eigener Herr und kann thun und lassen, was und wie ich will!“ Und nach einigem Hin- und Herreden über diese Sache setzte er hinzu: „Sie sind in Ihrem Stande ebenso gut, wie ich in dem meinigen!“

Diese vorher erwähnten vielen Mittagseinladungen hatten in der That gar manche Schattenseite, Unbequemlichkeit und auch gar manche tragikomische Verlegenheit mit sich gebracht, weil Thorwaldsen die Gewohnheit hatte, erst wenn die Mittagszeit sich nahte, auf seinem Schreibtisch nachzuschauen, was für eine Einladung er für diesen heutigen Tag erhalten habe. Da er nun stets irgend ein Billet vorfand, das ihn für irgend eine Mahlzeit einlud, so ging er eben dann ganz ruhig dorthin, ohne daran zu denken, daß er vielleicht zuvor schon eine andere Einladung persönlich erhalten und angenommen habe, und daß man dort vergeblich auf ihn warte. Als er nach einiger Zeit derartige Vorkommnisse merkte, sollte der getreue Wilckens fortan die Verantwortung dafür übernehmen; leider aber hieß dies anfangs vom Regen in die Traufe kommen, wie das folgende, originelle und wörtliche Gespräch zwischen Thorwaldsen und seinem Diener beweisen mag.

„Wo soll ich denn heute essen?“ erkundigte sich eines schönen Tages der berühmte Künstler bei Wilckens, als dieser beim An- oder vielmehr Umkleiden ihm half.

„Ja, ich weiß nicht, wo Sie heute zu speisen bestimmt

haben," lautete dessen Entgegnung. „Wo sind Sie denn zuerst eingeladen, Herr Konferenzrath?"

„Ja, das weiß ich eben nicht, dafür müssen Sie sorgen!"

Diese Auskunft war nun allerdings sehr wenig tröstlich, und veranlaßte den praktischen Wilckens zu dem Vorschlage, daß es wohl unter solchen Umständen am besten sein würde, wenn sein Herr in Zukunft alle einlaufenden Einladungen ihm überweise, damit er sie notiren könne. Am nächsten Tage schon entspann sich infolge dessen die folgende Scene.

„Wo esse ich denn heute Mittag?" fragte der große Bildhauer wiederum seinen Diener beim Ankleiden, worauf dieser seine Liste ihm vorzeigte, auf welcher nicht weniger als sechs Einladungen für diesen Tag verzeichnet standen.

„Nein! in soviel Theile kann ich mich nicht theilen!" entschied der Vielbegehrte. „Wohin bin ich denn zuerst eingeladen?"

Nachdem Wilckens ihm dies mitgetheilt, begab der gewissenhafte Künstler sich wirklich pflichtschuldigst dorthin, wo man ihn zuerst eingeladen, und so blieb es auch in Zukunft, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß, sobald diese neue Ordnung der Dinge bekannt wurde, die Interessenten fortan mit Umgehung Thorwaldsen's sich gewöhnlich der Sicherheit halber gleich direkt an Wilckens wendeten, wobei sich alle Theile besser befanden.

Allerdings fehlte es auch jetzt nicht an allerlei mehr oder minder komischen Zwischenfällen, denn wenn es vorkam, daß irgend Jemand persönlich dem berühmten Thor-

waldsen eine Einladung überbrachte, so erwiederte derselbe regelmäßig: „Ja, das kann ich nicht versprechen, denn ich weiß nicht, ob ich anderswo schon eingeladen bin, aber bitte, sprechen Sie mit Wilckens darüber!" Und nun wurde Wilckens herbeigerufen, um den schwierigen Fall zu entscheiden. Wie weit sogar dabei die vollkommene Unparteilichkeit von Herr und Diener ging, beweist die Thatsache, daß zu Gunsten von Niemand, so hochstehend er auch sein mochte, eine Ausnahme von dieser Regel gemacht wurde, denn als der König Christian VIII. von Dänemark einst mit der Königin in das Atelier Thorwaldsen's kam, und beim Fortgehen dem Künstler für einen der folgenden Tage zur Tafel lud, warf dieser einen Blick auf seinen an der Thür stehenden Diener, indem er dabei: „Kann ich?" fragte. Erst auf eine wiederholte Frage erwiederte der in diesem Fall doch etwas verlegene Wilckens nur das eine Wort: „Oersted!"

„Ja, das ist wahr!" wendete sich nun Thorwaldsen ganz ruhig an den König. „Nein, dann kann ich nicht! Es ist Oersted's Geburtstag am Donnerstag, und ich habe versprochen, nach Roeskilde*) zu kommen."

Und als König Christian, freundlich lächelnd, bemerkte: „Das ist ja recht unangenehm!" wiederholte, unerschütterlich-gewissenhaft, der Künstler: „Ja, ich habe es ganz gewiß versprochen; der Wagen wird mich auch abholen!"

Mit der Zeit kümmerte — infolge der mustergiltigen Ordnung, mit welcher sein Diener die Einladungsliste

*) Roeskilde ist eine dänische Stadt und alter Königssitz unweit von Kopenhagen, woselbst der berühmte Gelehrte Oersted damals lebte.

führte — der zerstreute Künstler sich immer weniger um diese Angelegenheiten, bis es endlich soweit kam, daß sein Diener ihn einfach dorthin führte und „ablieferte", wo er speisen sollte, und ihn von dort auch wieder abholte. Auf diese originelle Weise kam es häufig vor, daß Thorwaldsen schließlich gar nicht einmal wußte, bei wem er eigentlich eingeladen war, und hier und da sogar in dem festen Glauben sich befand, bei einer ganz anderen Person oder Familie zu Tisch gewesen zu sein, als dies wirklich der Fall war, was zu sehr humoristischen Verwechslungen Veranlassung gab.

Dies war um so leichter erklärlich, als die Zahl seiner Bekanntschaften in der That eine so unglaublich große war, daß seine Kenntniß derselben oft mehr auf den Gesichtern, als auf den Namen beruhte.

Noch origineller ging es bei Gelegenheit der Einladungen für Abendgesellschaften her. Dann „theilte" nämlich der Diener seinen berühmten Herrn, wobei er jedoch mit dem erschwerenden Umstande zu kämpfen hatte, daß Thorwaldsen, wenn es in einer Gesellschaft ihm gefiel, unglücklicherweise nicht im Geringsten daran dachte, daß draußen sein treuer Eckhard seiner harrte, um ihn noch in eine andere zu bringen. So kam es vor, daß er zuweilen erst auf dem Schauplatze erschien, wenn eine extra seinetwegen eingeladene Gesellschaft eben schon im Aufbruche begriffen war. Wenn der gewissenhafte Diener bei solchen Veranlassungen sich darüber beklagte, daß die Sache schief gegangen sei, lautete der Trost seines nicht minder gewissenhaften Herrn: „Ja, aber wir haben doch wenigstens Wort gehalten!"

Da es aber trotz aller Theilung und Eintheilung des umsichtigen Wildens dennoch nicht gelingen wollte, daß sein Herr etwas freier über Zeit und Erholung verfügen konnte, so speiste dieser endlich — wie bereits erwähnt — Mittags zu Hause, das heißt also, in seiner Junggesellenwohnung zu Schloß Charlottenburg, die einen sehr behaglichen Aufenthalt bildete, geschmückt durch seine verschiedenen kleinen Kunstsammlungen, und durch viele weibliche Handarbeiten, Geschenke seiner unzähligen weiblichen Verehrerinnen. Verdankte doch ein ganzes Zimmer die vollständige Einrichtung einem Damenvereine!

Uebrigens hatte diese allgemeine Huldigung und Verhätschelung keineswegs Einfluß auf die von Natur höchst einfachen Bedürfnisse des berühmten Mannes, den der ihm jetzt so all- und vielseitig gestreute Weihrauch durchaus nicht verwöhnte; im Gegentheil setzte er, der so lange entbehren und sparen hatte müssen, förmlich eine Art von Ehrgeiz darein, für seine eigene Person und seinen Anzug möglichst wenig zu gebrauchen. Er stand Morgens frühzeitig auf, frühstückte zwei große Gläser Milch nebst zwei Zwiebäcken, und pflegte nun bis zum Mittagsmahl nichts zu genießen. Die Morgen- und Vormittagszeit gehörte größtentheils der Arbeit, das heißt, soviel die fortwährenden Besuche zum Arbeiten ihn kommen ließen, die ihn aber trotzdem herzlich freuten und ihn niemals ungeduldig machten. Glücklicherweise konnte er auch ungemein schnell arbeiten und hatte es schließlich auch soweit gebracht, daß er — was anfangs ihm unpassend erschien — Besuche mit dem Bossirstock in der Hand empfing, um ruhig weiter zu

arbeiten. Und in der That, wer den großen Mann recht kennen lernen wollte, der mußte ihn zu Haus im Schlafrocke sehen — und er befand sich gern und lange in unfertiger Toilette — nur nothdürftig mit Unterbeinkleidern und einem grauseidenen Schlafrock bekleidet, das große graue Haupt mit einem Sammetbarett bedeckt, wenn er im Atelier bei seiner Arbeit saß, oder in seinem Zimmer sich befand, um dort gewöhnlich mit einem Bleistift auf die umherliegenden Briefe, Couverts und Visitenkarten die großartigen Entwürfe hinzuzeichnen, eine Gewohnheit, die — da Thorwaldsen nur unangenehme Zuschriften sogleich zu verbrennen pflegte, sonst aber nichts Schriftliches vernichtete — später nach seinem Tode den interessanten Forschungen ein weites Feld erschloß. Freilich hatte es Mühe gekostet, den Versteck*) aufzufinden, wo er die meisten seiner Briefe ꝛc., nachdem sie sich neben ihm so aufgehäuft, daß sie ihm buchstäblich über den Kopf wuchsen, aufgestapelt hatte.

Dieses „Hamstern" scheint überhaupt eine Eigenthümlichkeit des berühmten Künstlers gewesen zu sein: er sammelte Alles auf, nicht nur Kunstschätze und Briefschaften, sondern sogar auch die Kupferschillinge, die er im Lottospiel gewonnen. Diese fanden sich nach seinem Tode in einem großen, grünseidenen Beutel vor. Das kindliche Lottospiel gehörte nämlich während seines Sommeraufenthaltes auf dem Herrensitze Nysö zu den Lieblingsbeschäftigungen Thorwaldsen's in seinen Mußestunden.

---

*) Einen Keller seiner Wohnung in Rom im Palazzo Tomati!

Abends, wenn Licht angezündet war, mußte wo möglich Alles, was an Gesellschaft dort versammelt sich befand, Lotto mit ihm spielen, sonst wurde er verdrießlich, ebenso wie es ihn trotz des geringen Gewinnes und Verlustes ärgerte, wenn das Glück ihn nicht dabei begünstigte.

Man hat vielfach die Ansicht geäußert, Thorwaldsen sei geizig gewesen! Wahr ist, daß er in Kleinigkeiten, die ihn selbst betrafen, zuweilen mehr als sparsam sein konnte. So z. B. bückte er sich mühsam nach jedem Knopf, den er im Hause oder draußen verlor, um ihn dann später seinem Diener mit der Weisung zu überreichen, er solle ihn seiner Frau geben, damit sie keinen anderen zu kaufen brauche. Zerrissen seine Schuhe, und grinste durch die geplatzte Naht des Oberleders das weiße Futter störend vor, so lautete seine Antwort, wenn Wilckens ihn darauf aufmerksam machte: „Schmieren Sie ein wenig Tinte darauf, dann sieht man es nicht!“ — Wehe aber, wenn dieser versuchte, seinem Herrn klar zu machen, daß dies für ihn nicht passend sei, denn dann konnte Thorwaldsen sehr böse werden und sagen: „Das schadet nichts! Niemand kann mir das verbieten.“ — Unter solchen Umständen verursachte es natürlich keine geringen Schwierigkeiten, ihn von der Nothwendigkeit zu überzeugen, sich neue Kleidungsstücke anzuschaffen. Derselbe Mann, der so viele Orden aus aller Herren Ländern besaß, daß es unmöglich war, wie einst bei Gelegenheit eines Hoffestes sich herausstellte, sie auf seinem Rocke unterzubringen, derselbe Mann ließ aus Sparsamkeit sich seine beiden Röcke wenden, und handelte und grollte mit dem Schneider, weil

er dessen Rechnung dafür zu hoch fand. Als er aber schließlich gar zu heftig in seinem Zorne wurde, weil der ehrliche Kleiderkünstler ihm auseinandersetzen wollte, daß zwei Röcke wenden gerade soviel Arbeit, also auch Arbeitslohn, erfordere, wie zwei neue anfertigen, da erwachte in dem schlichten Handwerker das Ehrgefühl, und er erklärte dem berühmten Künstler: daß er so gut seine Ehre habe, wie ein großer Mann, und daß er nun am allerliebsten den ganzen Arbeitslohn ihm schenken wolle. Damit verließ er entrüstet das Zimmer.

„Der Mann muß ja toll sein!" sagte Thorwaldsen zu Wilckens, wie um sich zu rechtfertigen. „Wenn ich einen neuen Rock für dasselbe Geld haben kann, welches ich für einen alten geben soll, weshalb sollte ich dann nicht lieber einen neuen Rock nehmen, als den alten wenden lassen?"

„Aber das Tuch, Herr Konferenzrath!" erinnerte Wilckens, und: „Das Tuch?" wiederholte nachdenklich sein Herr, und fügte dann nach einer kleinen Pause hinzu: „Ja, dann habe ich dem Manne Unrecht gethan!" — Und nun ruhte er nicht, bis er eigens mit Wilckens hingegangen war, um den gekränkten Schneider auf's Herzlichste und Liebenswürdigste um Verzeihung für seine Heftigkeit und sein Mißtrauen zu bitten. Außerdem aber fand er es nöthig, jetzt eine Anzahl neuer Sachen bei ihm zu bestellen, so verlegen und beschämt fühlte er sich über seine Ungerechtigkeit.

Dieser Zug hier ist besonders charakteristisch für Thorwaldsen's Privatleben. Mißtrauisch aus Erfahrung und Gewohnheit gegen die trügerische und betrügerische Welt

im Allgemeinen, die er leider nur zu gut während seines langen, bitteren Kampfes kennen gelernt hatte, gerieth er hier und da in Stimmungen, die ihn selbst unzugänglich für seine besten Freunde machten, während er — sobald er sein Unrecht erkannt — die ihm sonst stets eigenthümliche Liebenswürdigkeit und Humanität verdoppelte, um Alles wieder gut zu machen. Und ähnlich war's mit seinem sogenannten Geiz. Am Pfennig sparte er, um den Thaler dafür hinzugeben. Was er an sich selbst im Kleinen sparte, nachdem eine harte Lebensschule an Genauigkeit und Bedürfnißlosigkeit ihn gewöhnt, gab er mit voller Hand für Andere hin. Unglaublich viele Menschen baten ihn zu Gevatter, um ein Darlehen, oder wünschten seine Kaution in Geldangelegenheiten, ganz abgesehen von den unzähligen sonstigen schriftlichen und persönlichen Bittgesuchen um Hilfe und milde Gaben, und Thorwaldsen war unermüdlich und arglos wie ein Kind, wenn es zu helfen galt. Er, der kleinlich Aengstliche in kleinen Geldangelegenheiten, bewies wahrhaft fürstliche Freigebigkeit bei größeren, und ein väterlich-förderndes Wohlwollen jungen, strebsamen Künstlern gegenüber, nicht nur durch ermuthigende Anerkennung, sondern auch durch günstigen Ankauf ihrer Werke.

Niemals vergaß der jetzt so Hochgestiegene, Vielgefeierte, daß er selbst ein armer, unbekannter Knabe und Jüngling einst gewesen. „Ja! er hat mir so manches gute Vierundzwanzig-Schillingstück gegeben!" äußerte er einmal ganz ruhig, als man ihn fragte, ob er einen gewissen Herrn kenne. — Mit Vorliebe wanderte er auch als be-

rühmter Mann mit seinem treuen Wildens durch die Straße Aabenraa, um dort vor dem Hause Numero 226 Halt zu machen, in welchem er bei seinen Eltern die Jugendzeit verlebt. Dort im ersten Stockwerk hatten sie gewohnt, dort über der Hausthüre war sein Arbeitszimmer gewesen; dort hatte er in dem feuchten Thon studirt, hatte leidenschaftlich eine Pfeife Tabak nach der anderen geraucht, und in seinen Mußestunden auf der Geige und Flöte musizirt, denn Tabak, Musik und Hunde waren damals — nach der Kunst — seine Hauptpassion gewesen. Hat er doch einige dieser treuen Vierfüßler sogar unsterblich gemacht, indem er in seinen Werken sie verewigte.

Von diesen Jugenderinnerungen erzählte er nun seinem treuen Diener vor der elterlichen Behausung, und der gute Wildens war froh, seinen Herrn zu solchen Wanderungen bewegen zu können, da es diesem nach dem vielen Sitzen bei der Arbeit an entsprechender Bewegung in freier Luft fehlte, und es meist nur durch List gelang, ihn für solche Zwecke aus dem Haus zu locken, indem Wildens ihm z. B. vorschlug, irgend ein Künstleratelier zu besuchen, bei welcher Gelegenheit dann der Weg gewöhnlich durch Umwege verlängert wurde. Ueberhaupt war es fast rührend, wie liebevoll-besorgt sich der Diener um den Herrn bemühte. Sah er z. B., daß dieser einmal verstimmt und unthätig in einer Sophaecke saß, so versuchte er alles Mögliche, um ihn dieser Versunkenheit zu entreißen; er schickte meist zu irgend einem Freunde in der Nähe, wenn die düsteren Wolkenschatten auf der Stirn des großen Künstlers lagen, der einst in hartbe-

drängten Lagen ausgerufen hatte: „Ich kann nicht begreifen, wie ein erwachsener Mensch lachen kann!"

Geradezu bewundernswerth war die Nachsicht, die der große Künstler gegen die merkwürdig vielen Thorwaldsens übte, die plötzlich, seit er ein so berühmter Mann geworden, in allen Provinzen des Landes auftauchten, um ihn persönlich oder schriftlich als Verwandten zu begrüßen. So konnte man z. B. beinahe jeden Sonntag Vormittag einen schlichten, alten Mann bei ihm bemerken, mit welchem Thorwaldsen auf dem Sopha höchst angenehm zu plaudern schien. — Und wer war dieser geehrte Gast? Der Brückenwächter auf der Knippelsbrücke zu Kopenhagen, auch ein Isländer und ein Thorwaldsen, der sich einbildete, mit dem großen Bildhauer verwandt zu sein, und dem dieser „die Freude nicht verderben wollte", wie er Wilckens einst gestand. —

Für sogenannten Rang und Stand besaß Thorwaldsen ganz und gar keine besondere Hochachtung; er achtete jede ehrliche und wohlgelungene Arbeit, und sein eigenes künstlerisches Bewußtsein blieb stets frei von Anmaßung und Neid oder Ueberlegenheit, denn er freute sich über jedes Kunstwerk, wie über sein eigenes, und über sein eigenes, wie über ein fremdes. Auch seine vielfachen Auszeichnungen nahm er mit derselben schlichten Bescheidenheit hin; seine zahlreichen Orden betrachtete er wie eine hübsche Sammlung von Schmucksachen, die ihm als solche Freude machte, und die er gerne jungen Damen, die ihn besuchten, zeigte, und nicht eitler war er auf die großartigen Ovationen, die man ihm überall, wo er sich blicken ließ,

bereitete; im Gegentheil suchte er solchen, wenn es ihm zu arg wurde, auszuweichen. So erwiederte er einst, als Wilckens ihm vorschlug, zur Zerstreuung die Kunstausstellung zu besuchen: „Wenn ich dort hinaufgehe, so gehen die Leute umher, und sehen mich an, statt die Gemälde, und sie haben doch ihr Geld für die Gemälde ausgegeben!“ Und ein anderes Mal äußerte er, er habe keine Lust, sich in Europa wie ein Wunderthier umherziehen zu lassen.

Während seiner letzten Lebenstage begannen körperliche Störungen, gegen welche er keinen Arzt zu Rathe ziehen wollte, sowie eine große Melancholie und Todesahnungen sich seiner zu bemächtigen. „Mit mir wird es bald zu Ende gehen,“ äußerte er am Tage vor seinem Tode, „noch bevor Jemand daran denkt! Und ich will recht wünschen, daß es bald geschehen möchte, bevor ich mir selbst und Anderen zur Last falle!“

Am 24. März 1844 starb Thorwaldsen plötzlich und unerwartet im Theater, dessen Besuch ihm bis zuletzt ein so hoher Genuß gewesen; lautlos sank er ohne Todeskampf zusammen.

Mit seltenen Ehren und tiefbetrauert als Mensch wie als Künstler, geleitete man „Dänemark's Stolz“ zu Grabe! Vierzig Künstler trugen den Sarg, in welchem die edle Gestalt des Entschlafenen ruhte, den Lorbeer durch das weiße Lockenhaar geschlungen; zur Rechten schritt sein treuer Diener Wilckens, der nie versäumte, die stille Schlummerstätte des geliebten Herrn an dessen „zwei“ Geburtstagen (dem „römischen“, d. h. in Italien gefeierten,

am 8. März, und dem „wirklichen", am 19. November) durch einen Kranz zu schmücken.

In dem weltberühmten „Thorwaldsen-Museum" zu Kopenhagen, inmitten seiner unsterblichen Werke, die wie eine Ehrenwache die Gruft des todten Meisters umgeben, befindet sich Thorwaldsen's Grab, wie es sein eigener Wunsch gewesen, als er in seinem Testamente die Stadt Kopenhagen, seine Geburtsstadt, zur Haupterbin einsetzte, und ihr seine sämmtlichen Kunstwerke und Sammlungen zum Zwecke der Errichtung eines Thorwaldsen-Museums vermachte, dessen vollendeten Bau er noch erlebte. Hatte er doch selbst an seinem Todestag beim frohen Mittagsmahl im Freundeskreis scherzend geäußert, daß er jetzt sterben könne, wenn er wolle, sein Grab sei ja fertig! —

Wie alle Menschen hatte natürlich auch Thorwaldsen seine Fehler und Schwächen, aber sein Lebensbild zeigt uns, Alles in Allem genommen, einen großen und guten Charakter und beweist zugleich, daß es auch Genies gibt, welche selbst im Schlafrocke verehrungswürdig sind und die Kritik ihres Kammerdieners dreist aushalten können.

Die Deutschen in Brasilien.

Ethnographische Skizze

von

C. O. Hopp.

(Nachdruck verboten.)

Da in Brasilien jetzt ein Aufstand stattgefunden hat, durch den ein völliger Wechsel der Regierungsform herbeigeführt worden ist, dürfte es sich verlohnen, einen Blick auf das Deutschthum dieses Landes zu werfen.

Die Stärke desselben ziffermäßig genau festzustellen, erscheint als eine schwierige, wenn nicht unmögliche Aufgabe, denn der Censusbeamte zählt natürlich die von Deutschen in Brasilien geborenen Kinder als Brasilianer, wenn sie möglicherweise auch kein Wort von der Landessprache verstehen. Im Jahre 1882 war die Provinz Paraná von 120,000 Menschen bewohnt, von denen 6000 Deutsche waren, die Provinz S. Catharina hatte 200,000 Bewohner, darunter über 50,000 Deutsche, und die Provinz Rio grande do Sul 580,000 Bewohner mit gegen 80,000 Deutschen. Heute wird die Bevölkerung der drei Provinzen etwas gewachsen sein und auch die Zahl der Deutschen sich ebenfalls vermehrt haben. Der Reisende Zöller schätzte die deutsche Bevölkerung Brasiliens 1882

auf mehr denn 200,000 Köpfe, wobei die in der Provinz S. Paulo, in Petropolis und der Hauptstadt Rio de Janeiro und einigen anderen zerstreuten Kolonien Lebenden mitgerechnet worden sind.

Da die Gesammtbevölkerung Brasiliens im Jahre 1883 rund 12 Millionen betrug, erscheint die Zahl der Deutschen als eine geringe. Es ist indessen zu beachten, daß sich das Deutschthum Brasiliens fast ganz auf die beiden südlichsten Provinzen Rio Grande do Sul und S. Catharina konzentrirt. In diesen beiden spielen die Deutschen ihrer Zahl, ihrer Wohlhabenheit und ihres allgemeinen Einflusses wegen eine ganz bedeutende Rolle.

Ein gründlicher Kenner der brasilianischen Verhältnisse, Herr v. Koseritz, veranschlagt für Rio grande do Sul das deutsche Element der Gesammtheit gegenüber auf 1 : 6, in Bezug auf das Grundeigenthum wie 1 : 5, auf Güte und Geldwerth des Grundeigenthums wie 1 : 3, auf Steuerzahler wie 1 : 1, auf Erzeugnisse des Ackerbaues wie 1 : 0 und auf Erzeugnisse der Industrie wie 1 : 1.

Die drei Provinzen oder Staaten Rio grande do Sul, S. Catharina und Paraná haben zusammen ungefähr den Flächeninhalt des deutschen Reiches, nämlich 532,028 Quadratkilometer. Dagegen hat Deutschland heute über 47 Millionen Bewohner, und diese drei Provinzen sind von noch nicht einer Million bevölkert!

Daß die Deutschen in der brasilianischen Politik bis jetzt nur eine unbedeutende Rolle gespielt haben, erklärt sich leicht. Erstens haben sich durchaus nicht alle eingewanderten Deutschen naturalisiren lassen; viele sind natura-

lisirt, üben aber ihr Wahlrecht gar nicht oder sehr lässig aus, und zweitens beschränkt sich der deutsche Einfluß ja, wie gesagt, auf die zwei oder drei südlichsten Provinzen. Endlich existirt aber auch gegen die Deutschen ein gewisses Mißtrauen, dem vor einigen Jahren ein brasilianischer Staatsmann einen beredten Ausdruck gegeben hat. Er erklärte öffentlich, nach seiner Ansicht würden die Deutschen eines Tages in den Südprovinzen die ausschlaggebende Macht sein, sich vielleicht unabhängig machen und einen Sonderstaat bilden, wenn die Regierung nicht bei Zeiten geeignete Gegenmaßregeln träfe.

Eine thätige Theilnahme an politischen Kämpfen zeigten die Deutschen nur einmal in den Wirren von Rio grande do Sul, wo eine starke Partei eine Republik begründen wollte; damals standen Deutsche auf Seiten der Monarchisten wie der Republikaner, von denen die Ersteren siegten. Wie die Deutschen sich heute verhalten werden, ob sie in einem etwa ausbrechenden Bürgerkriege in beiden Lagern fechten oder vereint aufzutreten gesonnen sind, darüber ist noch nichts gemeldet worden. Jedenfalls ist nach dem Urtheile von eingeborenen Brasilianern der Süden, der aus Rio grande do Sul und S. Catharina besteht, schon jetzt beinahe ebenso stark, wie das ganze übrige Land. Schon vor einer Reihe von Jahren wurde gesagt, wenn etwa dieser Süden einmal Unabhängigkeitsgelüste zeigen sollte, so würde das Mulattenheer des brasilianischen Nordens gewiß nicht im Stande sein, die Lostrennung zu verhindern.

Die Geschichte des Deutschthums in Brasilien ist also

durchaus noch nicht abgeschlossen. Es war den Deutschen Brasiliens nach Lage der Dinge nicht vergönnt, einen unabhängigen deutschen Staat dort zu begründen; dazu war auch die Auswanderung zu schwach, und die Deutschen, die im Laufe dieses Jahrhunderts auswanderten, hatten gar nicht das Bedürfniß, irgendwo staatenbildend oder als Eroberer aufzutreten. Das deutsche Nationalgefühl war so tief heruntergegangen, daß der Einzelne sich gern überall unterordnete. Die Deutschen, die nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zogen, fingen an, ihr Deutschthum abzustreifen, sobald sie auf dem Boden des neuen Landes festen Fuß gefaßt.

Das Deutschthum in Brasilien hat seine Sprache und Sonderart etwas besser bewahrt. Zwar sind die in Nordbrasilien zerstreuten Deutschen auf dem besten Wege, im Brasilianerthum aufzugehen; aber der Kern und die große Masse im Süden ist deutsch geblieben und will deutsch bleiben. Die Kolonie Doña Francisca oder Joinville mit S. Bento, die Kolonie Blumenau mit Brusque, Warnow und Pommerada, die Kolonien von Porto Alegre, die am Rio Jacahy und Rio Taquary gelegenen Ansiedelungen, und endlich die frisch aufblühenden Niederlassungen von S. Lourenço haben sich dem Brasilianerthum als wirthschaftlich überlegen gezeigt. Doña Francisca hatte 1856 eine Einwohnerzahl von 1428, 1879 von 12,827 und wird heute 20,000 zählen. In Blumenau gab es 1859 nur 744 Bewohner, 1880 dagegen fast 15,000, unter denen 11,000 rein Deutsche. Aehnlich liegen die Verhältnisse in vielen Ansiedelungen der Provinz Rio grande do

Sul. Auch dort hat sich nach dem Urtheile der neuesten Reisenden die deutsche Sprache erhalten, und zwar sogar da, wo schon die zweite und dritte Generation vorhanden ist; selbst die Neger, die man hier und da in deutschen Dörfern trifft, haben deutsch sprechen gelernt. Von den in brasilianischen Städten aufgewachsenen Kindern deutscher Eltern sprechen dagegen die meisten mit Vorliebe die Landessprache, theils weil sie überhaupt ihr Brasilianerthum gern hervorkehren, theils weil sie nicht mehr gut deutsch sprechen können.

Wenn, wie Dr. Hübbe-Schleiden in seinen „Motiven zu einer überseeischen Politik Deutschlands" behauptet, gleiche Sprache und gleiche Nationalität das stärkste Band kommerzieller Verbindungen sind und bei allen normal entwickelten Völkern die Vorhand im Welthandel bedingen, so hat gewiß jedes Volk ein Interesse daran, seine Sprache zu verbreiten, vor Allem aber sie da, wo sie von Stammesgenossen gesprochen wird, zu erhalten. Und was die Handelsverhältnisse betrifft, so ist in allen südbrasilianischen Hafenstädten von Santos abwärts der Großhandel überwiegend, in Porto Alegre fast ausschließlich in deutschen Händen. Von letzterem Ort aus werden die sämmtlichen Kolonien in Rio grande do Sul mit Waaren versehen.

„Man kann dieselben," erzählt der Reisende Dilthey, „nicht bereisen, ohne überall mit deutschen Musterreitern zusammenzutreffen. Das Bestehen dieser Kolonien hat jedenfalls zu dem Emporkommen des deutschen Kaufmannsstandes in Porto Alegre erheblich beigetragen. Ich glaube, daß gerade unsere Landsleute in Südbrasilien verhältniß-

mäßig besser daran sind, als in demjenigen Lande, wohin der große Strom unserer Auswanderer geht — den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Denn im Allgemeinen kann man wohl zur Charakterisirung der Lage der deutschen Ansiedler in Brasilien und Nordamerika behaupten, daß sie in den Vereinigten Staaten eine untergeordnete Stellung zu der alteingesessenen Bevölkerung einnehmen und erst irgendwelche Bedeutung erlangen, nachdem sie vollständig yankeesirt sind, während sie in Südbrasilien der alten Bevölkerung nicht nur von vornherein ebenbürtig gegenübertreten, sondern sogar, wenn sie sich erst in die neuen Verhältnisse eingewöhnt haben — was dort keineswegs mit einem Aufgeben ihres Volksthums gleichbedeutend ist — sich ihr wirthschaftlich und kulturell überlegen erweisen und vielleicht berufen sind, in späterer Zeit das tonangebende Element zu bilden. Allerdings bedarf es auch in Südbrasilien, damit die Deutschen in den Kolonien ihre Sprache und Eigenart bewahren, eines beständigen Zuzuges aus der alten Heimath."

Der nun entthronte Kaiser hat an den Deutschen seit vielen Jahren treue Unterthanen gehabt, obwohl er sie niemals mit Vorliebe behandelt hat; Dom Pedro II. ist kein Deutschenfreund, weit eher ein Bewunderer französischer Art. Er war kein Popularitätshascher, sonst wäre es für ihn ein Leichtes gewesen, die Kolonisten für sich zu gewinnen. Bei mehreren Gelegenheiten hat er sogar das Deutschthum seines Landes bitter gekränkt und dessen Sympathien, wahrscheinlich um bei den Brasilianern nicht anzustoßen, in schroffer Weise zurückgewiesen. Der Fall

„Wagner" hat viel böses Blut gemacht. Ein Kolonist, Namens Wagner, war des Mordes bezichtigt, die Sache war jedoch durchaus nicht aufgeklärt, möglicherweise war der Mann völlig unschuldig. Aus Fremdenhaß verurtheilte das Gericht den angeblichen Mörder, und der Kaiser, an den viele Gnadengesuche gerichtet wurden, ließ der Justiz freien Lauf, obwohl er sonst von Natur mild, gütig und tolerant war. Aber seine Toleranz war mehr eine passive. Ein Monarch, der es zuläßt und vornehm ignorirt, daß die Presse ihn eine „Kanaille" nennt, der erlaubt, daß eine Zeitung von „der elenden Rasse der Braganza" schreibt, ist vielleicht ein sehr schätzenswerther, gemüthsreicher Privatmann, aber ein regierender Kaiser, ein würdevoller Repräsentant der Staatsgewalt ist er nicht. Zwischen dem Despoten, der brutal herrscht, und dem Schwächling auf dem Throne gibt es viele Mittelstufen.

Ueberhaupt ist die oben bereits erwähnte mangelnde Rechtspflege ein dunkler Punkt in Brasilien, und auch die deutschen Ansiedler haben Manches dadurch zu leiden. Noch wird in der Provinz S. Catharina mit Entrüstung von dem Ausgange der Verhandlung gegen einen gewissen Polykarp Andrada aus Lages gesprochen. Dieser Mensch hatte bereits fünf Mordthaten verübt, ohne deswegen im Geringsten behelligt zu werden; endlich wurde er wegen eines sechsten Mordes angeklagt und vor Gericht gestellt. Die Beweise waren erdrückend; trotzdem sprachen ihn die Geschworenen frei. Das dadurch hervorgerufene Gefühl von der Unzulänglichkeit der Strafrechtspflege bewog vor einigen Jahren die deutschen Kolonisten von S. Lourenço,

sich selber zu helfen und die Gerechtigkeitspflege in die eigene Hand zu nehmen. Ein Mulatte hatte in S. Lourenço die Frau eines Kolonisten beraubt und ermordet; es war kein Zweifel, daß er die That verübt hatte, und auf dem Transport von der Kolonie in die Stadt schlugen ihn verlarvte Männer todt. Ein bei dem Vorfall betheiligter Kolonist, der den Vorgang mit großer Befriedigung erzählte, meinte, der Mörder hätte sonst doch nicht die verdiente Strafe bekommen. Dem Richter wurde angezeigt, der Mulatte habe unterwegs einen Fluchtversuch gemacht und sei dabei erschossen worden, und dabei hatte es sein Bewenden, weitere Untersuchungen des Falles fanden nicht statt. In derselben Kolonie kam es wiederholt vor, daß den Kolonisten die Pferde, die sie in gutem Glauben gekauft hatten, von Polizeibeamten aus der nahe gelegenen Stadt Pelotas abgenommen wurden, unter dem Vorgeben, es sei gestohlenes Gut. Als sich solche Beschlagnahmungen fortgesetzt wiederholten, beschlossen die Ansiedler, sie nicht länger zu dulden. Sie forderten die Polizeibeamten, als diese wieder einmal zu dem nämlichen Zweck in die Kolonie kamen, auf, dieselbe unverzüglich zu verlassen und nicht wiederzukommen, man würde sie sonst niederschießen. Diese Drohung erwies sich als so wirksam, daß seitdem die Kolonie von diesen Besuchen verschont blieb. Gegen einen Herrn v. Schlabrendorf, der zur Zeit des Krieges gegen Paraguay in der sogenannten Baumschneiz, einer deutschen Ansiedelung bei S. Leopoldo, Aushebungen vornahm und von den wohlhabenden Kolonisten wiederholt Geld erpreßte, indem er ihnen dafür Befreiung

von der Aushebung versprach, wurde schließlich ein gleiches Verbot mit gleicher Drohung erlassen. Als er sich trotzdem wieder in der Kolonie zeigte, wurde er in der That erschossen; eine ernstliche Untersuchung zur Ermittelung der Thäter fand nicht statt.

Aber auch auf gesetzlichem Wege können die Kolonisten, wenn sie sich nur die nöthige Mühe geben wollen, ihre Interessen wahrnehmen und zur Besserung der Zustände wesentlich beitragen. Die vor einigen Jahren durchgesetzte Gleichberechtigung der Protestanten mit den Katholiken in Bezug auf das Wahlrecht ist der Agitation der Deutschen allein zuzuschreiben. Insbesondere aber könnten sie sich durch Ausübung ihres Wahlrechts größeren Einfluß in der städtischen Verwaltung verschaffen und von dort aus auf die Abschaffung von Mißbräuchen und die Herbeiführung geordneter Zustände hinwirken. Wie erfolgreich dies geschehen kann, davon liefert S. Cruz, wo die Beamten, einschließlich des Präsidenten, nur aus Personen deutscher Abstammung bestehen, ein glänzendes Beispiel. Dort ist seit Jahren eine gewissenhafte, geregelte Verwaltung eingeführt, und von Beeinträchtigungen deutscher Kolonisten durch die Ungerechtigkeit oder Habsucht brasilianischer Beamten hört man nichts.

Im Allgemeinen sind aber die Zustände in den deutschen Kolonien Brasiliens durchaus nicht unbefriedigend. Theilweise stehen die Häuser auch Nachts offen, da Raub und Diebstahl so gut wie unbekannt sind, Bettelei und Armuth gibt es nicht. Der Boden entspricht ungefähr dem deutschen Boden zweiter Klasse und trägt im Jahr zwei Ernten;

an einigen Orten hat auch der Raubbau schon aufgehört und einer geregelten Fruchtfolge nebst Düngung Platz gemacht, wobei sich das Land und die Menschen besser stehen; denn der Acker wird nicht so ausgesogen und erschöpft, und die Menschen gewöhnen sich an regelmäßigen Fleiß.

Solch' ein reinlich freundliches deutsches Ansiedlerhäuschen, oft in halb deutschem, halb schweizerischem Baustyl, ist in Brasilien von blühenden Rosenhecken umgeben, von blühenden Kamelien, fruchttragenden Bananenstauden, duftenden Veilchen, von Kaffeesträuchern mit rothschimmernden Beeren, von Zwergpalmen, echt deutschen Epheulauben, von Bambusgebüsch und in originellem Widerspruch von Erbsen, Bohnen, Kartoffeln und Petersilie. Namentlich der Bambus gedeiht in der Provinz S. Catharina in wunderbarer Schönheit, und einzelne Pflanzen stellen ganze riesenhafte Säulenbündel dar mit überhängenden Gewölbeausschnitten in gothischem Styl. Unsere heimischen Buchen, Eichen und Linden wird man allerdings vergebens in Brasilien suchen; von europäischen Bäumen gedeiht blos, was im praktischen Sinne nichts taugt, wie z. B. die Trauerweide, und auch diese wirft im Winter ihre Blätter ab. Manche Bäume, die man mit großer Mühe aus Europa hingeschafft hat, wissen nicht recht, wie sie sich zu dem seltsamen Ding von brasilianischem Winter stellen sollen. Der Reisende Zöller meint, sie hätten, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, eine halbe Maßregel ergriffen und die Hälfte der Blätter abgeworfen, um mit der anderen abzuwarten, was da

kommt. Viele Aussichten und Punkte in den deutschen Ansiedelungen gleichen denen vom Harz, von Thüringen oder auch vom Taunus. Das gelbe Fieber herrscht wohl ab und zu in den Hafenplätzen, so besonders in Rio de Janeiro, der Hauptstadt, aber in die deutschen Kolonien ist es noch nie gelangt. Das Leben zeigt keinen Reichthum, aber eine gewisse Wohlhabenheit, die im Grunde viel zuträglicher ist.

Ein großer Stapelartikel, ein allgemeiner Ausfuhrgegenstand ist für die deutschen Kolonien Brasiliens leider nicht vorhanden. Es ist ja bekannt, daß die ersten Versuche, Ackerbaukolonien auf nordamerikanischem Boden zu begründen, kläglich gescheitert sind. In allen neuen Ländern hat erst ein großer Ausfuhrartikel gefunden werden müssen, ehe es mit der Entwickelung weiterging. Diese Ausfuhrwaare ist für die Südstaaten der nordamerikanischen Union die Baumwolle, für Australien und die Kapkolonie Wolle, für einen großen Theil Brasiliens der Kaffee. Die deutschen Kolonien haben nichts von alledem. Trotzdem ist ein mäßiger Wohlstand dort leicht erkennbar; es fehlt blos an dem großen Styl des Lebens, an den Unternehmungen mit größeren Mitteln.

Eigentliche Nahrungssorgen aber bleiben dem Kolonisten in Brasilien, wenn er arbeiten will und kann, im Großen und Ganzen durchaus fremd. Dagegen ist Alles, was er nicht selber erzeugen kann, verhältnißmäßig theuer, so namentlich die Kleidungsstücke, deren man aber in dem milden Klima, wo der Sommer lang und der Winter kurz und nicht strenge ist, freilich nicht so viele nöthig

hat. Die Männer sieht man meist nur mit Hemd, Hose und Hut bekleidet auf den Aeckern; die Kinder gehen meist barfuß und tragen als alleiniges Kleidungsstück ein blaues Hemdchen. Ebenso stehen die Getränke, abgesehen von dem aus dem Zuckerrohr bereiteten Branntwein, sowie von Kaffee und Mate (Paraguaythee) hoch im Preise. So kostet das Bier, das wegen der Hitze nicht in Fässern, sondern nur in Flaschen aufbewahrt werden kann, auch wenn es in der Kolonie selbst oder in einer benachbarten Stadt gebraut ist, immer an 65 Pfennig die Flasche, das bessere deutsche aber ungefähr 2 Mark. Hier und da trinkt man auch selbstbereiteten Orangenwein, der gar nicht übel schmeckt.

Auch ein ganz mittelloser Kolonist kann es in zehn bis zwölf Jahren dahin bringen, ein ausgedehntes schuldenfreies Besitzthum sein eigen zu nennen. Nur muß, wer nach Südbrasilien auswandert, den Ort seiner Niederlassung sorgfältig auswählen. Wenn er sich nicht einer schon bestehenden Ansiedelung anschließt, muß er sein Augenmerk darauf richten, daß sein Acker der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt, dagegen die nöthigen Abfuhrwege vorhanden sind. Der Mangel an guten Straßen ist in ganz Brasilien sehr empfindlich, er ist oft die Ursache, daß ganze große Landstriche so gut wie werthlos daliegen; doch ist gerade in den deutschen Ansiedelungen hierfür verhältnißmäßig viel geschehen. Die Kolonie Joinville besitzt in der auf das Hochland führenden Doña Francisca-straße eine werthvolle Verbindung. Dort kann die Kolonisation weiter nach Westen hin, in das Binnenland mit

seinen weiten, zwischen den Flüssen Iguassu und Uruguay bis nach der argentinischen Provinz Corrientes sich erstreckenden Waldgefilden, auf welchen noch Hunderttausende von Menschen Platz und Gedeihen finden können, ohne sonderliche Schwierigkeiten vorgeschoben werden; denn man braucht nur diese gute, makadamisirte Straße weiterzuführen und ein Stück Landes nach dem anderen in gleicher Weise, wie dies bisher geschehen, in Angriff zu nehmen. Der Wald birgt noch große Reichthümer an trefflichem Bau- und Nutzholz. Pinien von 40 Meter Höhe und 2,5 Meter Durchmesser, oben nicht viel schwächer wie unten, hoch hinauf bis zur Krone völlig astrein, schlank und gerade wie die Kerzen gewachsen, sind keine Seltenheit. Ihr Holz ist leicht zu spalten, aber fest und zähe, zu Brettern und Gebälk für allerlei Bauten ausgezeichnet und seines Harzgehaltes wegen gegen Witterungseinflüsse sehr dauerhaft, weshalb es die Bewohner auch zu Dachbedeckungen und Umzäunungen benutzen. Der größte Schatz, den die Laubwaldungen bergen, sind die Matebäume und die Lorbeerbäume, welche in mächtigen Beständen auftreten.

Die auf dem Hochland gelegenen Flächen sind ganz besonders wegen ihres vortrefflichen Klima's zu empfehlen. Die vorherrschenden, über den Atlantischen Ocean herkommenden östlichen Winde setzen einen großen Theil ihres Wassergehaltes an den Abhängen der Berge ab und gewinnen auf dem Hochland eine Milde, zufolge deren sie weder merklich feucht, noch auffällig trocken erscheinen. Bei dieser reinen und frischen Luft wird die Sonnenwärme selten schwül und drückend, und steigert sich selbst in den

Tagen des Hochsommers, denen stets fast gleich lange kühle Nächte folgen, nie zu einem Grade, bei dem der Mensch nicht mehr frisch und fröhlich wirken und schaffen könnte. In der kalten Jahreszeit, die vom Mai bis in den August fällt, ist Schnee eine gänzlich unbekannte Erscheinung, dagegen Eis ein regelmäßiges Vorkommniß; doch sind es immer nur einzelne Nächte, in denen bei wolkenlosem Himmel das Thermometer unter den Gefrierpunkt herabsinkt, und das in solchen Nächten sich bildende Eis verschwindet in der Regel schon am folgenden Morgen wieder vor den wärmenden Strahlen der Sonne.

Wer in Deutschland sein gutes Auskommen hat, thut am besten daran, zu Hause zu bleiben, denn die Auswandernden bedenken in der Regel nicht, wieviel sie aufgeben, da sie aus einem Lande von höherer Gesittung, sowie guter staatlicher und sozialer Ordnung scheiden. Aber Diejenigen, die nun einmal doch auswandern wollen, vor Südbrasilien zu warnen, liegt kein Grund mehr vor. Die Deutschen in Südbrasilien sind im Allgemeinen besser daran, als die in Nordamerika.

Butter und Käse.

Kulturgeschichtliche Studie

von

Max Klepper.

(Nachdruck verboten.)

Man sollte meinen, daß die Nomadenvölker von dem Augenblicke an, in welchem sie die außerordentliche Verwendbarkeit der von ihrem Vieh gewonnenen Milch erkannten, ganz von selbst durch das Verhalten der Milch auf die Bereitung der Butter und des Käses hätten kommen müssen, und doch ist das nicht der Fall. Die gelehrten Schriftsteller des Alterthums melden uns das Gegentheil, und Plinius Secundus schreibt: „Man muß sich wundern, daß die wilden Völker, welche seit vielen Jahrhunderten von Milch leben, den Käse nicht kennen oder verachten, da sie doch sonst die Milch zu einer angenehmen Säure und zu einer fetten Butter zu verdicken wissen. Butter ist ein dickerer Milchschaum als die sogenannten Molken. Hierbei darf ich nicht vergessen zu bemerken, daß die Butter eine ölartige Beschaffenheit hat, und daß alle Barbaren und wir unsere Kinder damit einreiben."

Mit dieser letzteren Bemerkung beweist Plinius, daß er ebenfalls die Butter nicht kennt, wenigstens nicht genau,

und in der That sind weder die Griechen noch die Römer die Erfinder der Butterbereitung. Die Römer haben dieselbe vielmehr von unseren Vorfahren, den alten Germanen gelernt, ebenso die Griechen durch die Thrakier und Phrygier.

Die Butter wurde aber, wie man aus eben dieser Bemerkung ersieht, mehr als Arzneimittel und Salbe, denn als Genußmittel verwendet, um so mehr, als man wahrscheinlich nur sehr schwierige Arten ihrer Gewinnung kannte.

Dagegen produzirten die Kulturvölker des Alterthums bereits viele Arten von Käse, insbesondere Schaf- und Ziegenkäse, und der oben erwähnte Schriftsteller gedenkt der verschiedenen Arten Käse, die man um jene Zeit — es handelt sich um das Jahr 50 n. Chr. — in Rom kannte, indem er berichtet: „In Rom, wo die Produkte aller Länder zusammenkommen, wird der Käse aus den Provinzen am meisten geschätzt, und zwar vor Allem der nemausensische, der lesurische und gabalische. Allein er hält sich nicht lange und ist blos in frischem Zustande gut. Die Alpen liefern in zwei Sorten den Beweis ihrer vortrefflichen Weiden; die dalmatischen Alpen schicken den docleantischen und die centronischen den vatusischen Käse. Noch mehr Sorten liefert der Apennin, denn der thöbanische kommt aus Ligurien und wird größtentheils aus Schafmilch gemacht, der äsinatische aus Umbrien, und da, wo Etrurien und Ligurien sich berühren, wird der lunensische gemacht, der sich durch seine Größe auszeichnet, denn die Laibe wiegen bis zu tausend Pfund. Der nächste bei Rom ist der vestinische, unter diesem wird die Sorte vom cedy-

tischen Gefilde am meisten geschätzt. Auch die Ziegenheerden haben in dieser Hinsicht ihren Werth, besonders beim frischen Käse, wenn man den Wohlgeschmack durch Räuchern vermehrt; ein ähnlicher, der in Rom selbst bereitet wird, verdient den Vorzug vor allen anderen Sorten, denn der gallische schmeckt fast wie Arznei. Unter den überseeischen aber ist wohl der bithynische der berühmteste. Daß die Futterkräuter selbst da, wo es kein Salz gibt, Salz enthalten, wird man besonders an altem Käse gewahren, und ein untrügliches Mittel, diesem wieder einen frischen Geschmack zu geben, ist, ihn in Essig und Thymian zu legen."

„Zoroaster soll dreißig Jahre lang in den Wüsten von Käse, der so zubereitet war, daß man ihm sein Alter nicht anmerkte, gelebt haben. Sextius sagt, der Stutenkäse, den man Hippace nennt, habe dieselben Wirkungen, wie der Kuhkäse. Nicht gesalzener, d. h. frischer Käse bekommt dem Magen sehr gut, alter Käse ist noch besser für den Magen, stopft und verhindert die Dickleibigkeit, und überhaupt macht alles Gesalzene mager, alles Weiche fett. Frischer Käse mit Honig heilt blaue Flecke, weicher hemmt den Durchfall. Aus Käse geformte, in herbem Wein gekochte und dann in einer Schüssel mit Honig geschmorte Kügelchen vertreiben das Bauchgrimmen. Den sogenannten faulen Käse verordnet man mit Salz, trockenen Arlesbeeren und Wein innerlich gegen Verstopfung; Ziegenkäse, sowie sauren Käse mit Sauerhonig versetzt, legt man auf die Karbunkeln, mit Oel vermengten Käse streicht man im Bade auf Flecken."

Im 2. Jahrhundert n. Chr. waren die Alpenkäse der keltischen Völker berühmt und im 10. Jahrhundert fertigte man in Süddeutschland vortreffliche Käse von bedeutender Größe. Auch im südlichen Frankreich, speziell in jenen Gegenden, in denen die heute noch so berühmten Käse fabrizirt werden, betrieb man bereits die Molkerei und Käsefabrikation in sehr ausgedehnter Weise. Heute liefern England, Holland, die Schweiz und Nordamerika den meisten Käse für den Export und für den Welthandel; der deutsche Käse wird meist im Inlande verzehrt, indeß hat sich auch die deutsche Molkerei auf eine außerordentliche Höhe gebracht, indem sie jetzt in unübertrefflicher Weise insbesondere die französischen Käse nachzuahmen versteht, so daß wir nicht mehr nöthig haben, in dieser volkswirthschaftlichen Beziehung Frankreich fernerhin tributpflichtig zu sein.

Den Käse bereitet man nun entweder dadurch, daß man frische Milch zum Gerinnen bringt, indem man Lab hineinthut, oder man läßt die Milch so lange stehen, bis dieselbe sauer geworden ist. Der aus frischer Milch bereitete Käse heißt Süßmilchkäse, der andere Sauermilchkäse. Lab ist bekanntlich nichts Anderes als die innere Haut des vierten Magens noch säugender Kälber, welche noch nichts als Milch genossen haben. Ein kleines Stückchen davon genügt, um die Milch gerinnen zu machen, und von der Labflüssigkeit, die man durch Kochen mit Kochsalz und Borsäure gewinnt, bringt ein Theil mindestens sechstausend Theile frischer Milch in vierzig Minuten zum Gerinnen.

Man unterscheidet auch fette und magere Käse, je nachdem der Käse aus entsahnter (entrahmter) oder aus fetter Milch hergestellt ist. Es gibt auch überfetten Käse, welcher dadurch bereitet wird, daß man fetter Milch noch extra abgeschöpften Rahm (Sahne, in Oesterreich Obers genannt) hinzusetzt.

Es bilden sich beim Gerinnen bekanntlich noch wässerige Theile, die Molken, welche man theils als Schweinefutter, theils als Zusatz zu geringwerthigem Käse, aber auch, wie bekannt, zu Molkenkuren gebraucht, denen sich schwächliche Persönlichkeiten mit großem Erfolg unterziehen.

Nach Abscheidung des Käsestoffs kann aus der Molke durch Säure noch ein käsestoffartiger Körper gewonnen werden, welcher unter dem Namen „Zieger" bekannt ist. Mit Kräutern vermischt, liefert er den weltbekannten „Schabzieger", der besonders in Glarus in der Schweiz gewonnen wird, und dessen schon Schriftsteller des 13. Jahrhunderts als einer berühmten Käsesorte erwähnen.

Am bekanntesten von allen Käsesorten fast der ganzen Welt ist der Schweizerkäse, und seine Zubereitungsart so ziemlich die maßgebende für alle anderen Käsebereitungsarten. Die ganze Landwirthschaft oder vielmehr Milchwirthschaft in den Alpen ist basirt auf der Käsefabrikation, und jedes Dorf hält so viele Kühe, als im Winter durch das im Sommer aufgesammelte Heu durchgefüttert werden können. Während aber im Winter Jedermann sein eigenes Vieh im Stalle hat, thun sich im Sommer die Viehbesitzer eines Dorfes zusammen und bilden gewissermaßen eine Produktivgenossenschaft, indem sie das Vieh in verschiedene

Gruppen theilen, von denen jede einzelne einem besonderen Sennen überwiesen wird.

Gewöhnlich schon am 1. Mai erfolgt der festliche Auszug des Viehes, welches mit bunten Bändern geschmückt ist und von den ebenfalls festlich geschmückten Knechten und Mägden hinausgetrieben wird. Die Thiere kommen jetzt in hölzerne Hütten auf mäßigen Höhen, welche schon schneefrei sind. Nachts werden die Kühe in diesen Hütten versammelt und auch noch mit Heu gefüttert, weil das frische Futter, das sie den Tag über finden, noch nicht allzu reichlich ist. Man nennt diesen Aufenthalt das „Maiensäß".

Im Juni verlassen die Sennen mit den Kühen das Maiensäß und begeben sich nach der Alp hinauf, d. h. sie steigen höher auf die Berge. Die einzige Einrichtung auf dieser Alp, die ausnahmslos Eigenthum der ganzen Gemeinde ist, besteht in einer Sennhütte und einem Vorrathsschuppen, vor Allem ist aber dafür gesorgt, daß eine Quelle in der Nähe ist, welche sorgfältig gefaßt und gereinigt wird. Für das Vieh sind gar keine Vorbereitungen zur Unterkunft während des monatelangen Aufenthaltes getroffen. Dasselbe bleibt Tag und Nacht gleichmäßig im Freien, wird nicht bewacht, sondern geht ganz nach Belieben auf den außerordentlich gras- und saftreichen Weideplätzen umher und findet sich zur Melkzeit von selbst wieder in der Nähe der Sennhütte ein. Die gute Luft und vor Allem das vorzügliche Futter erzeugen nämlich bei den Thieren ein Wohlsein und eine Milchabsonderung, die ihnen Schmerzen im Euter verursacht, wenn sie nicht

gemelkt werden. Sie kommen deshalb ganz unfehlbar in die Nähe der Sennhütte, um dort vom Sennen gemelkt zu werden.

Ist dieser mit dem Melken fertig, so gießt er sämmtliche Milch in einen kupfernen Kessel, welcher über dem Herd in der Hütte hängt. Die Milch wird nun fast bis zum Sieden erhitzt und dann mit Kälberlab versetzt, welches schon nach kurzer Zeit das Gerinnen hervorruft. Es wird dann der Käse von den Molken geschieden, indem man ihn knetet und dann in die große Käseform bringt, welche wie ein Sieb aussieht. Sie ist mit einem Tuche ausgeschlagen und wird mit Käsemasse so gefüllt, daß diese noch etwa einen Zoll über den Rand hervorragt; dann werden die Enden des Tuches darüber geschlagen, ein Brett darauf gelegt und auf dieses Steine zur Belastung, wodurch eine Presse entsteht. So bleibt der Käse einen Tag lang in dieser Presse, dann kommt er in den Keller, wo er noch acht Tage lang in der Form stehen bleibt und täglich gesalzen wird, so lange er noch Salz einsaugt.

Auf diese Weise werden die kolossalen Käse hergestellt, von denen mancher fünfzig bis sechzig Pfund wiegt. Jede Kuh gibt ungefähr zwei Pfund Käse täglich. Der Käse wird zur bestimmten Zeit abgeholt, und der Erlös kommt in eine gemeinsame Kasse, aus welcher nach Ablauf des Sommers, nachdem das Vieh wieder unter Festlichkeiten eingetrieben ist, die Bezahlung der Antheilbesitzer erfolgt.

Der Antheil wird dadurch festgesetzt, daß jede Kuh beim Eintrieb unter Aufsicht gemolken und ihre Menge

und die Art der Milch genau festgesetzt wird. Ebenso erfolgt ein solches Probemelken unmittelbar vor dem Austrieb. Aus dem Mittel zwischen den beiden Proben wird das Quantum gezogen, welches jede Kuh wohl pro Tag geliefert haben kann, und nach dieser Berechnung und der Anzahl der Kühe, welche jeder Besitzer hat, erhält er seinen Antheil an dem erzielten Gewinn.

Der beste Schweizerkäse ist der Greyerzer, welcher im Kanton Freiburg hergestellt wird, dann der Emmenthaler, der Fletscher, der bereits eben erwähnte Schabzieger aus Glarus und der Neufchateler Käse.

Zu den berühmtesten Käsesorten der anderen Länder gehören von holländischen: der runde, bisweilen von außen roth gefärbte Edamer Käse, der Texel'sche Schafkäse, der Süßmilchkäse, der Leydener Sauermilchkäse; von französischen: der Fromage de Brie, der Roquefortkäse, der Sassenagekäse aus Grenoble, der Schachtelkäse aus Mont d'or, der Ramadou und der Jurakäse; von englischen: der würfelförmige Stiltonkäse, der ananasförmige Pineaplekäse, der pikante Chester und der mildschmeckende Gloucester; von italienischen: der Parmesankäse, der fette Mailänder Stracchino, der Mascarone, Brinsili, Raviggiuoli und der sardinische Schafkäse. Aus Belgien erhalten wir den Limburgerkäse, aus Ungarn den Brieserkäse, einen sehr fetten Schafkäse, aus Schottland den Dunlopkäse; Deutschland handelt mit Algäuer, Emdener, Holsteinischem, Harzer und Mecklenburger Käse. Auch Westphalen und die Rheinprovinz, sowie Tirol, Salzburg, Steiermark und Böhmen versenden guten Käse,

und aus dem Riesengebirge bekommen wir den trefflichen Koppenkäse; Schweden liefert den süßen Renthierkäse.

Einzelne dieser ausländischen Käsesorten sind außerordentlich theuer und müssen mit mehreren Thalern für das Pfund bezahlt werden.

Der Käse gehört mit zu den wichtigsten Volksnahrungsmitteln, wird aber leider als solches in Deutschland viel zu wenig beachtet. Ganze Gebirgsvölker leben indessen von nichts anderem als von Brod und Käse, und sie gedeihen bei dieser anscheinend so mageren Kost vortrefflich. Enthält doch jeder Käse eine ganze Anzahl von Fettprozenten, so z. B. der Backsteinkäse mehr als 37 Prozent; den geringsten Fettgehalt hat der Ramadou, welcher nur etwas über 9 Prozent enthält.

Die weitgehendste Verwendung findet der Käse in der Kochkunst. Hunderte von Gerichten gibt es, die aus Käse selbst, oder durch Zusatz von Käse bereitet werden, und selbst in der Bäckerei, beim Käsekuchen, findet er in verschiedenen Ländern Verwendung. Ja, in England und in Holland gibt es sogar eine Käsesuppe, die ganz vortrefflich schmeckt und sehr gern gegessen wird.

Vor Allem bildet der Käse aber den Hauptbestandtheil des Desserts, und selbst in weniger reichen Familien pflegt zum Nachtisch stets etwas Käse gereicht zu werden. Wie groß die Rolle des Käses beim Dessert ist, geht daraus hervor, daß Brillat-Savarin, der bekannte französische Gastrosoph, behauptet: „Ein Nachtisch ohne Käse gleicht einer Schönen, der ein Auge fehlt!“

Die Butter wurde in allen Ländern und zu allen

Zeiten gleichmäßig hergestellt. Erst in den letzten Jahrzehnten ist das ehrwürdige Butterfaß, das Zeichen der Land- und Milchwirthschaft, wenigstens in seiner ehemaligen Form, verschwunden, und der Dampf ist an die Stelle des Milchmädchens getreten, welches früher mit nicht geringer Mühe den Stößel im Butterfaß auf- und abtreiben mußte, bis die Butter vollendet war. Pausen durften dabei nicht gemacht werden, weil sonst sofort die Milch erkaltete und dann die ganze vorhergehende Arbeit vergeblich war. Auch bekam die Milch, wenn Pausen während des Butterns eintraten, einen eigenthümlichen Geschmack, der ihr schadete.

Jetzt wird dagegen nicht nur mit Dampf gebuttert, sondern die Milch wird auch eigens dazu mit Dampf vorbereitet, durch die mit Dampf getriebenen Separatoren und Centrifugen, Behältnisse, in denen sich Räder mit einer fabelhaften Geschwindigkeit in der Milch drehen und diese so herumschleudern, daß sich alle Fetttheile bis auf wenige Prozent von der Magermilch trennen und es ermöglichen, daß durch die eine Oeffnung die reine Sahne (Rahm, Obers), durch die andere die Magermilch ausfließt.

Leider hat aber die Einführung der Dampfkraft auf diesem Gebiete uns auf der anderen Seite ein recht unangenehmes Kunstprodukt, nämlich die Kunstbutter, gebracht, mit welcher sich sogar bereits der deutsche Reichstag so dringend beschäftigen mußte.

Der französische Gelehrte Mège-Mouriès beschäftigte sich auf Anregung Napoleon's III. mit der Erfindung eines Ersatzmittels für die Butter. Leider gelang ihm

im Jahre 1868 diese Erfindung. Leider! muß man sagen, denn seit jener Zeit nimmt fortwährend der betrügerische Kniff zu, daß Kunstbutter als echte Kuhbutter in den Handel gebracht, oder letztere wenigstens mit der Kunstbutter versetzt und verfälscht wird.

Hauptsitz der Kunstbutterfabrikation ist gegenwärtig Holland, wo man viel Oleomargarin, so heißt das aus halb erstarrtem, abgepreßtem Fett verarbeitete Kunstprodukt, welches aus amerikanischem und französischem Fett bereitet wird, herstellt. Die Fabrikation der Kunstbutter geschieht in der Weise, daß das Rindstalg in kaltem Wasser gewaschen, mit einer Hackemaschine zerkleinert und dann mit Dampf geschmolzen wird. Nachdem das gewonnene Fett in hölzernen Kästen eine Zeitlang gestanden, damit sich das Stearin ausscheidet, kommt das abgelaufene flüssige Fett in Butterfässer und wird hier mit ungefähr 20 Prozent saurer Milch, aus welcher der Käsestoff vorher entfernt worden ist, mit 2 bis 3 Prozent feinem Oel oder auch Glycerin und etwas Farbstoff gebuttert. Während des Butterns muß Eis hinzugesetzt und außerdem noch einmal saure Milch nachgegossen werden. Vor dem Schmelzen des Rindertalgs wird ihm auch oft feingeschnittener Schweinemagen oder Potasche zugesetzt. Zum Buttern wird oft noch Kuheuter hinzugefügt. Eine Verbesserung des Geschmacks wird auch noch durch den Zusatz von Erdnußöl herbeigeführt.

Bei der Aufregung, welche die Verhandlungen im deutschen Reichstage wegen der Kunstbutter hervorgerufen haben, wird es wohl nicht nöthig sein, weiter auf die

Kunstbutter und ihren Unterschied von der Naturbutter einzugehen.

Beglückwünschen müssen wir uns nur noch, daß nicht auch bereits der Käse ein Kunstprodukt ist, der nicht nur im Handel, sondern auch in jedem Haushalt eine so große Rolle spielt.

Fahrend Volk.

Bilder aus der Cirkuswelt.

Von

Signor Saltarino.

(Nachdruck verboten.)

Im Briefwechsel Lessing's findet sich folgende bezeichnende Stelle, die der ganz gewiß vorwurfsfrei und häuslich lebende Münzwardein Karl Lessing aus Berlin an den Dichter schreibt: „Mit der Kochischen (Theater-) Gesellschaft geht es hier nur soso. Man schätzt sie mehr um ihres stillen und ordentlichen Lebens, als um ihrer Vorstellungen willen. Wollte Gott, sie lebte schlechter und spielte besser." — Daraus geht meiner Ansicht nach klar hervor, daß der ehrbare königlich preußische Beamte die Empfindung hatte, dem ausübenden Künstler, insbesondere dem Menschendarsteller, sei in seinem Privatleben im Interesse seiner Kunst ein größeres Maß von Freiheit, als dem soliden Bürger nothwendige Bedingung. Während

jedoch der Künstler von Heute sich meistentheils sehr genau nach den Artikeln des Moralcodex der bürgerlichen Gesellschaft in seinem Privatleben richtet, so konnte man ihm zur Zeit der Koch'schen Gesellschaft und noch ein halbes Dutzend Jahrzehnte später das zweideutige Lob, daß man ihn mehr um seines ordentlichen Wandels als um seiner Kunst willen schätze, nicht oft ertheilen — und zwar nicht zum Schaden der Kunst. Eine gewisse Ungebundenheit des Künstlervolkes mag bürgerlich anstößig sein, aber die Kunst hat nie Schaden davon gehabt; auch davon nicht, daß der Künstler der früheren Zeit, namentlich der fahrende, in der bürgerlichen Gesellschaft eine Pariastellung einnahm, was ja heute anders geworden ist.

Einen Schatten jener einstigen Pariastellung, wenn auch nur sehr matt noch, wirft nun allerdings auch das Heute noch auf eine besondere Gattung von Künstlern, und zwar auf jene, welche sich „Artisten" nennt, und sich aus dem Volk der Kunstreiter, Gymnastiker, Akrobaten, Tänzer, Jongleure, Equilibristen, Mimiker, Bauchredner u. s. w. zusammensetzt. Ihrer Kunst aber thut dies keinen Abbruch — ihrer Kunst weder, noch ihrem rühmenswerthen Corpsgeist, noch ihrer frischen und lebensvollen Originalität.

Nicht lange mehr — und auch der Artist wird die Stellung im bürgerlichen Leben einnehmen, deren sich der gute Schauspieler schon seit einigen Jahrzehnten erfreut. Es kann hier natürlich nur von wirklichen Künstlern die Rede sein, nicht von jenen „Publicspielern", die ihre Arena in den kleinen Städten aufstellen, ihren Strick auf irgend

einem Platze selbst des kleinsten Dorfes ziehen und dann mit dem Zinnteller die Kupfermünzen der Bauern einsammeln, genau so, wie ja kaum ein vernünftiger Mensch die „Schmieren“, bei welchen sich ein verlottertes Komödiantenvolk breit macht, als Kunstinstitute betrachten dürfte, wenn das „Meerschweinchen“ auch oft die erste Schule späterer großer Künstler ist. Der Reserveoffizier ist jetzt auch schon unter den Schauspielern, wie unter den Kunstreitern vertreten, und noch vor diesen beiden Kategorien konnte der Handlungsreisende den Offiziersrang erlangen!

„Fahrend Volk“ nannte man im Mittelalter die reisenden Komödianten, und diese Bezeichnung ist auch heute noch für die Artisten die zutreffendste, denn die Kunst dieser Leute, die Equestrik, die Gymnastik, die Jonglerie kennt kein Vaterland. Macht ihr Glück im Norden Pause, ziehen sie nach dem sonnigen Süden, ist Paris gesättigt, so geht es an die schöne blaue Donau, nach Moskau, nach Petersburg, nach Konstantinopel, allüberall hin. Eine geistreiche Frau hat gesagt, im 19. Jahrhundert sei der Eisenbahnwagen die Heimath. Das Wort trifft hier zu, denn eine bleibende Heimath hat der Artist nicht, wenigstens so lange nicht, bis er sich das Nöthige für ein sorgenfreies Lebensende erarbeitet hat. Und dieses Ziel kann er jetzt um so leichter erreichen, als viele, sehr viele Cirkusartisten eine Gage beziehen, an welche die sehr guter Schauspieler und Sänger, renommirter Primadonnen nicht heranreicht. Ein leidlicher Clown, der zugleich etwas Parterre springen muß, bekommt mindestens 400 Mark

im Monat und freie Reise, ein Scenenreiter 600 Mark und freies Futter für das Pferd, ein Jockey 800 bis 1000 Mark, ein Saltomortale- und Sautpérilleux-Reiter oft bis zu 2000 Mark; eine Panneaureiterin, also eine solche Person, die durch Reifen und über Bänder springt, mindestens 300 Mark, eine Jockeyreiterin 1000 Mark, Gymnastiker, Jongleure, Equilibristen u. s. w. ganz nach ihren Leistungen 200 bis 1200 Mark. Diese Gagen werden für gute „Arbeit" in renommirten Cirkus immer gezahlt. Nun kommen aber die „Sterne". Die beiden Schwestern Rosita und Dolinda de la Plata, Erstere Jockey-, Letztere Doppelpirouettenreiterin, bezogen bei den Cirkus Herzog und Hagenbeck zwei Jahre hindurch für den Monat 8000 Mark Gage. Dolinda ging in Bremen mit dem Elephantenzähmer Thompson, einem Neger, welcher die Leo Weste'schen sieben Wunderelephanten vorführte, durch. Sie wurden in Petersburg getraut, und heute reist Thompson mit eigenem Cirkus im Innern Rußlands. Die schöne Rosita ließ ihren Pflegevater, einen kleinen beweglichen Franzosen Namens Cottrelly, in Köln im Stiche, und brannte mit dem Clown Gabriel nach Buenos-Ayres zum Cirkus Amato durch, wo sie jetzt ihre engeren Landsleute mit ihrer tollkühnen Reiterei entzückt.

Der König aller Kunstreiter, der Italiener Corradini, welcher mit sechs Pferden und einem Elephanten arbeitet, nimmt kein Engagement unter 24,000 Franken im Monat an. Im anderen Falle liegt er lieber still. Die Luftgymnastikerin Erminia Chelli bekommt überall 3000 Franken im Monat, die Schulreiterin Elvira Guerra 4000 Fran-

ken, die Schulreiterin Helene Wagner kaum weniger, und der Clown Tom Belling, der allbekannte „Aujust“, wurde seiner Zeit thatsächlich mit Gold aufgewogen, indem sich die Berliner Cirkusdirektoren Renz und Salamonsky in der Gageofferte gegenseitig überboten. Mancher gute Kunstreiter tauscht in Beziehung auf sein Einkommen mit einem Minister eines Großstaates nicht.

Selbstredend führen die „Publicspieler“ dagegen, die kleinen Artisten, oft ein erbärmliches Leben; diese sind froh, wenn sie nur das Nöthigste haben. Ihre Gage beläuft sich auf 80 bis 100 Mark im Monat. Freilich haben diese Leute immer die Aussicht, durch eine gute Nummer mit einem Schlage in die Höhe zu kommen. Darum probiren und arbeiten sie auch immerdar. Und wenn es ihnen dann einmal glückt, vertauschen sie ihr geflicktes baumwollenes Trikot mit einem seidenen, und das bisherige Därben macht dem Ueberflusse Platz.

Leute, die auf solch' schnelle Weise in die Höhe kamen, habe ich genug gekannt, wie denn die Wiege vieler hervorragender Artisten auf der Landstraße gestanden haben mag. Aber, wie gesagt, die Epoche des Vagabundenthums gehört auch auf diesem Gebiete der Vergangenheit an, mag immerhin auch da und dort noch ein armer Teufel in schmutzigen Trikots auf dem abgeschabten Teppich, der sein einziges Requisit bildet, einige armselige „Flip-Flaps“ zum Besten geben, die jeder gute Turner nachzuahmen sich erdreistet: die vornehmen, stets im Engagement stehenden Künstler seines Faches blicken mit nicht geringerer Verachtung auf ihn herab, als der lebenslänglich angestellte

Hofschauspieler auf den wandernden Komödianten, dessen Franz Moor das Entzücken der biederen Kunstfreunde von Kyritz an der Knatter bildet.

Das Familienleben der Artisten ist meistens ein musterhaftes, wenn auch die gemeinsame Arbeit die Geschlechter alltäglich zusammenbringt. Ich bin eingeweiht in das Leben und Treiben des Cirkus und der Spezialitätenbühne, wie kaum ein Anderer, und ich kann versichern, daß die Kulissen des Theater-Variété, die Garderoben des Cirkus — von den sogenannten Tingel-Tangeln selbstredend abgesehen — weitaus weniger pikante Geheimnisse bergen, als jene der großen wirklichen Theater. Auf dem letzteren haben eben die menschlichen Leidenschaften ihre Heimstätte, während dort, wo Kaltblütigkeit und Tollkühnheit, die Kraft der Muskeln den Ausschlag geben, den Empfindungen der Sinne nicht allzuviel Raum gegeben werden darf.

Das Artistenkind, als Junge oder Mädchen, muß von frühester Jugend an „mitarbeiten". Der Akrobat macht mit den Kleinen ikarische Spiele, d. h. er jonglirt dieselben auf den Füßen, der Gymnastiker „wirft" mit ihnen, der Reiter läßt seine Mädchen Scenen auf Panneau machen, die Jungens müssen auf Ponnies voltigiren — Alle aber müssen „Kautschuk" erlernen, damit die Glieder geschmeidig werden. Jeder Artist von blauem Blut, also Jeder, der Vorfahren hat, die gleichfalls Kunstreiter waren, ist etwas Schlangenmensch. Dies ist nicht der Fall mit jenen Artisten, die früher irgend einen bürgerlichen Beruf inne hatten und dann mehr oder weniger gute Künstler wurden. Kautschuk muß eben von Jugend auf getrieben

werden. Der deutsche Kunstreiter, der seinen Stammbaum hat, ist auch im Cirkus in seinem Sinnen und Denken immer national. Er wird nur annonciren lassen: Herr Renz, Herr Carré, Herr Drexler, Herr Kolter, Herr Halmström, Fräulein Wagner, Fräulein Gierach, Fräulein Althoff u. s. w., dagegen gibt es eine Unmenge Misters und Misses und Signoras, die in Wahrheit nie ihre Geburtsstätte in England oder jenseits der Vogesen hatten. Es ist bekannt, daß die meisten Clowns, Gymnastiker u. s. w. aus Norddeutschland, besonders aber aus Berlin, stammen, während wieder die Jongleure, Equilibristen, Zauberkünstler aus dem Osten kommen und sich besonders aus der jüdischen Bevölkerung rekrutiren. Weniger bekannt dürfte es sein, daß auch Mancher, der auf ungesatteltem Pferde Saltomortale schlägt oder hoch unterm Plafond halsbrecherische Kunststücke ausführt, in irgend einem Städtchen der Bukowina oder Galiziens geboren ist und seine Ahnen bis auf Moses zurückführen kann. Ich nenne nur die alten Reiterfamilien Blumenfeld, Goldkette, Blumenberg und Guthschmidt.

Daß nun auch ein großer Theil hervorragender Artisten aus der bürgerlichen Gesellschaft, theilweise aus dem Adelsstande hervorgegangen ist, zeugt von einer erstaunlichen Energie dieser Leute, um so mehr, als dieselben erst in den vorgeschrittenen Jünglingsjahren ihren eigentlichen Beruf entdeckten. So war der bekannte Hundedresseur Freiherr v. Creytz, aus einer uralten preußischen Adelsfamilie stammend, bis Mitte der siebenziger Jahre Offizier. Er machte als Adjutant einer hohen, jetzt verstor-

benen fürstlichen Persönlichkeit den deutsch-französischen Krieg mit und wurde mit dem eisernen Kreuze dekorirt. Der Schulreiter und Dresseur Leo Weste, Besitzer der bereits erwähnten sieben Wunderelephanten, ist ein Sohn des jüngst verstorbenen hannöver'schen Generals gleichen Namens, der 1866 die Kapitulation Hannovers unterschrieb. Leo Weste bekam seine erste Ausbildung in der jetzt eingegangenen spanischen Schule zu Hannover, ging anfangs der sechziger Jahre nach Amerika, machte den Unions- und den mexikanischen Feldzug mit, war dann Reiter und Dresseur bei dem großen amerikanischen Cirkus Barnum und Forepeaugh und gründete später in New-York eine Reitbahn und Dressuranstalt. Mit großem Pferdematerial kehrte er Ende der siebenziger Jahre mit dem Dampfer „Schiller" zurück. Beim Untergang desselben ertranken seine Frau und drei Kinder, und nur Weste selbst wurde mit noch sechs anderen Passagieren nach achtzehnstündigem Kampf mit den Wellen gerettet. Den Rest seines Vermögens benutzte Weste zum Ankauf seiner sieben Elephanten, die er dressirte und die heute noch seine ergiebige Erwerbsquelle bilden.

Der bekannte Clown Goswin ist ein geborener Freiherr v. Bockum-Dolffs aus einem uralten westphälischen Geschlechte, und die Schulreiterin Baronin v. Seckendorff, die momentan im Cirkus Rafetto in Santa Fé arbeitet, stammt aus einer sächsischen Adelsfamilie. Einer der besten existirenden Musical-Clowns, Bibb Gayton, der sich auch als artistischer Schriftsteller bekannt gemacht hat, wurde in Berlin als der Sohn eines braven Uhrmachers, Namens

Deskowski, geboren, während wieder der Schulreiter René einer reichen holländischen Patrizierfamilie angehört. Seine Frau ist die Tochter eines holländischen Generals.

Paul Cinquivalli, der König aller Jongleure, der momentan mit seiner renommirten Truppe in Amerika für 4000 Dollars im Monat arbeitet, führte ursprünglich den poetischen Vatersnamen Lehmann. Er war eigentlich für das Schusterhandwerk bestimmt, warf aber bald Pechdraht und Knieriem bei Seite und wurde im Laufe der Jahre ein sehr guter Artist. Die braven Reckturner Lauck und Fox stammen aus wohlhabenden Kaufmannsfamilien New-Yorks und haben es eigentlich gar nicht nöthig, zu „arbeiten“. Die Bauchredner Segommer und Paul Carro sind frühere Kaufleute, die Mimiker François Rivoli (Franz Müller) und Henry de Vry ehemalige Friseure, der Schnellmaler Henry Whigelt ist der talentirte Sohn eines Breslauer Schutzmannes, der Cirkusdirektor Born ein früherer Agent, und Emil Naucke, der populäre Kolossalmensch, hat in seiner Vaterstadt Wismar die Bäckerei erlernt. Kaufleute waren ferner die Athleten Lomberg und Leidner, Weinreisender der Wolfsbändiger Rudefindo Roche; und Rodo Leo Rapoli, wohl der beste Equilibrist der Gegenwart, gar ein ehemaliger Schweizer Schullehrer.

Kapitän James, der berühmte Wetttaucher, hieß vorher — Rosenzweig und stammt aus Czernowitz in der Bukowina, wo heute noch sein Vater als Polizeikommissär lebt. Als Wettschwimmer zeichnete er sich zuerst in Marseille aus, wo er eine Schaubude aufgestellt hatte, produzirte sich dann in Rußland als Kapitän Swan, und nach

seiner Verheirathung mit Miß Lorli, einer schönen Wienerin, wurde er auch in Deutschland als Spezialität bekannt.

Im Gegensatze zu diesem Paare stammt Miß Lurline, die Konkurrentin, aus einer alten englischen Akrobatenfamilie. Diese Künstlerin gebietet über eine kolossale Körperkraft, worüber in Artistenkreisen folgendes Geschichtchen erzählt wird. Als Miß Lurline vor mehreren Jahren mit einer eigenen Gesellschaft Amerika bereiste, glaubte eines schönen Tages der Buchhalter eines großen Hotels, in welchem die Artistin logirte, ungebeten liebenswürdig gegen dieselbe werden zu dürfen. Lurline verstand aber den Spaß schlecht, nahm den Zudringlichen beim Kragen und warf ihn über das Treppengeländer in den Hausflur hinab. Dieser kleine Cirkusscherz kostete dem Buchhalter einige Rippen, der Miß aber 1200 Dollars Schmerzensgeld. Uebrigens übte die Wasserkönigin immer einen großen Einfluß auf die Männer aus; sie zeigte mir eines Tages einige Dutzend Briefe, welche Heirathsanträge enthielten. Unter den Kandidaten war auch ein Breslauer Professor, welcher der Künstlerin Herz und Hand antrug; zu seinem Glücke hat er gleich den übrigen einen Korb bekommen, denn Miß Lurline war längst nicht mehr zu haben.

Wie man durch Zufall Artist werden kann, beweist die Geschichte des besonders in Oesterreich ungemein populären Seiltänzers Joseph Brunner. Derselbe ist Glasermeister und ehrsamer Hausbesitzer in Hietzing bei Wien. Als solcher besuchte er einst mit mehreren Bekannten

den Prater, um Blondin zu sehen. „Wenn ich vierzehn Tage Zeit hätte, könnte ich das auch," meinte der unternehmungslustige Glasermeister, und wurde darob herzlich ausgelacht. Das Ende vom Liede war eine Wette, die Brunner glänzend gewann. Seitdem hält er es für einträglicher, die Sommermonate Seil zu tanzen, als zerschlagene Fensterscheiben wieder ganz zu machen.

Der seiner Zeit berühmte Clown Little Wheal, der jetzt in Mailand als Privatier lebt, war ursprünglich Student der Theologie und verließ einer jungen, bildschönen Reiterin zuliebe Elternhaus, Universität und Wissenschaft, um ein brillanter Bajazzo zu werden. Er besaß eine gediegene klassische Bildung, beschäftigte sich mit Vorliebe mit altgriechischer und altrömischer Literatur und gebot über ein bedeutendes Sprachentalent. Er sprach mindestens ein Dutzend Sprachen. — Sein Kollege Léon war der Sohn eines Marseiller Arztes, hatte bereits die Reifeprüfung für die Universität bestanden, als er auf und davonging, um Clown zu werden. Die beiden besten Mitglieder der berühmten Hanlon-Voltatruppe, Luftgymnastiker allerersten Ranges, die eine ungeheure Gage beziehen, sind ehemalige englische Advokaten. — In einem Städtchen Mecklenburgs lebt heute noch ein alter Herr, der, aus einer angesehenen Patrizierfamilie stammend, dort alle möglichen städtischen Ehrenämter bekleidet. Der Betreffende, auch als Schriftsteller bekannt, war früher Mediciner und später Schul- und Scenenreiter bei den Cirkus Guilleaume, Wollschläger, Pereira und anderen, mit welchen er über dreißig Jahre die Welt durchzog.

Interessant ist es für den Fremden, in den Cirkusrestaurants, in den Stallgängen, den Kulissen des Cirkus, das „fahrende Volk“ zu beobachten. Mit blanken Cylinderhüten, haselnußgroßen Brillanten in der Kravatte und an den Fingern, Stöcken mit großen goldenen Knöpfen sitzen sie da, rauchen aus unmöglichen Meerschaumköpfen, spielen Billard und plaudern. Das reine babylonische Sprachengewirr herrscht: Deutsch, englisch, französisch, spanisch, italienisch, russisch schwirrt durcheinander. Und merkwürdig, dieses Völkchen, diese ruhelosen Wanderer, die heute in Petersburg und acht Tage später in Lissabon arbeiten, diese modernen Vagabunden aus aller Herren Ländern beherrscht ein einziges Blatt, das in deutscher Sprache erscheint und zwar in der Kunststadt Düsseldorf. „Der Artist“ ist der Kitt, welcher den schon mächtig vorhandenen Korporationsgeist dieser Art Künstler noch mehr zu fördern sucht, welcher alle Angriffe der bürgerlichen Gesellschaft auf den Artistenstand parirt, und außerdem eine Art Gothaischer Hofkalender, in's Artistische übertragen, bildet, denn alle die „Sterne“ der Cirkus und Variétébühnen kann man in ihm finden, und zwar mit Angabe des momentanen Aufenthalts. Wahrhaftig, es gibt kaum ein wunderlicher, ursprünglicher anmuthendes Stück Tagespresse für den, der für die Cirkuskünste nicht unempfänglich ist, als dies Blatt der Artisten. Bunt mischt sich in diesem Blatte, das ein früherer deutscher Kunstreiter, H. W. Otto, redigirt, Ernst und Scherz; sein Feuilleton erzählt mannigfaltige Geschichten aus dem Kunstreiterleben; es wird darin natürlich mit breitem

Pinsel gemalt, mit satter Farbengebung, in Artikeln, in denen sich das Denken, Fühlen und Handeln des „fahrenden Volkes“ getreu widerspiegelt.

Der Einfluß der Musik auf das Nervensystem.

Eine physiologische Betrachtung.

Von

L. Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Seit Menschengedenken hat man den großen Einfluß erkannt, den Musik und Gesang auf das Nervensystem ausüben, und daher beide von jeher als Mittel gebraucht, um bald zu besänftigen und zu beruhigen, bald zu ermuthigen und zu begeistern. Die Geschichte hat eine große Zahl höchst merkwürdiger Thatsachen aufbewahrt, die bis in das Zeitalter der Mythe zurückreichen und durchgehends jenen Einfluß bestätigen. Wir wissen, welche begeisternde Wirkung die Töne der Flöte auf Alexander den Großen ausübten. Die Spartaner zogen unter lautem Gesange und dem Klange der Flöten in die Schlacht und wurden dadurch zum höchsten Kampfesmuth entflammt. Die Klarinetten und Trompeten riefen bei den römischen Legionen dieselbe Wirkung hervor.

Wie man sich aber der Musik zur Ermuthigung und Be-

geisterung bediente, so wendete man sie auch zur Besänftigung, ja zur Heilung an. Um nur einen Fall aus der neueren Geschichte zu erwähnen, erinnere ich an Philipp V. von Spanien. Dieser König war in eine tiefe Schwermuth versunken. Er floh die Menschen und zog sich in die Einsamkeit zurück, vernachlässigte dabei die Staatsgeschäfte und weigerte sich, ungeachtet der Bitten seiner Gattin Elisabeth von Parma, die Regierung ordnungsgemäß zu führen. Dies geschah gerade zu der Zeit, als der berühmte Sänger Farinelli nach Madrid kam (1737). Bei der Nachricht von der Ankunft dieses Künstlers kam die Königin auf den glücklichen Gedanken, im engeren Kreise ein kleines Konzert zu veranstalten und an dem melancholischen Könige die Macht der Musik zu versuchen, die er sehr liebte. Sie lud Farinelli ein und bat ihn, einige Gesänge von einem zarten und sanften Charakter vorzutragen. Sobald sich die weiche, metallische Stimme des Sängers vernehmen ließ, schien der kranke König betroffen, nach und nach bemächtigte sich seines Herzens eine gewisse Rührung, und am Ende des zweiten Gesanges winkte er Farinelli zu sich, überhäufte ihn mit Lob und bat ihn um ein drittes Lied, worin der Künstler den ganzen Zauber seiner Stimme entfaltete. Von dieser Zeit an wohnte Farinelli im königlichen Schlosse, und Dank seinen musikalischen Vorträgen gesundete der König zusehends, so daß er sich bald den ernsten Geschäften des Staates wieder widmen konnte.

Leider hatte sich die Melancholie Philipp's auf seinen zweiten Sohn und Nachfolger, den gutmüthigen Fer-

dinand VI., erblich übertragen. Bald nach Antritt seiner Regierung zog er sich zurück und schloß sich in seine Zimmer ein, so daß außer der Königin es Niemand wagte, in seine Nähe zu kommen. Da nach allen zu seiner Genesung angewendeten Mitteln keine Besserung eintrat, nahm man auf's Neue seine Zuflucht zu dem Talent Farinelli's. Dieser sang; die Bezauberung war vollständig, und der von den melodischen Tönen seiner Stimme bewegte König bewilligte Alles, was man von ihm zu erlangen wünschte.

Das große Vertrauen auf die Macht und besonders die Heilkraft der musikalischen Kunst war demnach im vorigen Jahrhundert noch unerschüttert; man war überzeugt, daß sie bei richtiger Anwendung auf die Nerventhätigkeit einen wohlthätigen Einfluß zu üben vermöge. Dies war auch der Grund, weshalb man beim Ausbruch epidemischer Krankheiten die Anwendung der Musik empfahl, um dadurch wenigstens einigermaßen den durch die Plage hervorgerufenen Schrecken zu dämpfen, der sich oft als ein weit größeres Uebel zeigte, als die Seuche selbst. Auch in dieser Hinsicht leistete die Musik gute Dienste; nichts war jedoch merkwürdiger und überraschender, als der Einfluß, den sie auf die durch den sogenannten Tarantismus hervorgerufenen nervösen Erscheinungen hatte. Unter diesem Namen verstand man jene eigenthümliche Krankheit, welche angeblich von dem Stich der Tarantel, einer in Apulien gemeinen Spinne, herrührte. Die Töne von musikalischen Instrumenten, namentlich der Flöte und Guitarre, verschafften diesen Kranken große Linderung.

Unter ihrem Einfluß schienen die Leidenden anfangs in eine Art magischen Schlummers zu fallen; dann öffneten sie die Augen und begannen sich allmählig langsam und maßvoll zu bewegen, bis sie endlich mit der Beschleunigung des Taktes in einen rasenden, leidenschaftlichen Tanz hineingerissen wurden.

Die Zahl der Taranteltänzer wurde zuletzt so groß, daß zu deren Heilung zu gewissen Zeiten bestimmte Konzerte veranstaltet wurden, die sich mit der Zeit zu wahrhaften Volksfesten gestalteten. Diese Tänze aber waren das einzige Mittel, das man kannte, um jenen Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen. Nur durfte die Musik nicht einen einzigen Augenblick unterbrochen werden, wenn der Kranke nicht den heftigsten Anfällen preisgegeben werden sollte. Auch hatte jeder dieser Tänzer meist seine eigene Musik und sein besonderes Lieblingsinstrument.

Lassen wir jetzt die geschichtlichen Beispiele und gehen wir zur eigenen täglichen Erfahrung über. Wir Alle haben ja an uns selbst schon empfunden, wie mächtig die Musik auf unser inneres Leben einzuwirken, uns bald heiter und muthig, bald düster und wehmüthig zu stimmen vermag; nicht blos unsere eigenen Bewegungen folgen dem Takt und Rhythmus der Musik mit unwiderstehlichem Drang, sondern auch der Kreislauf des Blutes und der Puls, das Athmen und die Wärmebildung beleben sich gleichfalls unter dem Eindruck einer aufregenden Musik. Ja bei Manchem soll sogar der Appetit dabei zunehmen und die Verdauung besser vor sich gehen, wie uns Professor Oesterlen berichtet.

Solche und ähnliche Erfahrungen haben dazu geführt, mittelst der Musik berechnend auf den Menschen einzuwirken, sei es durch den anmuthigen Walzer, sei es durch Rundtanz oder Tafelmusik, oder durch den kriegerischen Marsch auf dem Schlachtfelde; auch unsere Nervenärzte haben die Musik in ihren Heilplan aufgenommen, und wir dürften heute wohl in den meisten Irrenanstalten der civilisirten Welt musikalische Aufführungen antreffen, die dazu bestimmt sind, die Heilungsversuche der Wissenschaft durch die Kunst zu unterstützen. Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, die Macht, welche musikalische Töne auf Nervenkranke ausüben, in einer Privatheilanstalt für Wahnsinnige zu beobachten.

An einem Unterhaltungsabend in den geräumigen, höchst geschmackvoll ausgeschmückten Gesellschaftssaal eingeführt, erblickte ich mich von lauter Irren umgeben; ihr Auge, ihre Mienen und Geberden verriethen mir das auf den ersten Blick. Rings um uns aber herrschte die tiefste Ruhe. Nachdem alle geräuschlos ihre Plätze eingenommen hatten, begannen die drei eingeladenen Künstler eine Sonate zu spielen, so zart und mild, bald klagend und bald tröstend und erhebend, daß sich die ganze Gesellschaft auf's Tiefste ergriffen zeigte. Kaum sah man ein Auge thränenleer, und als gegen den Schluß hin das Zeitmaß sich steigerte, und das Ganze mit einer frohen Verheißung abschloß, glänzten allseits durch den Thränenschimmer hindurch Befriedigung und stiller Frieden. Die folgenden Tonstücke trugen denselben Charakter. Schon glaubte ich den Schluß der Unterhaltung gekommen, als

sich eine noch ziemlich junge Dame mit einem fein geschnittenen Antlitz aus dem Gesellschaftskreise erhob und den Direktor ersuchte, auch ihrerseits etwas vortragen zu dürfen.

„Sie wurde wahnsinnig,“ flüsterte mir der freundliche Assistent zu, „infolge des Verlustes ihres einzigen Kindes.“

Die Dame ließ sich an dem großen Konzertflügel nieder und schilderte in einer einfachen, ungekünstelten Phantasie die Geschichte ihres Leidens. Es war ungemein rührend; allein ihr verzweiflungsvoller Schmerz ging nach und nach in völlige Ergebung über und zuletzt durchrieselte sie die Freude über das einstige Wiedersehen ihres einzigen Lieblings. Viele Hände streckten sich ihr entgegen, als sie sich von ihrem Sessel erhob, um ihr zu danken.

„Um diese Kranke brauchen Sie sich keiner Sorge mehr hinzugeben,“ sagte ich zum Schlusse zu dem Arzte.

„Sie haben Recht,“ erwiederte er, „die Macht der Töne wird sie heilen.“ —

Es ist selbstverständlich, daß nicht dieselbe Musik auf alle Geisteskranke den nämlichen günstigen Einfluß übt. Melancholiker bedürfen heiterer, aufmunternder Weisen, Tobsüchtige dagegen beruhigender und besänftigender.

Alle vorstehenden Thatsachen, die leicht zu vervielfältigen wären, lassen uns die Macht erkennen, welche die musikalischen Töne auf den Menschen auszuüben im Stande sind. Nur dürfte man sich in der Annahme täuschen, als ob die Musik — mag sie durch künstliche Instrumente oder durch eine menschliche Stimme hervorgebracht werden — gewissermaßen nur der Ausdruck des Gefühls sei. Gewiß

ist sie im höchsten Sinne des Wortes der Ausdruck des Gefühls; allein sie wirkt nicht blos auf die Empfindungsnerven allein, sondern sie kann auch die Zahl, das Maß, die Bewegung oder auch gewisse Töne der Natur ausdrücken, ohne dabei irgend ein Gefühl anzuregen. Diese eigenthümliche Art von Musik wirkt direkt nur auf die Intelligenz, von der sie begriffen wird, wie durch die motorischen Nerven auf die Organe, denen sie ihre Bewegung mittheilt. Beobachten wir nur die militärischen Märsche nach der Trommel, gewisse abgemessene Gesänge der Matrosen und Arbeiter überhaupt, die oft nur von nichtssagenden Worten und bisweilen von völlig gleichlautenden Silben begleitet sind, die blos den Rhythmus, den Takt oder das Gleichmaß bezeichnen.

Fast zu allen Zeiten hat man von dieser Art Musik Gebrauch gemacht, Von der egyptischen Königin Kleopatra wird zwar erzählt, daß sie auf einem Schiffe dahinsegelte, dessen Ruder nach dem Takte der Flötentöne, mit denen sich die der Schalmeien und Leiern verbanden, in Bewegung gesetzt wurden. Die armen Schiffer dagegen, die mit ihren schwer belasteten Fahrzeugen den Nilstrom aufwärts ruderten, stimmten eintönige Gesänge an, nach deren Takt sie ihre Bewegungen regelten. Dadurch erleichterten sie sich ihre Arbeit um ein Bedeutendes, und wir wundern uns daher nicht, diesen Gebrauch bis auf unsere Tage im Schwange zu sehen.

Ein berühmter Alterthumsforscher sagt bei dieser Gelegenheit, daß, wenn man die von den alten Egyptern aufgeführten Riesenbauwerke und die gewaltigen Stein-

massen prüfe, die sie aus ungeheuren Felsenmassen herausgebrochen und fast hundert Meilen weit fortgeschafft haben, zu jener Zeit, wo die Physik und Mechanik doch lange nicht ihre heutige hohe Entwicklung erreicht hatten, man sich nicht enthalten könne, anzunehmen, daß die Macht der rhythmischen Gesänge, die gleichzeitig auf zahlreiche Sklaven einwirkte, einen großen Antheil an der Verwirklichung dieser Wunder von Geduld und Willenskraft gehabt habe. Er führt mehrere von diesen überlieferten Gesängen, wie den der Ruderer, der Wasserschöpfer u. a. an, die von Jahrhundert zu Jahrhundert aufbewahrt worden sind.

Und überall hat man diesen Gebrauch mehr oder weniger fortgeführt; in allen Häfen der Welt werden die gemeinsamen Arbeiten der Matrosen nach dem Takte eines eintönigen Gesanges vorgenommen, welcher einfach der Ausdruck der körperlichen Bewegung und des Maßes ist. Maß und Bewegung sind es, die ihre Kraft vervielfältigen, wenn sie die schweren Anker heben oder die Braßleinen der Segel anziehen.

Wir sehen also, daß die Bezeichnung der Musik als „die Sprache des Gefühls“ viel zu eng begrenzt ist, obgleich wir gern zugeben, daß diese Kunst auch in den Fällen, wo sie sich unmittelbar an den Verstand wendet, mittelbar auch auf das Gefühl zu wirken vermag. Geht doch aus dem harmonischen Gesetz, das seinen Grund in der innigen Verbindung des Körpers mit dem Geiste hat, unbestreitbar hervor, daß nichts auf den Körper wirken kann, ohne zugleich auch die Seele zu beeinflussen, sowie umgekehrt kein Einfluß auf die Seele ausgeübt

wird, ohne gleichzeitig den Körper in Mitleidenschaft zu ziehen.

Vergegenwärtigen wir uns folgende beiden Extreme. Ein Regiment Soldaten zieht an uns vorüber nach dem Takte eines einfachen Marsches, den sein voranschreitendes Musikcorps aufspielt. Jedermann fühlt sich in Bewegung gesetzt und bis zu den kleinsten Kindern herab gibt es Niemand, der — wenn auch nur unbewußt — den Takt nicht ausdrückte. Selbst die Vorübergehenden versetzen sich ganz instinktiv in denselben Schritt, und eine große Zahl von Jungen und Alten fühlt sich hingerissen, der Truppe in der nämlichen Bewegungsart bisweilen eine weite Strecke zu folgen.

Entschieden wirkt diese Musik besonders auf die Bewegungsnerven. Die gleiche Wirkung kann durch das einfachste und schlechteste Instrument hervorgebracht werden, bei Menschen wie bei Thieren. Wer hätte niemals gesehen, wie der Tanzbär nach dem Takte einer Querpfeife auf seinen Hinterbeinen herumhumpelt, oder wie die Pferde eines Cirkus, genau dem Rhythmus der Musik entsprechend, dem Publikum eine Quadrille vortanzen? Selbst das unter schwerer Last durch die Wüste schreitende Kameel fühlt sich angespornt, sobald sein Führer es die Töne seiner Pfeife hören läßt, und paßt seine Schritte dem Takte des ihm vorgeblasenen Marsches an. Diese Macht verdankt die Musik, selbst wenn sie sonst noch so schlecht ist, nur ihrem Rhythmus und Takte, in den sie selbst den Erschöpften hineinzuziehen und zu gleichem Schritt mit fortzureißen vermag.

Besuchen wir dagegen einen Konzertsaal, in welchem sich eine auserlesene Gesellschaft versammelt hat, um andachtsvoll den Melodien eines Mozart, Weber, Beethoven, Wagner und anderer großer Meister zu lauschen; welch' auffallenden Unterschied zeigt uns diese Musik hinsichtlich ihrer Wirkung! Ohne ein Glied zu bewegen, verharrt die ganze Gesellschaft in tiefster Ruhe, obgleich sich Jedermann schon durch das Vorspiel wie von einem Zauberstabe berührt fühlt. Mit jedem folgenden Stück wächst die Gemüthsbewegung und bald glänzen in vielen Augen zerdrückte Wasserperlen, die uns die tiefen Empfindungen verrathen, welche sich der Versammlung bemächtigt haben. Diese Musik ist auf das Gemüth berechnet und entfaltet auch in dieser Richtung ihre volle Macht.

Doch nicht blos der Mensch, sondern auch gar viele Thiere sind dem Einflusse der Musik unterworfen. Von dem Hunde wissen wir bestimmt, daß er für musikalische Töne sehr empfänglich ist. „Ich habe Hunde gesehen," berichtet schon Buffon, „die für die Musik eine ausgesprochene Vorliebe besaßen und vom Hofe oder aus der Küche herbeigelaufen kamen, um einer musikalischen Aufführung beizuwohnen, auch dablieben, so lange sie währte, und nachher wieder ihr gewohntes Lager aufsuchten." Sicher hört die Mehrzahl der Hunde dem Gesange der Menschenstimme in den tieferen Tonlagen mit Wohlgefallen zu, begibt sich in die Nähe des Singenden und schmiegt sich auch wohl freundlich an denselben; die hohen Töne einer Diskantstimme dagegen beleidigen meist ihr Gehör und lassen sie in dasselbe klagende Geheul aus-

brechen, wie bei dem Läuten einer Glocke oder dem Blasen von Blechinstrumenten.

Der Elephant besitzt ebenfalls eine große Liebe zur Musik und lernt leicht, sich im Takte zu bewegen; man will sogar beobachtet haben, daß er Trommel und Pfeife mit einigen unartikulirten Tönen begleitet habe. Doch hört auch dieses Thier die tiefen Töne lieber, als die hohen, und nach den Beobachtungen Home's sind ihm unter den Instrumenten das Horn und Piano die angenehmsten. Selbst die kleine Maus zeigt bisweilen Sinn für Musik; nach Archer's Mittheilungen wurde eine solche durch sanftes Flötenspiel angelockt. Hohe, schrille Töne wirken auf das Nervensystem aller Thiere in derselben störenden Weise, wie auf das der Menschen. Sie fliehen davor, so weit sie können, so daß selbst der furchtbare Löwe die Flucht ergreift, wenn er das Krähen eines Hahnes vernimmt.

Unter den Kriechthieren scheinen besonders Schlangen, Eidechsen und Schildkröten für musikalische Eindrücke empfänglich zu sein. Man erzählt von Negern, daß sie mittelst einfacher melodischer Pfeifentöne Schlangen zu zähmen und zu einer Art Tanz abzurichten verstünden. Chateaubriand berichtet als Augenzeuge über eine interessante Scene dieser Art, wo ein Canadier nur durch die Töne seiner Flöte eine mächtige Klapperschlange aus dem Lager entfernte, das Europäer und Indianer zu ihrem Nachtquartier aufgeschlagen hatten. Die Eidechsen lassen sich leicht durch Pfeifen bethören, so daß sie dann mühelos gefangen werden. Auch die Schildkröte, dieses so gleichgiltige und anscheinend so ganz gefühllose Wesen, verschließt ihr Ohr

den magischen Tönen der Musik nicht. „Eben erst eingefangene Schildkröten," sagt B. Müller, „die sich ganz in ihren Schild zurückgezogen hatten, wurden munter und streckten den Kopf hervor, sobald gepfiffen wurde. In ihrer Kiste war ein Becken mit Wasser angebracht, in welchem sich die Wasserschildkröten gewöhnlich aufhielten. Sobald aber gepfiffen oder Flöte geblasen wurde, kamen sie langsam hervor, um mit weit vorgestrecktem Kopfe zuzuhören. Ebenso krochen die Landschildkröten aus den entlegensten Winkeln herbei. Dem leisen Pfeifen und dem sanften Flötenspiele schienen sie vor allen anderen Tönen von Instrumenten den Vorzug zu geben. Hörte die Musik auf, so kehrten sie auch nach ihren Lieblingsplätzen wieder zurück."

Die Musikliebe der Spinne ist bekannt. Besonderes Interesse verdient eine Erzählung, die uns Michelet mittheilt. „Der berühmte Violinspieler Berthaume verdankte seine frühzeitigen Erfolge der Einsamkeit, in der man ihn als Kind arbeiten ließ. Doch hatte er einen Kameraden, dessen Dasein Niemand ahnte, nämlich eine Spinne. Anfangs hielt sie sich in einem Winkel an der Wand, nach und nach aber kroch sie aus ihrem Winkel auf das Notenpult, vom Pulte auf den Knaben und bis auf den geschmeidigen Arm vor, der den Bogen führte. Da hörte sie ganz aus der Nähe zu. Zum Unglück kam eines Tages die Stiefmutter mit einem Fremden in das Zimmer; sie erblickte die gefühlvolle Spinne auf ihrem Posten — ein Schlag mit dem Pantoffel vernichtete sie. Der Knabe fiel in Ohnmacht, lag drei Monate krank und wäre bei-

nahe gestorben." — Professor Reclam hat in einem Leipziger Gewandhauskonzerte eine Spinne beobachtet, die sich beim Spiele eines Violinsolo's von einem Kronleuchter herabließ, während sie jedesmal hurtig in ihren Schlupfwinkel entfloh, sobald das Orchester einfiel.

Woher, wird der freundliche Leser fragen, kommt nun der mächtige Eindruck, den die Musik auf Menschen und Thiere hervorbringt? Durch welche geheime Verwandtschaft können Töne Leidenschaften erregen oder auch besänftigen? „Die Musik ist ein Sinnbild der Bewegung," sagt Radau, „oder vielmehr sie ist selber Bewegung. Sie wendet regelmäßig abgestufte Töne an, zwischen denen die Stimme nach der Willkür des Tonsetzers sich auf und ab bewegt. Indem er die Noten verlängert oder verkürzt, dieselben in Bezug auf Rhythmus und melodische Tonfolge verschiedenartig anordnet, gelingt es ihm, alle Schattirungen der Bewegung, jede Art des Fortschritts, von der schläfrigen Trägheit des Wassers, das sich im Sande verliert, bis zu dem brausenden Ungestüm des Felsbachs, auf's Feinste auszudrücken. Es wirken nun aber die Töne direkt auf unser Nervensystem, indem sie die Fibern der Empfindungsnerven in Mitschwingung versetzen, und rufen auf diese Weise die Stimmung hervor, welche der von der Musik ausgedrückten Bewegungsart entspricht. Den Frohsinn charakterisirt ein leichter, munterer Gang, den Ernst ein feierliches Fortschweben, den Zorn ein stoßweises, heftiges Auftreten. Diese verschiedenen Merkmale kommen ebensowohl den Bewegungen unseres Körpers, als dem Vortrag und der Gedankenbewegung zu; dies Alles

hängt eng zusammen, und in dieser Wechselbeziehung der Sinneseindrücke, der Seelenzustände und Willensäußerungen liegt eben der Grund des Einflusses, den die Musik auf die lebenden Wesen übt."

Der Trübsinn erschlafft unsere Glieder und hemmt den Fortschritt der Ideen; daher stimmt eine Melodie, deren Noten nur langsam und mühevoll in kleinen Schritten durch Halbtöne vorrücken, zu melancholischem Träumen. Wenn dagegen die Noten lustig durch größere Zwischenräume, durch Oktaven und Quinten, springen, regt sich im Hörer Thatenlust und Bewegungsdrang, der im Tanz und im Lachen seinen symbolischen Ausdruck findet.

Diese Erklärung der psychologischen Wirkungen der Musik ist schon Aristoteles nicht entgangen, wenn er fragt: „Warum passen die Rhythmen und die Melodien, welche doch nur Schall sind, sich den Gemüthszuständen an? Etwa weil sie Bewegungen sind, wie die Handlungen? Schon die darin liegende Energie beruht auf einer Stimmung und erzeugt eine Stimmung." Ist denn aber das Wort Stimmung nicht von der Musik entnommen und auf Zustände unserer Seele übertragen, um dadurch diejenigen Eigenthümlichkeiten der Seelenzustände zu bezeichnen, welche durch Musik darstellbar sind?

Alle unsere Gedanken, mögen sie sich schnell oder langsam bewegen, mögen sie ruhe- und ziellos in ängstlicher Aufregung herumirren oder mit Bestimmtheit und Energie ein fortgesetztes Ziel ergreifen, mögen sie sich behaglich in angenehmen Phantasien herumtreiben lassen oder, an eine traurige Erinnerung gebannt, langsam und schwerfällig

von der Stelle rücken, können durch die melodische Bewegung der Töne nachgeahmt und ausgedrückt werden. So zaubert uns die Musik gleichsam eine unkörperliche, nur aus rhythmischen Bewegungen und Empfindungen bestehende Welt vor, in die wir gern uns auf kurze Zeit versenken, der am Körper haftenden Erdenschwere vergessen und uns ganz dem magischen Einflusse der mächtigsten der Künste überlassen.

Parlamente und Parlamentswahlen.

Eine zeitgemäße Plauderei

von

A. Berthold.

Fast in sämmtlichen konstitutionellen Staaten Europa's tagen augenblicklich die Volksvertretungen; alle Zeitungen sind mit Parlaments- oder Reichstagsberichten, mit Betrachtungen über die Verhältnisse der verschiedenen Parteien und über deren Kämpfe gefüllt, und da außerdem für das deutsche Reich demnächst wieder Reichstags-Neuwahlen bevorstehen, so dürften unsere nachstehenden Betrachtungen über Parlamente und Parlamentswahlen gegenwärtig ganz besonders zeitgemäß sein und auf das Interesse der Leser rechnen dürfen.

Noch vor fünfzig Jahren besaßen eigentlich nur zwei europäische Staaten ein Parlament, England und Frankreich, und wie der für Volksvertretung allgemein üblich gewordene Name „Parlament" schon andeutet, stammt die ganze Einrichtung aus England, das sich allerdings rühmen kann, schon im Jahre 1215 die erste Einrichtung einer ständischen Vertretung besessen zu haben, welche Regierungsrechte ausübte. Das erste eigentliche Parlament, bestehend aus Rittern und Bürgern, wurde in England am 20. Januar 1265 eröffnet, und dort, wo man an politischen Einrichtungen mit außerordentlicher Zähigkeit hängt, ist die Einrichtung des Parlaments bis zum Anfang dieses Jahrhunderts fast genau dieselbe geblieben.

Wo auch sonst Parlamente oder Volksvertretungen eingerichtet worden sind, haben sie doch fast nirgendwo eine ähnliche Macht im Staate erreicht, wie die 1194 Parlamentarier, welche England besitzt, und von denen 514 im Hause der Lords und 670 im Hause der Gemeinen sitzen. Nirgends sind daher auch so eigenthümliche parlamentarische Verhältnisse zu finden, als in England, dessen Parlament und Parlamentswahlen wir zuerst betrachten wollen, da ihm durch das Alter der Vorzug vor allen anderen gebührt.

Bekanntlich ist noch heute die englische Regierung gezwungen, sofort ein neues Ministerium zu berufen, wenn das bisher regierende nicht mehr die Majorität im Unterhause hat, und die Wichtigkeit des Unterhauses für ganz England geht schon daraus hervor, daß nicht blos die Hauptstaatsgesetze in ihm zuerst berathen werden, daß es

die Abgaben bewilligt und den Staatshaushalt festsetzt, sondern daß es auch Privatgesetze, die Statuten für Handels- und Industriegesellschaften und die Erbauung von Eisenbahnen zu genehmigen hat, ja selbst in das Privatleben einzelner Personen eingreift, indem von seiner Entscheidung in manchen Fällen die Erlaubniß zur Eingehung von Ehen oder zu Ehescheidungen durchaus abhängig ist. Es ergeben sich jedoch auch mancherlei Unzuträglichkeiten aus dieser Einrichtung, wie sich z. B. zeigte, als man vor einigen Jahren in London Omnibusse in den Verkehr stellen wollte, in denen besondere Abtheilungen für Raucher eingerichtet werden sollten. Die Genehmigung zum Betrieb der Omnibusse ist durch eine Parlamentsakte, durch ein solches Privatgesetz bewilligt; wollte man nun besondere Raucherabtheilungen einführen, so wäre man gezwungen gewesen, sich an das Parlament zu wenden und die ganze Gesetzgebungsmaschine in Thätigkeit zu setzen, was nach einer angestellten Berechnung die Summe von drei- bis vierhunderttausend Mark gekostet hätte!

Von Alters her hat jeder englische Bürger, jede Gemeinde, jede Gesellschaft das Recht, Gesuche und Bitten an das Parlament zu richten, und im Laufe der Jahrhunderte sind schon recht sonderbare Ansinnen an das Parlament gestellt worden. So mag erwähnt werden, daß im Jahre 1645 die Stadt London ein Gesuch einreichte, wonach die Verwendung von Steinkohle zum Heizen von Oefen aller Art verboten werden sollte; die Stadt drang auch mit dieser Petition nicht nur durch, sondern das Gesetz, das die Benutzung der Steinkohle verbot, blieb

sogar bis zum Jahre 1750 in Kraft, wo sowohl in England als in Frankreich die damals vorhandenen Verbote der Steinkohlenfeuerung aufgehoben wurden. Im Jahre 1650 erbat die Londoner Gemeinde ein Gesetz des Parlaments gegen die Verwendung des Hopfens zum Bier, „da dasselbe dadurch verfälscht wird und seine narkotischen Bestandtheile die Gesundheit der Menschen gefährden," drang aber damit glücklicherweise nicht durch.

Die Wahlen vollziehen sich in England in einer höchst eigenthümlichen Weise. Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts konnte man eigentlich von einer wirklichen Vertretung des Volkes im Unterhause nicht reden. Die Katholiken waren überhaupt von der Wählbarkeit und vom Wählen ausgeschlossen. Das Recht, Abgeordnete zu wählen, hatten dagegen eine große Menge von kleinen alten Burgflecken, in denen manchmal nur 50 bis 60 Wähler waren, während Städte mit Hunderttausenden von Wählern überhaupt nicht berechtigt waren, Abgeordnete in das Unterhaus zu schicken. Die letzten Auswüchse dieses Systems wurden erst im Jahre 1884 beseitigt, und seit dieser Zeit dürfte auch das unglaubliche System der Wahlbestechungen ein Ende genommen haben, welches bis dahin in England üblich war. Wer als Kandidat für das Unterhaus auftreten und sich in einer Grafschaft oder einem Wahlkreise wählen lassen wollte, mußte über außerordentliche Mittel verfügen, denn derjenige Kandidat trug früher gewöhnlich den Sieg davon, der am meisten Geld zu Bestechungen, für öffentliche Aufzüge, für Veranstaltung von Versammlungen, öffentlichen Schmausereien und Zechereien aus-

geben konnte. Selbstverständlich konnte der Kandidat die Wahlagitation nicht allein machen; es gab daher gewerbsmäßige Wahlagenten, welche das Geld, das sie von ihrem Auftraggeber erhielten, mit vollen Händen ausstreuten, schon wochenlang vor der eigentlichen Wahl große Umzüge mit Fahnen, Bannern und Musikchören veranstalteten und am Wahltage selbst die Wähler theils durch Bestechungen und Zahlung von Geld für ihre Kandidaten zu gewinnen suchten, theils sie dadurch für ihre Zwecke dienstbar machten, daß sie ihnen freie Zeche gewährten und dann die Betrunkenen vor den Wahltisch führten, um ihnen dort zuzuflüstern, was sie zu sagen hätten. Schon am Tage vor der Wahl begannen in den Wahlorten diese Zechereien auf Kosten der Kandidaten, und manchen der Leute, die im Unterhause saßen, kostete der Platz, den sie einnahmen, viele Hunderttausende von Mark nach unserem Gelde.

Die Würde eines Parlamentsmitgliedes ist in Englands allerdings auch eine sehr große, eine so außerordentliche, daß sich reiche Leute wohl den Luxus einer höchst kostspieligen Wahlagitation gestatten können. Wir erstaunen unwillkürlich, wenn wir hören, wie das Parlament für seine Beamten sorgt, welche es aus seiner eigenen Mitte wählt. Ganz unverhältnißmäßig hoch sind diese Gehälter, welche zu Repräsentationszwecken dienen sollen, insbesondere im Oberhause, dem Hause der Lords, und für oft höchst kleinliche Dienstleistungen, die sich lediglich auf Ceremonien und Förmlichkeiten erstrecken, werden Summen bezahlt, die für unsere Begriffe geradezu ungeheuerlich sind. Der Lordkanzler beispielsweise bezieht 200,000 Mark,

der Vorsitzende der Kommission 50,000, dessen Beirath 30,000, der Prüfer der Geschäftsordnung 18,000, der Clerk der Parlamente 60,000, dessen Gehilfe 42,000, der Clerk der Kommissionen 24,000, der Hauptclerk des Parlamentsbureaus 24,000, weitere Clerks 20,000, 19,000, 18,000, der Träger des schwarzen Stabes 40,000 Mark jährlichen Gehaltes.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wohin schon vor mehr als hundert Jahren die Einrichtung des englischen Parlaments übertragen wurde, haben es zu noch bedeutenderen Auswüchsen gebracht, als jemals im Mutterland bestanden, und nicht zum Wenigsten mag zu diesen Auswüchsen und eigenthümlichen Erscheinungen der Umstand beigetragen haben, daß der Nordamerikaner, sobald es sich um Politik handelt, aus einem ernsten, überlegenden Geschäftsmann, der er sonst ist, ein höchst erregter, leidenschaftlicher Parteimann wird, dem es bei dem sogenannten Wahlkampf nicht darauf ankommt, mit dem Revolver in der Faust seiner Meinung Geltung zu verschaffen. Bei der nicht zu leugnenden großen Korruption, die in Amerika herrscht, werden auch hier die Wahlen fast ausnahmslos durch Bestechung durchgesetzt, und die beiden Parteien der Demokraten und Republikaner wenden, wenn die Wahlen vor der Thür stehen, wochenlang vorher alle möglichen und unmöglichen, gesetzlichen und ungesetzlichen Mittel auf, um ihren Kandidaten zum Siege zu verhelfen. Millionen von Dollars werden in solchen Wahlperioden für Agitationen und Bestechungen ausgegeben; die erbärmlichsten Menschen haben Gelegenheit, sich hier

auf Kosten der Kandidaten zu bereichern, Betrug und Schwindel gemeinster Art wird verübt, und das ganze Land geräth in einen Aufruhr, von dem wir uns in Deutschland kaum eine Vorstellung machen können, trotzdem ja auch bei uns die politischen Parteikämpfe in dem letzten Jahrzehnt größer und heftiger geworden sind, als je.

Die Korruption, die in Amerika, wie bereits erwähnt, herrscht, macht allerdings das Mitglied des amerikanischen Kongresses, der in Washington tagt, fähig, alle Agitationskosten, die es für seine Wahl aufgewendet hat, wiederzugewinnen; wenn Konzessionen für Eisenbahnen oder andere größere Unternehmungen vom Kongreß erbeten werden, dann kommt es den Unternehmern nicht darauf an, die Abgeordneten mit Millionen zu erkaufen. Solche Gelegenheiten bieten sich den „Volksvertretern" genug im Laufe der Legislaturperiode, um gegen Bestechung und gute Bezahlung ihr Votum bald in dieser, bald in jener Richtung abzugeben, und der ganze Kongreß wird von der Mehrzahl seiner Mitglieder als eine Art melkende Kuh betrachtet, von der man möglichst viel zu ziehen sucht. Den Mitgliedern des Kongresses steht das Recht zu, sich alle Auslagen, die sie für Parlamentszwecke machen, vom Staate erstatten zu lassen; hierbei werden nun Rechnungen aufgestellt und bezahlt, an denen manchmal die Unverschämtheit, mit der solche Forderungen erhoben werden, das einzige Substantielle und Anzuerkennende ist.

Was die Vereinigten Staaten von Nordamerika der Bundessenat kostet, ist aus dem Bericht des Sekretärs

des Senats ersichtlich. Darnach verbrauchten die Senatoren in der letzten Kongreßsession, welche bis spät in den Sommer hinein dauerte, u. A.: mehrere Quart Arnika, einige Dutzend Flaschen Liniment, einige Kisten Eau de Cologne, große Quantitäten Schminke, Parfümerien, Pomaden, Haaröl, Jamaika-Ginger, Chininpillen, vier Dutzend Korkzieher u. s. w. Die Senatoren erhalten neben ihrem Gehalt noch 125 Dollars jährlich, aus welchen sie ihren Verbrauch an Schreibmaterialien bestreiten und welche sie baar beziehen können. Im Ganzen genommen kostet jeder Bundessenator dem Lande jährlich 11,550 Dollars.

Ueber die Plünderung des Staates durch die Parlamentarier und über ihre Bestechlichkeit machen die Amerikaner selbst die schärfsten Glossen, und ungenirt und ungestraft macht sich die amerikanische Presse über den Kongreß und die Korruption seiner Mitglieder lustig. Man weiß genau, daß die meisten von diesen Kongreßmitgliedern gewerbsmäßige Parlamentarier sind, man verspottet ihre Redseligkeit, und sehr bezeichnend ist der Scherz, den sich die amerikanischen Zeitungen über einen der größten Redner des Kongresses erlaubten, indem sie schrieben, dieser große Parlamentarier sei gar nicht in der Lage, einen einfachen Satz von sich zu geben, wie z. B.: zwei mal zwei ist vier. Sollte er diesen Satz öffentlich aufstellen, so würde er ungefähr reden: „Meine Herren, wenn wir den Wunsch und die Absicht hätten, vermöge jener rechnerischen Operation, die in allen Kreisen des Volkes unter dem Namen Multiplikation bekannt ist, das Produkt zu berechnen, das sich ergibt, wenn man die Summe von zwei Einheiten

mit sich selbst vermehrt, so würden wir finden — und ich behaupte dies zuversichtlich und ohne irgend erheblichen Widerspruch zu befürchten — so würden wir, ich wiederhole dies, meine Herren, durch geeignete und richtige Anwendung jener näher bezeichneten rechnerischen Operation finden — und ich bin bereit, für diese Behauptung die volle Verantwortlichkeit zu übernehmen — daß das Produkt von zwei mal zwei — vier ist."

Auch in anderer Weise zeigen die parlamentarischen Verhältnisse von Nordamerika Humor, für welchen der Amerikaner bekanntlich viel Sinn hat; allerdings ist dieser amerikanische Humor von eigener Art, und er tritt in dieser Originalität ganz besonders hervor in den Wahlwetten, welche bei jeder Parlamentswahl, sowie auch bei der Präsidentenwahl eingegangen und zum Austrag gebracht werden. So hat auch die Wahl des letzten Präsidenten Harrison eine große Anzahl von Wahlwetten gezeitigt, über welche seinerzeit die amerikanischen Zeitungen allein aus New-York berichteten:

„Der Wirth des Windsor-Hotels soll, da Cleveland unterlegen ist, eine Fußreise von New-York nach der Bundeshauptstadt unternehmen. Elmer Thomas, ein ‚Clevelander' in des Wortes doppelter Bedeutung, verpfändete in einer Wette sein Wort, an dem Tage, an welchem Cleveland's Wahl entschieden werde, mit Fräulein Minnie Webster sich trauen zu lassen, im Falle jedoch, daß sein Kandidat geschlagen würde, mit dem Heirathen zu warten, bis wieder einmal ein Demokrat zum Präsidenten gewählt werden würde. Man hegt den Verdacht, daß der junge

Mann an die Erwählung Harrison's glaubte und dieselbe mit allen Kräften förderte, um so einer Klage auf Bruch des Heirathsversprechens auszuweichen. — Ein Cincinnatier muß, um seiner Wette gerecht zu werden, drei Tage lang, während er seinen Geschäften nachgeht, mit einem Unterrock bekleidet erscheinen. Ein wettender Landsmann von ihm zog, mit einem mächtigen Besen bewaffnet, aus, aber nicht, um ihn als Siegeszeichen zu schwenken, sondern um, seinem gegebenen Wort gemäß, die Strecke von Elm- bis Plumstreet — eine Entfernung von einer halben Meile — rein zu fegen. Ein bekannter New-Yorker Millionär und Bankdirektor, der durch das Resultat der Wahl eine Wette verlor, mußte eine sonderbare Bedingung erfüllen, die darin bestand, am Montag mit seiner Frau im Parquet des Thaliatheaters zu sitzen, auf seinem pechschwarzen Haar in weißer Oelfarbe das Datum „6. November 1888" aufgepinselt tragend."

Allgemein üblich ist es in Amerika, bei Wahlen um Hüte zu wetten, und Derjenige, der die Wette verloren hat, ist verpflichtet, nach Ausgang der Wahl dem Gewinner einen passenden eleganten Hut zu verehren.

Was die durch die Parlamentsmitglieder der Staatskasse verursachten Unkosten betrifft, so lassen sich darauf bezügliche Kuriosa übrigens nicht nur aus der Neuen Welt berichten. Im Dezember 1888 fand z. B. in der belgischen Deputirtenkammer in Brüssel eine höchst ernste Debatte statt, in welcher eine Anzahl von Volksvertretern für ihren Cognac kämpften: Es war bis dahin üblich gewesen, daß jedem Deputirten während jeder Sitzung ein

Glas Cognac bewilligt wurde, welches er, mit Wasser vermischt, trinken konnte, um sich die Kehle anzufeuchten, wenn er etwa eine Rede halten wollte. Natürlich wurde nur die beste Marke Cognac genommen, und je nach der Länge der Sitzungen betrug die Ausgabe für Cognac in jeder Session 5000 bis 5700 Franken. Da das belgische Parlament dem Staat so wie so schon jährlich über eine halbe Million Franken kostet, so wurde von sparsamen Mitgliedern des Hauses beantragt, den Cognac durch Zuckerwasser zu ersetzen. Trotz der lebhaften Opposition der Cognacverehrer drang dieser Antrag auch durch, und es wurde jedem Volksvertreter, der ohne Cognac nicht seiner Volksvertreterpflicht nachkommen konnte, anheimgestellt, sich den Cognac auf eigene Rechnung zu beschaffen. —

In Frankreich bezeichnete man mit dem Namen Parlament früher die obersten Reichsgerichte, die seit 1790 aufgehoben sind. Eine Volksvertretung besitzen die Franzosen seit der großen Revolution, und wenn dieselbe zur Zeit Napoleon's I. wenig zu sagen hatte und sich vollständig seinen Wünschen und Befehlen fügte, so ist sie doch späterhin zu außerordentlicher Machtstellung gelangt. Sie hat je nach Wunsch der Wähler Herrscherhäuser abgesetzt und wieder aufgenommen, und welche Bedeutung die laut Gesetz vom 25. Februar 1875 durch die Deputirtenkammer und den Senat ausgeübte Legislative heute besitzt, weiß Jedermann. Auch in Deutschland folgt man mit großer Aufmerksamkeit und Spannung den Verhandlungen dieses Parlaments, denn von seinen Beschlüssen ist leider auch für uns Krieg und Frieden abhängig, und manchmal sind

für Deutschland und seine Verbündeten die Vorgänge in der französischen Deputirtenkammer wichtiger, als die im deutschen Reichstage oder in den Parlamenten der deutschen Bundesstaaten. Welche Scenen sich oft in jener infolge der Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit des französischen Nationalcharakters entwickeln, ist allgemein bekannt, und außer in dem französischen kommt es nur noch in dem ungarischen und spanischen Parlament vor, daß man sich während der Sitzung schimpft und schlägt und nach derselben wegen politischer Meinungsverschiedenheiten duellirt.

Nebenbei bemerkt, hat Ungarn die größte Zahl von Parlamentariern von allen Staaten der Welt, es hat nämlich 1280 Abgeordnete, und zwar 840 Mitglieder der Magnatentafel und 440 Mitglieder des Abgeordnetenhauses. Die Zahlen der übrigen europäischen Staaten, mit Ausschluß Deutschlands und der bereits genannten Länder, stellen sich wie folgt: Spanien hat 800, Oesterreich 550, Schweden 350, Portugal 299, Griechenland 244, Norwegen 215, Belgien 192, die Schweiz 189, Dänemark 168 und die Niederlande 125 Abgeordnete.

Wenden wir uns jetzt zu unserer eigenen Heimath, so erfahren wir, daß Deutschland 2600 Parlamentarier hat, welche Zahl in Wirklichkeit jedoch nicht ganz zutreffend sein dürfte, da hier die Mitglieder des Reichstags (397 Abgeordnete) und der Landtage der verschiedenen Bundesstaaten zusammengezählt sind, eine große Anzahl von Parlamentariern aber gleichzeitig im Reichstag und in den bundesstaatlichen Vertretungen sitzt, insofern also doppelt gezählt sind. Deutschland hat aber 2600 Man-

date zu vertheilen, und 3 Millionen Mark Kosten verursacht ungefähr die parlamentarische Thätigkeit dieser Abgeordneten. Mit die geringsten Kosten verursacht der deutsche Reichstag, dessen 397 Abgeordnete im letzten Etatsjahre rund 384,000 Mark Kosten machten. Bekanntlich beziehen aber die Mitglieder des deutschen Reichstags keine Diäten, weil man vermeiden wollte, daß sich berufsmäßige Parlamentarier für den deutschen Reichstag ausbildeten; trotzdem ist aber dieser Zweck nicht erreicht worden.

Unter den deutschen Bundesstaaten steht Preußen mit 725 Parlamentariern (292 im Herrenhaus, 433 im Abgeordnetenhaus) obenan. Das preußische Abgeordnetenhaus kostete im letzten Etatsjahre 1,212,320 Mark, das Herrenhaus 172,920 Mark. Bayern hat 229 Deputirte (73 im Herrenhaus, 156 im Abgeordnetenhaus) und brauchte für sein Parlament im letzten Etatsjahre 428,500 Mark. Die größte Zahl von Volksvertretern nach Bayern hat Hamburg mit 178 Abgeordneten (18 im Senat und 160 in der Bürgerschaft). Die Kosten für den Hamburger Senat belaufen sich auf 640,600 Mark, da die meisten Senatoren besoldete Beamte sind; die Vertretung der Bürgerschaft kostete 36,500 Mark. Die freien Städte haben sämmtlich sehr zahlreiche gesetzgeberische Körperschaften, Bremen hat deren 164, Lübeck 135. Dann erst kommen Württemberg und Sachsen mit je 127 Parlamentariern. Württemberg wendet jedoch für seine Volksvertretung 366,651 Mark auf, während die Kosten in Sachsen nur 126,900 Mark betragen. Baden hat 94 Parlamentarier, das Großherzogthum Hessen 90, Braunschweig

hat 46, Anhalt 36, Oldenburg 34, Sachsen-Weimar-Eisenach 31 Abgeordnete, Sachsen-Altenburg und Sachsen-Koburg-Gotha je 30, Reuß jüngere und ältere Linie 28, Sachsen-Meiningen 24, Lippe 21, Schwarzburg-Rudolstadt 16, und Schaumburg-Lippe, Schwarzburg-Sondershausen und Waldeck je 15 Abgeordnete. Schaumburg-Lippe und Schwarzburg-Rudolstadt wenden je 2000 Mark für ihre Volksvertretung auf, noch weniger aber 'verwendet Reuß ältere Linie, welches laut offiziellen Angaben im letzten Etatsjahre für seine Volksvertretung nur 391 Mark aufzubringen hatte.

Mit den Parlamenten außerhalb Europa's wollen wir uns nicht weiter beschäftigen, es mag nur erwähnt werden, daß auch Neu-Seeland jetzt eine Volksvertretung besitzt, und daß diese sich anscheinend die amerikanischen Parlamentarier zum Muster genommen hat. Vor einigen Monaten wenigstens brachten Korrespondenzen aus Sydney folgenden humoristischen Vorfall aus dem neuseeländischen Parlament:

„Tag und Nacht ununterbrochen dauerte die Sitzung, da die Oppositionspartei jede Abstimmung immer und immer wieder zu hintertreiben wußte. Endlich erlahmten selbst die stämmigsten und aufgewecktesten Anhänger der Regierung. Da, es war Morgens um drei Uhr, erschien ein schwerbepackter Wagen vor der Parlamentspforte. Schleunigst und in aller Stille wurde seine Ladung, 30 Decken, 30 Kopfkissen und 30 Matratzen, in das Gebäude hineingeschmuggelt und in den Bureaux der Regierungspartei geborgen. Ebenso sorgfältig wurden hierauf

die Zimmer wieder abgeschlossen. Die Regierungsleute hatten aber die Rechnung ohne die Opposition gemacht. Zwei Mitglieder derselben waren von dem Eintreffen der geheimnißvollen Ladung rechtzeitig verständigt worden, erklommen im Dunkel der Nacht von außen her die steile Wand des Parlamentsgebäudes, öffneten ein Fenster und schafften die 30 Stück Matratzen, Kissen und Decken in das feindliche Lager, in die Zimmer der Opposition hinüber. Der Raub der Lagerstätten stellte sich alsbald heraus, die Opposition gab ihre Beute aber erst wieder her, nachdem sich die Regierung anheischig gemacht hatte, dieselben unverzüglich an die Firma, von welcher sie gemiethet worden waren, zurückzuschicken. Das ist thatsächlich geschehen."

Selbst die Sandwich-Inseln haben ja heutzutage ihr Parlament, doch beweist diese rein äußerliche Nachahmung der zuerst in England in's Leben getretenen Institution nichts für den Werth oder Unwerth derselben, denn weit mehr als auf die Staats- und Regierungsformen an sich kommt es auf den Geist an, in welchem dieselben gehandhabt werden.

Mannigfaltiges.

Herzog und Schneider. — Unter den Fürsten der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts glänzte Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha und Altenburg (1745—1804) durch hohe Bildung und Liebe für Wissenschaft und Kunst. Er war ein ernster, gerechter, in seinen Grundsätzen strenger, aber gegen seine Unterthanen sehr milder, überhaupt ein höchst menschenfreundlicher Fürst. In seinen jüngeren Jahren gründete er in Gotha unter Eckhof's Leitung ein für die Bildung der deutschen Schauspielkunst höchst einflußreiches Theater und eine ausgezeichnete Kapelle. Später wandte sich seine Neigung fast ganz den Wissenschaften zu, und diesen, besonders der Astronomie und Mathematik, widmete er seine ganze freie Zeit. Er wurde der Erbauer der Sternwarte bei Seeberg.

Bisweilen machte er einen Ausflug nach England oder nach der Schweiz, in welchen beiden Ländern er damals die freieste Bewegung und den größten Volkswohlstand fand. Von einer dieser Reisen erzählte einer der Begleiter des Herzogs folgende Episode:

Der Herzog wußte, daß sein Generalsuperintendent Storch in Kranichfeld (damals altenburgisch, jetzt halb meiningisch und halb weimarisch) in London einen Bruder hatte, der Schneider war, und ließ den Superintendenten fragen, ob er ihm etwas an diesen Bruder mitgeben wolle, er würde es gern besorgen.

Der Superintendent benutzte die gnädige Aufforderung und übersandte einen Brief und ein Päckchen.

Einige Wochen nach seiner Ankunft in London, wo der Herzog als ein naher Verwandter des Königshauses bei Hofe sehr in Anspruch genommen wurde, gedachte er des mitgenommenen Briefes und Päckchens an den Schneidermeister Storch und übersandte ihm beides mit einem gnädigen Gruß durch seinen Kammerdiener. Storch, hocherfreut, ließ durch den Kammerdiener beim Herzog anfragen, ob er ihm nicht seine Aufwartung machen und seinem Landesherrn mündlich für die ihm erwiesene Gnade danken dürfe.

Einem Schneider eine besondere Audienz zu geben, dünkte dem Herzog doch seltsam. Da fiel ihm in seiner Gutmüthigkeit ein, sich den Schneidermeister zum Anmessen eines Anzuges zu bestellen und die Angelegenheit auf diese Weise zu erledigen. Zur bestimmten Stunde fuhr eine Equipage vor. Ein Livreebedienter öffnete den Schlag. Ein sehr eleganter Herr stieg aus, und bald darauf wurde dem Herzog, der ihn vom Fenster aus hatte aussteigen sehen, der zum Maßnehmen beorderte Schneidermeister Storch gemeldet.

Verwundert ließ ihn der Herzog in sein Kabinet eintreten, und sah sich von einem feinen Manne mit ungezwungenem Anstande ehrfurchtsvoll begrüßt, der sich als Bruder des Generalsuperintendenten Storch in Kranichfeld vorstellte. Der Mann gefiel dem Herzog. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erkannte bald, daß er einen sehr gebildeten Mann vor sich habe. Nach längerer Unterredung kam der Herzog auch auf seine Bestellung und wollte sich nun das Maß nehmen lassen.

„Das ist bereits geschehen," erwiederte der Schneider.

„Wieso?" fragte der Herzog verwundert.

„Ich habe mir Eurer Durchlaucht Gestalt angesehen," versetzte der Meister, „und eines Weiteren bedarf es nicht. Ich hafte dafür, daß Alles auf's Beste passen soll."

Darauf empfahl er sich in ehrerbietiger Bescheidenheit.

Das war ein Vorkommniß, wie es dem Herzog noch niemals begegnet war. Sein Staunen wuchs indessen noch mehr, als bereits am folgenden Morgen der Schneidermeister mit dem fertigen Anzuge vor ihm erschien und in der That Alles auf's Genaueste paßte.

„Wie ist das nur möglich, daß Sie mit dem Anzug schon fertig sind?" rief der Herzog.

„Wenn Durchlaucht mir die Gnade erweisen wollen, mein Etablissement in Augenschein zu nehmen, so werden Hochdieselben sich bald überzeugen, wie es möglich ist," antwortete Storch. „Ich betreibe mein Geschäft fabrikmäßig. Jeder meiner Arbeiter hat seine bestimmte Aufgabe auszuführen, und so geht es schnell aus einer Hand in die andere. Vielleicht ist es Euer Durchlaucht nicht uninteressant, eine solche Einrichtung kennen zu lernen?"

Neugierig nahm der Herzog für den folgenden Tag die Einladung an und war noch mehr überrascht, als der Meister ihn bei dieser Gelegenheit zum Mittagessen einlud, wobei er versicherte, daß Seine Durchlaucht eine seiner nicht unwürdige Tischgesellschaft finden würde.

Der Herzog sagte zu, und der Schneider entfernte sich erfreut, aber keineswegs mit dem Ausdrucke, als sei ihm mit der Zusage eine außerordentliche Gnade erwiesen. Zur bestimmten Stunde fuhr der Herzog vor Storch's Hause vor und wurde von Letzterem ehrerbietigst empfangen. Der Meister führte ihn in seine reiche Tuchniederlage und dann in die großen, mit Arbeitern gefüllten Räume, von denen Jeder zu einem besonderen Theil einer Kleidung bestimmt war. Der Herzog bewunderte die sinnreiche Einrichtung, nach welcher ein Rock, in seiner Gegenwart zugeschnitten, durch die verschiedenen Räume wanderte und nach einigen Stunden, die er im Etablissement verweilte, ihm als fertiges Kleidungsstück vorgelegt wurde.

Als es Zeit zur Tafel war, führte Meister Storch seinen hohen Gast über den mit seltenen blühenden Pflanzen geschmückten Hof in ein zweites schönes Haus, das mit der Front auf einen der elegantesten Plätze hinausging. Hausflur und Treppe waren mit kostbaren Teppichen bedeckt, und der Herzog trat in eine Reihe geschmackvoll möblirter Zimmer und fand hier eine Gesellschaft von Personen vor, die er kannte, weil er sie mit seinem Besuche beehrt hatte: die angesehensten Staatsmänner und Gelehrten, deren Namen Storch durch die Bedienten des Herzogs ausgekundschaftet hatte, und dann auch einige Mitglieder der Schneiderinnung, die aber in ihrem Aeußeren und Betragen von den übrigen Gästen durchaus nicht zu unterscheiden waren. Speisesaal und Tafel waren auf's Glänzendste geschmückt, und Mahl, Wein und Bedienung ließen den Herzog nichts vermissen, so daß er sich bald ganz behaglich fühlte.

Den Trinkspruch, den der Wirth auf den Herzog ausbrachte, erwiederte dieser mit dem auf die ehrsame Schneiderinnung in London.

Nach ziemlich langdauernder Tafel und nach einer belebten Unterhaltung sprach der Herzog noch einige Zeit mit dem Wirthe und dankte ihm für die belehrenden und angenehmen Stunden.

Am Tage nach diesem Gastmahl ließ sich eine Deputation der Schneiderinnung beim Herzoge melden.

Er empfing sie freundlich, und die beim gestrigen Mahle anwesenden Meister, der Deutsche Storch an der Spitze, traten ein und dankten dem Herzog Namens der Innung und im eigenen Namen für die Ehre, die er ihnen am Tische eines ihrer Mitglieder erwiesen, und ersuchten ihn, das Ehrendiplom der Innung, das sie ihm, prachtvoll in Purpursammet gebunden und reich verziert, ein Kunstwerk in seiner Art, auf einem Sammetkissen überreichten, gnädigst anzunehmen. Der Herzog fand sich dadurch sehr geehrt und zeichnete seinen Namen mit der goldenen Feder, die ihm dargeboten wurde, in das Mitgliederverzeichniß ein.

Oft erinnerte er sich dieses Erlebnisses, wie er in London in die Schneiderinnung aufgenommen wurde, und erzählte es gern.

E. K.

Die Statistik und die Wochentage. — Die Statistik, diese jüngste der Wissenschaften, welche eine Helferin und Dienerin fast aller anderen geworden ist, gibt uns hin und wieder höchst originelle Aufschlüsse über Verhältnisse des allgemeinen Lebens, von deren gesetzmäßigem und vorher berechenbarem Verlaufe man bisher keine Ahnung hatte. So belehrt uns die Statistik darüber, daß die einzelnen Wochentage im öffentlichen Leben eine höchst verschiedene Rolle spielen, und wahrscheinlich wird der Leser nicht wenig erstaunt sein, wenn er erfährt, daß selbst die Gefühle und Gedanken eines ganzen Volkes oder wenigstens von Millionen einer Bevölkerung schonungslos enthüllt werden. Die Statistik hat uns z. B. darüber belehrt, daß die Bevölkerung von Paris, die sich so gern das Centrum der Welt nennt und mit ihrer Aufklärung prunkt, so abergläubisch ist, wie kaum die Bevölkerung eines unkultivirten Landes. Der Freitag gilt in Paris für einen derartigen Unglückstag, daß Tausende und abermals Tausende von Parisern an diesem Tage nichts Geschäftliches unternehmen, ja selbst Reisen vermeiden. Entdeckt wurde dieser abergläubische Brauch, um nicht zu sagen diese abergläubische Gesinnung, durch eine Statistik des Verkehrs, die man auf den zahlreichen Pariser Bahnhöfen, sowohl der von außen einmündenden Linien, als der Lokalbahnen, die nach Versailles und anderen Nachbarorten führen, hat anstellen lassen. Der Sonntag wies, insbesondere in der schönen Jahreszeit, natürlich den größten Verkehr auf, den nächstgrößten Verkehr hatte der Donnerstag, einen ziemlich schwachen Verkehr der Montag, und noch um ein Drittel schwächer als dieser Montagsverkehr war der Verkehr des Freitags. Der Donnerstag ist als der nächststärkste Verkehrstag nach dem Sonntage nur aus dem Grunde zu verzeichnen, weil eben die abergläubischen

Pariser sich alle Mühe geben, gewisse Geschäfte schon am Donnerstag zum Abschluß zu bringen, die sie wegen ihres Aberglaubens am Freitag nicht machen wollen.

Im Berliner Pferdeeisenbahnverkehr hat sich die Erscheinung ergeben, daß ebenfalls der Donnerstag und neben ihm noch der Dienstag die stärksten Verkehrswochentage sind. Der Montag bringt allgemein in fast allen Großstädten einen geringeren Verkehr, trotzdem es sich um den Anfang der Woche handelt. Aber die Ruhe des Sonntags scheint noch nachzuwirken, auch kehrt anscheinend bei vielen Tausenden die richtige Arbeitslust erst am Dienstag wieder.

Der Montag hat in der Statistik noch einen sehr schlechten Ruf dadurch, daß er der Hauptunglückstag ist. Die Statistik für die öffentlichen Unfälle in Deutschland weist nach, daß die weitaus meisten Unglücksfälle am Montag geschehen, und leider ist die Erklärung eine sehr einfache. Der Sonntag hat Tausende von Leuten veranlaßt, über die Stränge zu schlagen, länger aufzubleiben als sonst, vielleicht auch mehr zu trinken als nöthig war, und so folgt denn am Montag die Abspannung, die Schlafsucht, die mangelhafte Aufmerksamkeit auf die Gefahren, die der Betrieb mit sich bringt, und die Spezialstatistik der deutschen Fuhrgenossenschaft erwähnt ausdrücklich, daß der überraschend starke Prozentsatz von Unglücksfällen im Fahrverkehr am Montag darauf zurückzuführen sei, daß die Kutscher infolge des durchschwärmten Sonntages während der Fahrt schliefen und die nothwendige Aufmerksamkeit außer Acht ließen, ja daß selbst in den Vormittagsstunden des Montags eine große Anzahl von Verunglückungen, insbesondere Zusammenstöße mit anderen Wagen, dadurch entständen, daß die Kutscher vom Sonntag her noch halb angetrunken seien.

Eine hochbedeutsame Statistik, welche ein großes Stück sozialer Frage in sich schließt und uns einen eigenthümlichen Einblick in

Lebensverhältnisse thun läßt, belehrt uns über das Vorkommen der Selbstmorde an den verschiedenen Wochentagen. Der Moralstatistiker Guerry gibt Resultate, welche aus dem Durchschnitt der nach 6587 Beobachtungen auf jeden Tag fallenden Selbstmorde gezogen sind. Es nahmen sich überhaupt am Sonnabend am wenigsten Menschen das Leben (11,19 Prozent); es ist der Tag, wo die Löhne ausbezahlt werden und der Sonntag in Aussicht steht; während Montag und Dienstag besonders hoch stehen (15,20 und 15,71 Prozent), wahrscheinlich, weil der Kummer und die Ernüchterung nach etwa durchschwelgten Festtagen als Ursachen in den Vordergrund traten. Höchst charakteristisch ist dabei der Unterschied von Weib und Mann. Das Weib geht nämlich relativ häufiger, ja geradezu am öftesten des Sonntags in den Tod (weil der nichtsnutzige Mann am Abend vorher den Wochenlohn vertrunken hat), am seltensten am Sonnabend (Scheuertag) und am Montag (wo die Arbeit beginnt), während die Männer der obigen allgemeinen Regel folgen und den Montag und Dienstag am liebsten zu der verhängnißvollen That wählen. A. O. Kl.

Die verpönte Pelzmütze. — Die Kleiderordnungen, welche in früheren Jahrhunderten und namentlich während des Mittelalters zur Einschränkung des Luxus gebräuchlich waren, führten nicht selten zu tragikomischen Auftritten. Einer der kuriosesten dieser Fälle trug sich noch im Jahre 1787 in der sächsischen Stadt Eibenstock zu. Dort lebte damals ein Mann Namens Meißner, ein sogenannter Stadtpfeifer (womit zu jener Zeit der Direktor eines Musikcorps bezeichnet wurde, der im Dienste der Stadt stand und bei festlichen Gelegenheiten mit seinen Musikanten aufzuspielen hatte). Dieser, der kleinbürgerlichen Sphäre angehörige Mann, der nur über ein sehr bescheidenes Einkommen zu verfügen hatte, besaß ein hübsches Töchterlein, das sich seines herzgewinnenden Aussehens gar wohl bewußt war und sich nur

allzugerne herausputzte. Einer der Taufpathen des Mädchens, ein begüterter Mann, der sein Wohlgefallen an der zierlichen Dirne hatte, schenkte ihr eines Tages eine mit Pelz verbrämte Sammetmütze, wie sie nur von vornehmen Damen getragen wurde. Die schmucke Kopfbedeckung kleidete das Mädchen vortrefflich und ließ ihr hübsches Gesichtchen nur um so anmuthiger hervortreten; allein in der Stadt und namentlich unter dem weiblichen Theil der Bewohnerschaft entstand darob ein großes Aufsehen. Stadtpfeifers Töchterlein, hieß es, überschreite mit diesem Putz die Grenzen ihres Standes und das sei nicht zu dulden. Als die Schöne nun mit ihrer Pelzmütze eines Sonntags die Kirche besuchte und Aller Augen auf sich zog, hielt es der Herr Stadtrichter für nöthig, dem Vater derselben einen amtlichen Befehl zugehen zu lassen, worin derselbe angewiesen wurde, seiner Tochter das fernere Tragen der Mütze zu verbieten, widrigenfalls ihr dieselbe weggenommen werden müsse.

Das paßte aber dem Stadtpfeifer nicht; er fand in diesem Vorgehen eine ganz unbegründete Härte, der er sich nicht zu fügen brauche, und wandte sich deshalb an die vorgesetzte Behörde, das Kreisamt in Schwarzenberg, welcher er die beanstandete Pelzmütze fein säuberlich eingepackt zur Begutachtung übersandte mit dem allerunterthänigsten Ersuchen um belehrenden Bescheid, ob das Tragen dieser Kopfbedeckung Seitens seiner Tochter anstößig und gesetzwidrig sei. Der streitige Fall wurde darauf durch die Behörde einer gründlichen Prüfung unterzogen, die Mütze sorgsamst in Augenschein genommen und das Für und Wider gehörig erwogen. Schließlich entschieden sich die Herren Räthe dafür, das fragliche Kleidungsstück als unverfänglich und passirbar zu erklären.

Jetzt wurde aber die Sache für Eibenstock erst recht beunruhigend. Der Stadtrichter hatte nun einmal sein Urtheil im entgegengesetzten Sinne abgegeben und wollte sich nicht als geschlagen

ansehen lassen, während der Stadtpfeifer mit seiner Tochter in der Pelzmütze nun erst recht paradiren zu dürfen glaubte und keine Gelegenheit vorüber ließ, sich mit ihr öffentlich zu zeigen. In der Bürgerschaft aber bildeten sich förmlich zwei einander feindlich gegenüberstehende Parteien, von denen die eine für, die andere gegen die Pelzmütze auftrat. Der Stadtrichter trug die Angelegenheit nun dem Rathskollegium vor und wußte dieses für sich zu gewinnen, so daß dasselbe ein Erkenntniß dahingehend ausfertigte, daß es mit dem Verbote der Pelzmütze sein Bewenden haben müsse. Diese Parteinahme gegen den Bescheid des Kreisamtes brachte aber nur noch mehr Aufregung unter die Bürgerschaft, und Viele drangen in den Stadtpfeifer, auf seinem Recht zu bestehen und sich an das Verbot nicht zu kehren.

Das geschah denn auch. Jungfer Meißnerin, wie sie im Volksmunde titulirt wurde, erschien am darauffolgenden Sonntag, gleich als wäre nichts weiter geschehen, abermals mit der verpönten Pelzmütze in der Kirche; diesmal aber sollte es zum Eclat kommen. Der Stadtrichter, der dies vorausgeahnt haben mochte, hatte den Rathsdiener an der Kirchenthür aufgestellt, und als nun das Stadtpfeifertöchterlein nach Beendigung des Gottesdienstes heraustrat, ließ er ihr öffentlich die Mütze vom Kopfe nehmen. Zu dem Mädchen, das ob der ihm angethanen Schmach in helle Thränen ausbrach, traten angesehene Männer und versprachen ihr Beistand, wenn sie den widerfahrenen Schimpf nicht ruhig hinnehme, sondern auf ihrem kreisamtlich bestätigten Recht bestehe. Ja, einige wohlhabende Leute, darunter sogar der Bürgermeister Gläßner, gingen so weit, daß sie, um die Gegenpartei zu ärgern, zusammensteuerten und der Jungfer Meißnerin eine neue, noch viel schönere Pelzmütze kauften.

Das Halloh in der Stadt, als das Mädchen mit dem neuen Kopfschmuck erschien, kann man sich vorstellen. Wer weiß, wie

lange sich der Handel noch weiter fortgesetzt und zu welchen Auftritten er noch geführt hätte, wenn der Stadtrichter nicht endlich an die Landesregierung nach Dresden, als oberste Behörde, Bericht erstattet und um endgiltige Entscheidung gebeten hätte. Diese kam nach einigen Wochen und bestätigte das Urtheil des Kreisamtes, der Stadtrichter erhielt den Befehl, die mit Unrecht beschlagnahmte Kopfbedeckung der Jungfer zurückzustellen, die Kosten des Verfahrens aber wurden dem Rathe zur Last gelegt. Ob der Krieg damit völlig zu Ende war, ist leider aus den noch vorhandenen Akten nicht zu ersehen. Wtl.

Theuer bezahlte Eitelkeit. — König Friedrich I. von Preußen malte bekanntlich gerne in seinen Mußestunden, und war, obgleich seine Bilder nur sehr geringen Kunstwerth hatten, nicht wenig eitel auf sein Talent. Einst hatte er ein Gemälde zu seiner besonderen Zufriedenheit beendet, ließ einen Kunsthändler kommen, dessen Laden er öfter besuchte, und fragte ihn, was dies Bild wohl werth sei.

Der Händler, seine Verlegenheit bewältigend, antwortete: „Unter Brüdern zweihundert Thaler."

„Dafür soll Er's haben!" rief der König, erfreut, so viel Geld verdient zu haben. Am nächsten Tag erhielt der Kunsthändler Bild und Rechnung und bezahlte den Preis mit stillem Aerger. Und was that er? Er ließ das Bild kostbar einrahmen, befestigte einen Zettel daran, worauf stand: „Von Seiner Majestät dem König eigenhändig gemalt," und stellte es an sein Schaufenster. Die Zuschauer sammelten sich massenhaft, und Mancher übte eine herbe Kritik. Der König hörte von den Aufläufen der Menge, gerieth in großen Zorn über die Indiskretion des Kunsthändlers, ließ ihn kommen und machte ihm heftige Vorwürfe.

„Verzeihung, Majestät," erwiederte der Mann ruhig, „ich bin Kaufmann und kaufe Gemälde nur zum Wiederverkauf. Dabei muß ich die Namen der Meister nennen."

„Aha, ich verstehe,“ sagte der König, „aber ich will das Bild wieder kaufen; was kostet's?“

„Dreihundert Thaler,“ sagte der Händler.

Der König biß sich auf die Lippen, zahlte dann, ließ sich aber nie wieder bei dem Händler sehen. —dn—

Eine berühmte Forscherin, die sich mit Gefahr ihres Lebens der Wissenschaft widmete, hatte das 17. Jahrhundert in der Tochter des bekannten Kartographen und Kupferstechers Merian zu Frankfurt am Main aufzuweisen, dessen Topographie von Europa sich noch heute als seltenes Exemplar mit seinen Kupfern in Bibliotheken vorfindet und so Kunde von dem erstaunlichen Fleiße und der Sorgfalt gibt, mit welcher jenes Werk hergestellt wurde. Im Jahre 1647 wurde dem weltberühmten Kupferstecher und Geographen eine Tochter, Namens Sibylla, geboren, welche sich ziemlich jung mit einem Maler, Namens Gräfe, in Nürnberg verheirathete. Die Tochter des gelehrten Merian war selbst sehr gelehrt und wohl etwas pedantisch, sie konnte sich daher nicht gut mit ihrem lebenslustigen und etwas leichtsinnigen Gatten vertragen, und nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte, trennte sie sich von ihm und nannte sich fortan wieder nach ihrem Vater Sibylla Merian. Sie widmete sich jetzt ganz dem Studium der Zoologie, insbesondere der Insekten, und faßte im 53. Lebensjahre, im Jahre 1700, den kühnen Entschluß, nach dem damals kaum dem Namen nach bekannten Surinam zu gehen, um dort Insekten und Gewürm an Ort und Stelle zu studiren. Dem furchtbaren Sumpfklima, in welchem sie sich aufhalten mußte, allen den tausend Gefahren, welche die schon ältliche Frau umgaben, wußte die kühne Forscherin lange zu trotzen, indeß nach Jahresfrist wurde sie durch ein sie gänzlich aufzureiben drohendes Fieber doch gezwungen, nach Europa zurückzukehren. Vier Jahre später gab sie dann ihr berühmtes Werk über die Insekten heraus, welches geradezu

epochemachend für die Naturgeschichte wurde, und dessen Exaktheit und Genauigkeit wir noch heute bewundern müssen. Das Werk erschien in französischer und in lateinischer Sprache, denn beide beherrschte die Tochter des gelehrten Geographen. Trotzdem sie sich aber schon durch dieses Werk die Unsterblichkeit in der Wissenschaft gesichert hatte, rastete sie doch nicht. Sie brachte auch ihre Tochter in den Dienst der Wissenschaft, indem sie dieselbe nach Surinam verheirathete und sie veranlaßte, von dort aus immer neue Studienobjekte und auch Zeichnungen, die sich auf die Naturwissenschaft bezogen, zu senden, sie selbst arbeitete weiter an einem großen Werke, welches den zweiten Theil zu dem erstherausgegebenen bilden sollte. Es gelang ihr auch unter unsäglichen Mühen, dieses Werk zu vollenden, aber ihr Körper litt schwer unter den Folgen ihrer Reisen und der Strapazen, welche die Frau zu überstehen gehabt hatte. Als sie mit der Herausgabe des dritten Theils beschäftigt war, starb sie im Alter von 70 Jahren, im Jahre 1717, und hinterließ ihrer Tochter die Herausgabe des letzten Theils ihrer Werke. O. Kl.

Zahme Amphibien. — Der Naturforscher Blumenbach (gest. 1840) erzählt von einem gezähmten Krokodil, das einem Engländer in New-York gehörte. Dieser fing nämlich einen jungen Alligator und machte ihn so zahm, daß er ihm allenthalben wie ein Hund nachfolgte und viele Anhänglichkeit, ja eine gewisse Gelehrigkeit zeigte. Er besiegte dabei manche Schwierigkeiten, welche ihm sein Körperbau verursachte, und brachte es sogar dahin, daß er seinem Herrn die Treppen hinauf und hinab nachfolgte. Der Liebling dieses Alligators war eine Katze, welche die Zuneigung des Amphibiums auch erwiederte. Beide schliefen nebeneinander und aufeinander. Der Alligator gab unverkennbare Zeichen seiner Freude und Zufriedenheit von sich, wenn die Katze kam, und war unruhig und unzufrieden, wenn sie abwesend war. Minder zärtlich zeigte er sich gegen einen an-

geketteten Fuchs, der ihn wahrscheinlich geneckt hatte. Er griff denselben mehrmals an und versetzte ihm sehr derbe Schläge mit seinem Schwanze Man nährte dieses Thier mit rohem Fleisch und mit Milch, welche es sehr gerne trank. C. T.

Ein altenglischer Auktionsgebrauch. — Im 17. Jahrhundert bediente man sich bei Auktionen in England nicht, wie es jetzt gebräuchlich ist, des Hammers, um anzuzeigen, daß dem Meistbietenden der versteigerte Gegenstand als sein Eigenthum zugesprochen ist, sondern es wurde ein „Zoll Lichtkerze" angezündet und Derjenige als berechtigter Käufer erklärt, bei dessen Gebot der Docht des Lichtstumpfes erlosch. In der bekannten Oper „Die weiße Dame" von Boieldieu findet man diesen Gebrauch auch angewendet, und S. Pepys weiß in seinen auch von Macaulay benutzten Tagebüchern ergötzlich davon zu erzählen. Er berichtet, wie drollig es bei Schiffsauktionen für den Zuschauer gewesen sei, zu beobachten, wie langsam und langweilig anfänglich das Bieten von Statten gegangen; je weiter jedoch die Kerze herabgebrannt, desto lebhafter sei man geworden, und nicht selten wäre es vorgekommen, daß Etliche gleichzeitig geschrien und nachträglich darüber gestritten hätten, bei wessen Gebot die Kerze erloschen sei. Derselbe Gewährsmann erzählt auch von einem Bieter, der die Chancen zu berechnen verstand; er hatte nämlich beobachtet, daß, sobald das Licht im Begriffe ist, zu verlöschen, der Rauch niedergeht; nach diesem Zeichen richtete er seine Gebote ein, und es gelang ihm mehrmals, die Mitbietenden zu schlagen. Als man freilich dahinter kam, schlug man ihn, nämlich mit den Fäusten. J. H.

Ein sonderbarer Heirathsvermittler. — Es ist gewiß nicht uninteressant, zu erfahren, welche große Rolle der Tabak in manchen Ländern spielt, und nur Wenige werden wissen, daß derselbe sogar den Heirathsvermittler macht. In Guatemala nämlich ist es Sitte, daß junge Männer die Cigarre in folgender Weise be-